

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

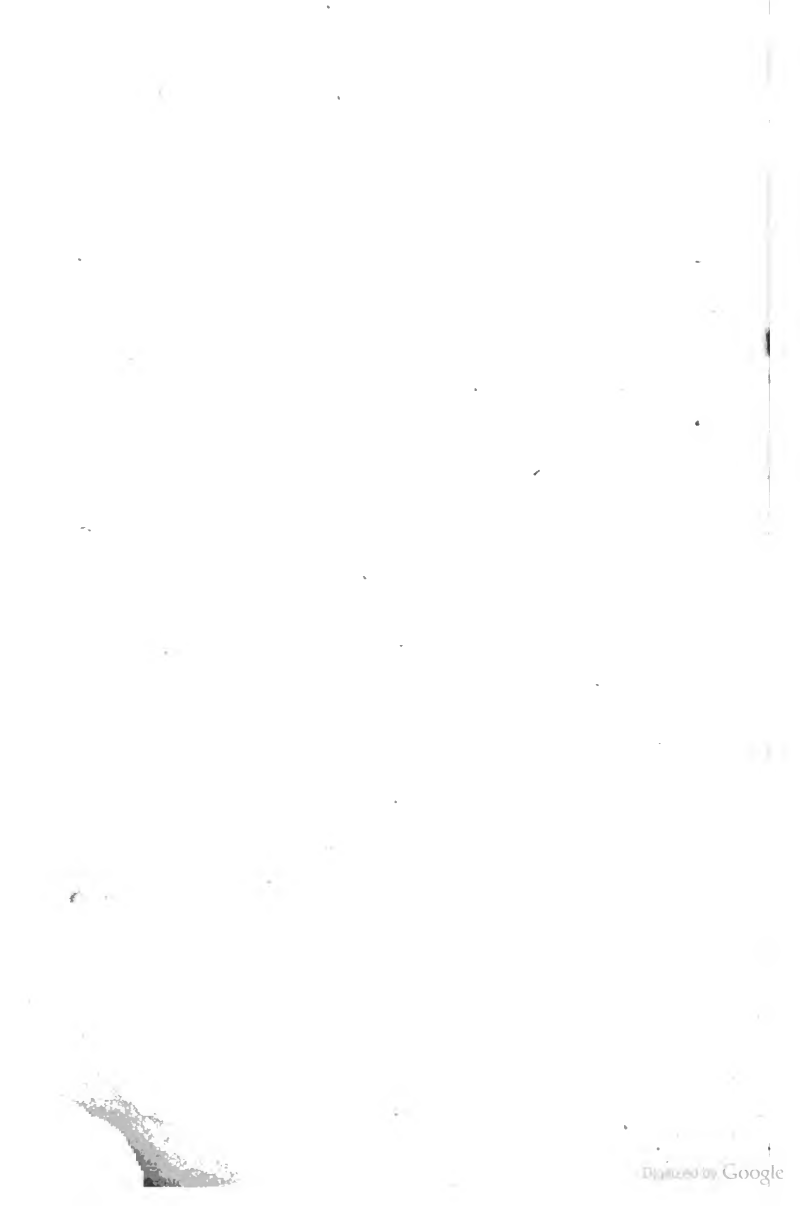
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Seltsame Geschichten.



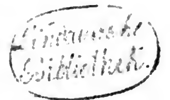
Seltsame Geschichten.

Erzählt

von

Heinrich Koenig.

> Wohlgestimmt erduldet,
> Wenn Seltsames vielleicht vor Euch erscheint.
> Hat der Erzähler einiges verschuldet,
> Im höhern Sinne ist es gut gemeint.
>
> Goethe.



Frankfurt a. M.

Meidinger Sohn und Comp.

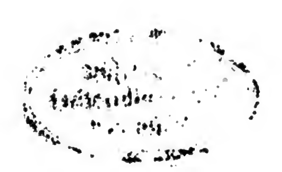
1856.



Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

I.

Am Hofe des Landgrafen.





Man erblickt zuweilen neben einem in all' seinen Farben glühenden Regenbogen einen zweiten, — bruchstückweise und in vereinzelten Farben von jenem gleichsam abgeschimmert.

So standen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwei deutsche Regenten, zwei Friederiche, jeder auch der Zweite zubenannt, neben einander, — Friederich der Große von Preußen, und Landgraf Friederich von Hessen, beide auf demselben dunkeln Hintergrund eines im östreichischen Erbfolgekriege zwischen Preußen und Hessen gegen Oestreich geschlossenen geheimen Unionsvertrages. König Friederich war acht Jahre älter und zwanzig Jahre früher an die Regierung gekommen, als der Landgraf, den er auch noch um beinahe ein Jahr überlebte.

Es sind nur wenige Farben, mit welchen der Landgraf dem strahlenden Könige matt nachleuchtet. Vom Ruhmesglanze des Feldherrn, von der schöpferischen Thätigkeit des Staatsmannes und Regenten ist mit Hinblick auf den Landgrafen nicht zu reden. Nur dessen

Gunst für Wissenschaft und Künste und seine Vorliebe für französische Sprache und Literatur erinnern an den großen Fritz; und jenes Leben des königlichen Kronprinzen in Rheinsberg, wo dieser sich mit Gelehrten, Musikern und Künstlern umgab und mit Voltaire briefwechselte, wiederholt sich unter der Regierung des Landgrafen sogar breiter und bedeutender, weil dieser Fürst seine lebhafteste Beeiferung gerade darauf verwendete, und in der günstigen Zeit nach dem siebenjährigen Kriege ausgezeichnete Köpfe für die Casseler Schule gewann, mit welcher er seinen einsamen Hof in eine leichte Verbindung setzte.

Um dieser Männer willen, die zum Theil in der Geschichte der Wissenschaften mit berühmten Namen glänzen, verdient jene, seitdem in Cassel ohne Wiederholung gebliebene Zeit eine freundliche, wenn auch nur flüchtige Erinnerung. Vielleicht, daß die Leser, deren Aufmerksamkeit und wenig heitre Theilnahme in den letzten Jahren auf jene Residenz gelenkt worden ist, sich von dem landgräflichen angenehm überrascht finden, und doch auch schon einige Keime der spätern Zeit wahrnehmen.

Friederich, im Sommer 1720 geboren, war schon als zwölfjähriger Knabe nach der damals berühmten Akademie in Genf gebracht worden, wo er neben dem Unterrichte seiner heimischen Lehrer bei den Professoren



Calandrin Mathematik, bei Bourlamaqui Natur- und Völkerrecht und bei Necker deutsches Staatsrecht hörte.

Nachdem er sich hierauf im östreichischen Successionskriege militärisch versucht hatte, unterlag er der damals wieder, besonders gegen fürstliche Personen, in Bewegung gesetzten katholischen Bekehrungspolitik. Er war 29 Jahre alt, mit Maria, einer Tochter Georg's II. von Großbritannien, vermählt und Vater dreier Söhne, als er beim Kurfürsten von Köln, einem baierischen Prinzen, während dieser sich zu Neuhaus in seinem Stifte Paderborn aufhielt, einen Besuch machte, und — sanft und gutmüthig, wie er war — zum Uebertritt in die katholische Kirche bewogen wurde.

Mit diesem empfänglichen Naturel und einer phantasievollen Sinnlichkeit für Musik und Malerei gehörte der Prinz zu jenen begabten Menschen, auf welche die Pracht der katholischen Kirchen und der fremdartige Pomp symbolischer Ceremonien einen bezaubernden Eindruck machen. Und wer weiß, was gerade die Persönlichkeit des Kurfürsten dabei vermochte! Es war eben jener galante und üppige Clemens, an dessen Hofe nur französisch gesprochen und parisisch gelebt wurde. Denn er hielt sich gern am Hofe Ludwig's XV. auf, obgleich der hochmüthige Fürst, der zu Hause 150 Kammerherrn hatte, sich dort bequemen mußte, vor dem sitzenden Könige zu stehen, und an der Tafel des

Dauphin zu unterst unter den lustigen Hofleuten seinen Platz zu nehmen.

Und mit diesem scharfen persönlichen Beigeschmack für Hofgelage verband dieser Mann die erzbischöfliche Würde in jenem magischen Gebiete, worin mit lateinischen Worten gezaubert wird, und gehörte zugleich als Kurfürst dem heiligen römischen Reich an, aus welchem er einem schwärmerischen Erbprinzen in des Kaisers Namen — Länderzuwachs und den gräflichen Kurhut versprach. — Das alles that seine Wirkung, und Prinz Friederich legte das katholische Bekenntniß in die Hände des Kurfürsten-Erzbischofs ab.

Seine Bekehrung hing mit den großen Anstrengungen zusammen, die — heut wieder erneuert — um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden, den Protestantismus auszutilgen. Clemens selbst hatte schon das Seinige gethan, den protestantischen Gewerbs- und Handelsleuten in seinem Gebiete so zuzusetzen, daß sie es verließen, und mit ihrem Fleiß und Vermögen in's Bergische übersiedelten. Eben so wurden die Protestanten in der Pfalz von dem frischen Eifer der ebenwohl bekehrten Neuenburger Linie verfolgt.

Im hessischen Hause war Friederichs Rückschritt nicht der erste Fall. Just ein Jahrhundert früher war Prinz Ernst, der sechste Sohn des Landgrafen Moriz

des Gelehrten, während eines Aufenthaltes in Wien durch Vermittlung des Kapuziners Valerian katholisch geworden, hatte der Uebertritt anfänglich durch Reisen geheim gehalten, nachher sich aber in Ausbreitung seines Glaubens desto eifriger erwiesen.

Auf ähnliche Weise hielt auch Prinz Friederich seinen Uebertritt 5 Jahre geheim. Er besuchte Paris, und nahm abwechselnd an verschiedenen Höfen einen ausweichenden Aufenthalt, bis endlich durch seinen vertrauten Umgang mit dem Bischofe von Augsburg und durch Besuch der Messe in Aachen die Sache ruchbar wurde, und sein Vater, Landgraf Wilhelm VIII., nach seiner Rückkehr aus Schlangenbad und Hanau, im September 1754 von verschiedenen Höfen Winke über den Religionswechsel seines einzigen Sohnes erhielt.

Der Landgraf, ein Mann von Ernst und Einsicht, nahm die Sache hoch auf. Er beschickte seinen Sohn mit dem Geheimerath von Eyben und dem General Diede zum Fürstenstein. Der Prinz bekannte seinen Uebertritt, und erhielt Zimmerarrest zu den Verhandlungen mit einigen Ministern in Betreff der Sicherungsmaßregeln zur Aufrechthaltung des Protestantismus in den Cassel'schen und Hanauischen Landen, so wie der Erziehung der Kinder des Prinzen im reformirten Glauben. Friederich erwies sich wohlgesinnt und fügsam; so daß eine Uebereinkuuft, — die sogenannte Re-

ligionsversicherungsacte bereits am 1. October 1754 zu Stande kam.

Aber der Hofhalt des Erbprinzen erlitt durch die Bestimmungen dieser Acte eine große Veränderung. Seine Gemahlin trennte sich mit ihren drei Söhnen von ihm, und erhielt ihren standesmäßigen Unterhalt auf die vom Landgrafen in bestimmter Weise abgetretene Grafschaft Hanau angewiesen.

Die Erbprinzessin, drei Jahre jünger als Friederich, und unter Obhut und Leitung ihrer königlichen Mutter Karoline, einer Tochter des Landgrafen von Brandenburg, mit großer Sorgfalt erzogen, war 17jährig mit ansehnlichem Gefolge aus England herüber gekommen, und im Sommer 1740 dem 20jährigen Erbprinzen angetraut worden. Sie hatte ihm drei Söhne geboren, und sich mit ihrem ernsten, unterrichteten Geiste der Erziehung derselben gewidmet, als die Trennung des verschiedengläubigen jungen Paares erfolgte. Im December desselben Jahres 1754 wurden die Prinzen, der jüngste erst 7jährig, nach Göttingen gebracht, und begaben sich zwei Jahre später, hauptsächlich auch den kriegerischen Bewegungen des siebenjährigen Krieges auszuweichen, an den dänischen Hof nach Kopenhagen.

Dieselben Wechselfälle des Krieges nöthigten auch den Kasseler Hof wiederholt zur Flucht und zu Wech-

seln des Aufenthaltes. Auf diesen Reisen und Zwischenresidenzen in Hamburg, Bremen und Rinteln begleitete Prinzessin Maria stets ihren Schwiegervater, den Landgrafen Wilhelm, um sich der Pflege und Erheiterung des greisen Fürsten zu widmen. Mit dieser Anhänglichkeit stand sie auch am Sterbelager desselben, und erst als er hingeschieden war, verließ sie Rinteln, und nahm ihren vorläufigen Aufenthalt in Zelle.

Als nun mit dem 1. Februar 1760 Friederich seinem Vater in der Regierung folgte, sah man in Hessen mit der lebhaftesten Besorgniß den Neuerungen entgegen, die er vornehmen werde. Und man hatte Grund zu Befürchtnissen. Die öſtreichische Politik blieb nicht unthätig. In Wien hatte man die vom Prinzen ausgestellte Acte für eine unverpflichtende Beschränkung der monarchischen Machtvollkommenheit des neuen Landgrafen erklärt. Aber Friederich ergriff diese dargebotene Hand nicht: er hielt fest an der politischen Verbindung mit Preußen und an der kirchlichen Verfassung die er beschworen hatte.

Statt der gefürchteten Reaction richtete der neue Landgraf, sobald der Krieg, der auch ihn wiederholt aus der Residenz getrieben hatte, beendigt war, seine Thätigkeit auf große Unternehmungen, — auf Erweiterung und Verschönerung Kassel's und auf Errichtung wissenschaftlicher Anstalten. Wiederholte Reisen nach

Paris und Italien steigerten sein Interesse und seinen Geschmack.

Es lag bei Friederich's Regierungsantritt eine Trauer auf der Residenz, nicht bloß in Folge wiederholter Belagerungen und Kriegsverheerungen, sondern auch des allzu ökonomischen Sinnes des verstorbenen Landgrafen, der das Personal des Militär- und Civilstaates und den Aufwand des Hofes auf's Aeußerste beschränkt hatte. Nun schlug jenes Wohlgefallen seines Sohnes an Pracht und Prunk, das ihn zuerst kirchlich verstrickt hatte, in's Weltliche mit üppiger Entfaltung durch. Cassel bekam einen Hofhalt, der für damals prächtig heißen konnte, und erst später durch Jerome's Napoleon'schen Aufwand überboten wurde. — —

Landgraf Friederich, ein hübscher Mann von mittler Statur, etwas corpulent bei männlicher Haltung, war für Hessen ein fürstlicher Vertreter des 18. Jahrhunderts, nicht bloß durch Glanz, Ueppigkeit und Weichlichkeit des Hoflebens, sondern auch durch Geschmack und Gunst für Wissenschaft und Künste. Ein heiterer Vierziger, gütig und von gemüthlichen Absichten bewegt, umgab er sich gern mit fröhlichen und sinnreichen Menschen. Von dem Museum und der großen Menagerie, aus der Gesellschaft der Alterthümer und von den Gelehrten der Karlsschule kehrte er dann gern zu seinem französischen Theater, zu seinen Tonkünstlern

und italienischen Sängern und zur romantischen Falkenbeize um das Schloß zu Wabern zurück.

Bei seinen ernsten Richtungen fehlte es ihm leider nicht an Sonderbarkeiten, die eine Anziehungskraft auf wunderliche Käuze und Abenteurer ausübten; wodurch der Kreis bedeutender Köpfe, die bleibende Werke schufen, mit ergötzlichen Phantasten durchsetzt wurde, die nur Anekdoten hinterlassen haben.

Die Abgeschiedenheit des Fürsten von seiner Gemahlin entzog freilich dem glänzenden Hof ein anmuthiges Frauenleben. Es war so zu sagen — ein einschläfriger Hofhalt. An Neigungen des Herzens fehlte es natürlich nicht; aber man mußte sie zu den Cryptogamen zählen, zu jenen Liebesverhältnissen, die keine social anerkennbaren Organe darbieten. Ja, sie waren zum Theil erotisch, ausländisch; wie denn unter den Favoritinnen auch eine Mademoiselle F. — abgelegte Maitresse des Herzogs von Bouillon — eine Rolle spielte.

Was nahm der deutsche Adel damals nicht alles von Paris an, — gebraucht oder ungebraucht!

Doch wir forschen diesen Cryptogamen nicht weiter nach, sondern wenden uns den Phanerogamen zu, — dem Kreise jener mehr oder weniger ausgezeichneten Männer, die in offen blühender und fruchtender Thätigkeit manche berühmten Namen und theilweise noch

immer geschätzte Werke hinterlassen haben. Durch sie machte Friederich seine Residenz zu einem der Glanzpunkte, in jener Zeit, wo mit dem Frühlingsanbruch unserer Literatur, abwechselnd in Berlin und Göttingen, in Leipzig und Halle, in Pempelfort und Weimar geniale Köpfe mit literarischem Schaffen, glänzende Talente mit poetischem Lenzgesange die Begeisterung und Erwartung der Nation erregten.

Dem Fürsten standen nach der einen oder andern Seite seines Lebenskreises verschiedene Männer von Ansehen und Einfluß näher oder entfernter. Als Vermittler der wissenschaftlichen Absichten Friederichs tritt ein interessanter Mann hervor der, selbst von ungewöhnlichem Bildungsbestreben beseelt, und durch hohe Stellung, wie durch persönliches Vertrauen begünstigt, gerade für erneuerte und neuzuschaffende Anstalten als der geeigenste Agent erschien.

Martin Ernst von Schlieffen,

aus Pommern gebürtig, hatte zuerst bei der Leibgarde Friederich's des Großen als Fähnrich gestanden. Zur Ausheilung eines Lungengeschwürs hatte er eines längern Urlaubs bedurft, als es seinem König gefiel, ward entlassen, und bei seiner Wiederanmeldung zum Dienste aus unbegreiflicher Laune von dem Monarchen schnöde und wegwerfend behandelt. Er wendete sich

mit Empfehlungen, besonders auch des preußischen Prinzen Heinrich, an den Casseler Hof, diente in den Feldzügen der Hessen gegen die Alliirten des siebenjährigen Krieges, und hatte es bis zum Obersten gebracht, als ihn Landgraf Friederich nach dem Friedensschlusse in seine Umgebung zog, und im Rang eines Generalmajors mit auf Reisen nahm.

Nach des Fürsten Rückkehr aus Italien ward er in 1772 Staatsminister und als Generallieutenant Oberst der Garde und Ritter des in 1770 gestifteten Ordens vom goldnen Löwen.

Zeitgenossen bezeichnen ihn, — den damals angehenden Vierziger — als den schönsten Offizier, die Miene voll Würde, Edelmuth und Geist, adelig nicht minder von Gesinnung, als nach dem alten Stammbaume seiner freiherrlichen Familie, dabei voll Anstand in Manieren, großdenkend und freimüthig. So kam er anerkennend, aufmunternd, beschützend den wissenschaftlichen Männern entgegen, die nach und nach, zum Theil von ihm berufen, sich am Karls-Collegium sammelten.

Seine Erziehung war sehr vernachlässigt worden; aber ein lebhaftes Bestreben um Kenntnisse und Bildung trieb ihn an, das Versäumte zu desto größerer Befriedigung als Selbsterwerb nachzuholen. Und nachdem in seiner früheſten Jugend ihm nur Dasjenige

beigebracht worden, was er als Mann nicht mehr festhalten mochte, hatte er als Fähnrich in Potsdam mit unsäglicher Mühe von selbst Latein gelernt, und nachher in Braunschweig, während einer Waffenruhe von Langweile belästigt, sich auch noch an's Griechische gemacht.

Es läßt sich erwarten, daß ein Fähnrich, ein schöner Offizier, den das Garnisonsleben so wenig zerstreuen kann, sich in männlichem Alter als Geschäftsmann noch ernster zusammenhalten werde. Wirklich verband Schlieffen mit dem Minister den Einsiedler. Er bewohnte auf dem neubebauten Königsplatze als Junggeselle ein schönes und breites Haus — jetzt Gasthof zum König von Preußen — einfach eingerichtet, aber zahlreich bedient. Seine eigenthümliche Lebensweise, früh 2 Uhr aufzustehen und nach eingenommenem Kaffe bis zur Parade zu arbeiten, Abends aber, oft schon um 7 Uhr, zu Bette zu gehen, war durchaus nicht nach dem Zuschnitt eines muntern Hoflebens, wie es sich in Cassel, besonders nach 1772, ausließ. Aber er hatte den Hof bald genug an seine Zurückgezogenheit gewöhnt, so daß es nur kurzweg hieß: „Der Schlieffen philosophirt wieder.“ —

Indeß befriedigte ihn diese Zurückgezogenheit noch nicht einmal, sondern so oft es der Geschäfte wegen anging, verließ er die Residenz, um auf seinem Gute Wendhausen, eine Meile von der Stadt, nur seinen

Studien zu leben. Dort, in der Verborgenheit eines Waldes, in einer durch einfache Nachhülfe sanft reizenden Naturumgebung, empfand er sich der behaglichsten Einsamkeit froh. Der Besuchende traf ihn an schönen Sommernachmittagen in einer einfachen Allee wandelnd, und ward zum Ausruhen in eine Einsiedelei von Rohr und Baumrinde geführt. Da erzählte der gemüthliche Mann gern von seinen Feldzügen und Reisen oder von einem verlornen Freunde, und wenn der Gast darnach war, von seinen Studien. Affen und andres Gethier trieben sich umher, und zur Erfrischung ward eine fette Milch angeboten, und der hochgrüne Rasen lud zum Gelage ein.

Zärtliche Stündchen cryptogamischer Neigungen hinter den Staatsgeschäften, französische Literatur neben der Falkenjagd ließen dem einsamen Landgrafen noch manches unbefriedigte Verlangen. Er versuchte es mit diesem und jenem. Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Gegenständen war am hessischen Hofe hergebracht. Friederichs Vater zwar hatte sich mehr das Fabrikwesen angelegen sein lassen; von dem früheren Landgrafen Karl aber weiß man, daß er sich viel mit Physik und Mechanik beschäftigte. Es war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß Denys Papin, der vertriebene Cal-

vinist aus Blois, von Marburg, wo er als Professor untergekommen war, nach Cassel zu reiten pflegte, um dem Landgrafen Karl seine kühnen Versuche mit dem Dampfe zu zeigen. Von ihm erfunden und nach ihm benannt ist bekanntlich der papinianische Topf, jenes cylindrische, dichtverschließbare Gefäß, worin harte Körper durch gesteigerte Hitze und Dampf gelöst werden. Papin hatte es sogar damals schon mit einem kleinen Dampfschiffe auf der Fulda versucht, und was dem genialen Beschwörer einer damals noch abgeneigten Naturkraft dabei mißlang, — kleine unerwartete Unglücke befriedigten wenigstens die Mißgunst der deutschen Naturforscher des Landgrafen, die nun desto lauter mit — „französischer Windbeutelei" um sich werfen konnten.

Unser Landgraf Friederich wendete sich mehr der jüngsten Tochter der Naturforschung, der Chemie zu. Sie, noch unerfahren und unklug, wie die Jugend ist, hatte sich damals auch mit den Rosenkreuzern zur Aufsuchung des Steins der Weisen, und zur Bereitung der Goldtinktur, sowie eines Lebenselixirs eingelassen. In Cassel gab man sich zu jener Zeit insgeheim viel mit dergleichen ab. Ob auch, wie an andern Höfen, unser Friederich Versuche machte, steht dahin, man weiß nur, daß ihn

Karl Prizier,

Professor an der Karlsschule, bei chemischen Tiegeln

und Retorten amüsirte. Er war ein Casselaner, hatte Berg- und Cameralwissenschaft studirt, und ging vom Sekretariat jener Behörde zum Professorat über. Die Studenten bekamen ihn aber selten auf dem Katheder zu hören, da er meist im Laboratorium des Fürsten in seinem schwarzen Kittel waltete. — —

Eine betrübende Erfahrung sollte dem Landgrafen von dieser Seite seines Interesses her begegnen.

Daß hochgestellte und vermögende Personen von mehr vertrauendem, als prüfendem Geiste eine starke Anziehung auf umherschweifende Gauner üben, kommt alle Tage vor. In jener Zeit aber waren sie vielleicht zahlreicher und verwegener, und zu den Abenteurern gesellten sich auch Schwärmer. —

Landgraf Friederich blieb von keiner Seite unversucht. Seine Art von Bildung und Herzensgüte machte ihn fremden und einheimischen Menschen zugänglich, die sich entweder mit der Absicht des Betruges näherten, oder hinter seinen Erwartungen mit Täuschung zurückblieben. Seitdem er nach so bedenklichem Religionswechsel ohne den zugesagten Länderzuwachs und Kurhut regierte, also nach jener großen politischen Täuschung, hatte er sein literarisches Vertrauen französischen Marquis und Chevaliers geschenkt. Nun erschien ein andrer Franzose, der sich durch das Laboratorium einschlich. Er gab sich für einen Fabrikanten pariser Por-

zellans aus, und sprach ein so feines Französisch, daß keine bescheidnen Zweifel des Bergrathes Fulda im besten kassler Deutsch dagegen aufkommen konnten. Der Fabrikant erhielt nach und nach, während er vier Monate lang an seinem Ofen und dessen Füllung baute und sich dabei mit schlauem Geheimthun der Aufsicht des dazu bestellten Bergrathes zu entziehen wußte — 12000 Rthlr. Eines trüben Morgens aber war er verschwunden, und es fand sich bei der Untersuchung am Ofen eine einzige ordinäre blaue Tasse, die der Landgraf aus Fulda's Händen empfing und mit den Worten zurückgab: „Sie haben viel Mühe mit dem Menschen gehabt; nehmen Sie zum Andenken diese kostbare Tasse, — sie kostet mich 12000 Thaler.“

— — — — — — — — — — — —

Bei diesem Vorfalle kam eine frühere Geschichte in Erinnerung, die mit einer deutschen Nichtswürdigkeit die Gaunerei des Franzosen aufwog.

Rudolph Erich Raspe,

ein Hannoveraner, hatte sich nach vollendeten Universitätsstudien als Sekretär an der Bibliothek zu Hannover bei dem Minister von Schlieffen in solches Vertrauen zu setzen gewußt, daß dieser ihn beim Landgrafen gegen dessen erste Abneigung geltend machte. Er war, 30 Jahre alt, im August 1767 als Professor der Alter-

thümer angestellt worden, und erhielt nach und nach die Aufsicht über die Antiquitäten und das Münzkabinet mit einem für damals bedeutenden, auf 1000 Rthlr. steigenden Gehalte.

Diese günstige Stellung und eine glückliche Berliner Heirath schwellten seinen natürlichen Hochmuth, seinen Eigendünkel und seine Selbstgenügsamkeit in's Anmaßliche. Gegen die Abneigung des Publikums nahm ihn Schlieffen unter sein persönliches Ansehn. Raspe, unruhig, genuß- und geldgierig, brachte den Landgrafen zu dem Aufwande, ihn die Paderborner Klöster bereisen zu lassen, um Abschriften der Klosterschätze für die Bibliothek zu erwerben. Ja, er setzte es durch, daß er auf Kosten des Landgrafen nach Italien geschickt wurde, um Kunstsachen und Alterthümer zu gewinnen.

Doch der erste Schritt zu dieser erwünschten Reise, führte seinen Sturz herbei. Er hatte Urlaub erhalten, seine Familie auf die Dauer seiner Abwesenheit nach Berlin zu bringen, und schickte von Münden aus, als vergessen, den Schlüssel zum Medaillenkabinet ein. Aber die Uebernahme des Kabinets von Seite eines Stellvertreters nahm den Gang nicht, den er sich versprochen haben mochte. Man sucht nach dem Inventar, und da sich keines findet, wird er zum Zwecke der Ueberlieferung des Kabinets zurückberufen. Prahlereien mit unterwegs gemachten hohen Bekanntschaften überheben

ihn der gemeinen Geschäftsordnung nicht, und so überraschte er eines Nachmittags den Minister von Schlieffen in dessen Wendhäuser Einsiedelei mit dem Geständnisse, daß er aus dem Medaillenkabinete 2000 Rthl. an Werth entwendet, und für 300 Rthlr. beim Lombard versetzt habe, auch weder dies, noch die 700 Rthlr., mit denen er in Besoldungsvorschusse stehe, zu ersetzen im Stande sei.

Erstaunt, entsetzt über den Menschen, der seines Fürsten und seines Gönners Vertrauen so schmählich mißbraucht hatte, erklärte ihm der Minister, — so unwerth er sich durch seine Schandthat alles Wohlwollens gemacht habe, so wolle er doch hier auf seinem stets nur gastlichen Landsitze seiner Macht, ihn festnehmen zu lassen, vergessen, da hierdurch das Entwendete doch nicht wieder erlangt werde; aber Rath wisse er ihm nicht, und von ihm selbst wolle er nichts mehr wissen.

Raspe entwich nach Braunschweig, wo er den Herzog um gnädige Verwendung beim Landgrafen anflehte. So bereitete der Unverschämte seinem Gönner von Schlieffen auch noch den Verdruß, daß der Fürst des Ministers Vorwissen von der Flucht erfuhr.

Der Steckbrief, der den Professor verfolgte, zeichnet uns ein wenig den äußerlichen Menschen. — Raspe war von mittlerer Statur, länglichen Gesichts mit kleinen Augen und großer gebogner, spitzer Nase; er trug sein rothes Haar unter einer kurz am Kopfe gebundnen

Beutelperrücke, und hatte einen raschen Gang. Er wechselte mit mehreren Röcken, — einem rothen mit Golde, einem von schwarzem Tuche, einem blau-manchesternen und einem von grauem Zeug.

Schade, daß wir nicht auch von den andern Hofprofessoren — Steckbriefe haben, um sie ein wenig portraitiren zu können! — —

In Clausthal festgenommen, entkam die diebische Elster noch einmal, und erreichte England, wo sie umherstrich, und von ihren Federn lebte. Raspe übersetzte Lessings Nathan in's Englische, englische Schriften in's Deutsche, schrieb über Ossian, über Elephantenzähne und über Mineralwasser. Man schätzte ihn als brauchbaren Gelehrten, und lieferte ihn nicht aus. Er starb in Irland im Jahre 1794.

Ob wohl der leichtfertige Mensch, wenn er etwa Mitglied eines Treubundes gewesen wäre, sich dadurch von Veruntreuung öffentlicher Werthe hätte abhalten lassen?

Bei solchen Vorkommnissen fällt man leicht auf die Frage nach dem Zustande der Staatskassen und der Finanzen. Und — es soll ziemlich flau damit ausgesehen haben.

Abgesehen von so viel Bedeutendem, was der Landgraf für Kunst und wissenschaftliche Anstalten ausführte, war auch solche fürstliche Gutherzigkeit, die sich auf der Philosophie des 18. Jahrhunderts — „Leben und Leben lassen" wiegte, wenig geeignet, Schätze zu sammeln; indeß ein verschwenderischer Hofhalt, bei dem Alles bis hinab zu den zechenden Lakaien es sich wohl sein ließ, recht gemacht war, die Kassen zu erschöpfen. Die reichen Quellen des nachmaligen Hausschatzes flossen noch nicht, — die englischen Subsidien für die hessischen Bataillone, mit denen Friederich ein gutes Geschäft nach Amerika machte.

Dabei war das fatale System der Finanzverpachtung unter Umständen, wie die oben angeführten, doppelt unheilvoll, gerade weil es das greifbarste Geld schaffte, wodurch die ausgebenden Hände leichtfertiger, und die Quellen des Einkommens zu Grunde gerichtet werden. —

Die Finanzen herzustellen, ward ein gewisser Bopp aus Preußen verschrieben, und scheint es ganz richtig, nämlich bei den Ausgaben, angepackt zu haben; denn er hatte bald genug eine lauernde Gegnerschaft am Hofe. Auch spricht es für ihn, daß er aus Unmuth über die unzureichenden Einnahmeziffern sein geheimes Tagebuch mit sarkastischen Bemerkungen füllte. Doch gerade an diesen Witzen, die ihm dann und wann

unvermuthet aus der Tasche fielen, gelang es seinen Widersachern, ihn zum Stolpern und zum Fall zu bringen.

Auch dem Lottospiel begegnen wir zu jener Zeit in Cassel. Diese täuschenden Künste waren damals an den Höfen sehr beliebt, und vielfach in den Händen von Italienern. So betrieb um jene Zeit ein gewisser Graf Bollo, ein Genueser, in Coblenz unter Clemens Wenzeslaus eine Zahlenlotterie, und der Sinistrario, der in Cassel sein Kunststück machte, war aus Mailand. Er betrog die Kasse um 70,000 Rthlr. —

Wie es mit dem untergeordneten Rechnungswesen aussah, geht aus einer heitern Anekdote hervor.

Bei Gelegenheit einer Hetzjagd war ein Forstlaufer um seinen Tressenhut gekommen, und klagte es dem Hofjägermeister. — Bring' ihn nur in Rechnung! lautete der Bescheid. Doch derselbe gnädige Herr strich den Betrag des verlornen Hutes, als er ihn unter den Ausgaben ausdrücklich aufgeführt fand, und erklärte dem sich beschwerenden Forstlaufer: In die Rechnung sollst du ihn bringen, hab' ich gesagt, nicht auf die Rechnung.

Das war ein „Tölpel merk's" für manche Fälle, und bestätigte Horazen's Behauptung: Est modus in rebus! — —

Die Wege des Fortkommens für Menschen, die das Glück barfuß gelassen hat, richten sich nach Zeiten und Umständen. Vielleicht ist es nicht uninteressant zu betrachten, wie der deutsche Poet sich an jenem französirenden Hofe fortbrachte, nachdem man weiß, wie der große Friederich in Berlin die deutsche Poesie ansah.

Casparson,

der Vertreter der hessischen Poesie von damals, gehörte zu jenen wissenschaftlichen Köpfen, die unser Friederich bei seinem Regierungsantritte bereits antraf. In die poetische Region hatte ihn ein seiner Zeit hochberühmter Mann gezogen, — der literarische Sultan Gottsched. Der Ruhm dieses Namens, die stattliche Person seiner Magnificenz begeisterte den jungen, 22jährigen Casparson zu einer Ode, als der Leipziger Professor auf einer Durchreise bei seinem Bruder, dem Steuerrathe Gottsched, in Cassel verweilte. Dies geschah im Jahr 1757, und der junge Poet war zufällig gerade so alt, als Gottsched's erste Liebe zu der begabten Luise Adelgunde Victorie Kulmus, jener gebildeten, talentvollen und corpulenten Danzigerin, die nachher als seine Frau das literarische Geschäft ihres Mannes mit gutem Glück neben ihrem Haushalte betrieb, ohne den gestrengen Gatten dadurch eifersüchtig

zu machen, daß sie mehr Witz und Verstand in gewandterem Deutsch producirte, als er selbst.

Gottsched warb den jungen Dichter für die Leipziger Gesellschaft der freien Künste und zum Mitarbeiter am „Neuesten aus der anmuthigen Wissenschaft“, brach aber mit ihm in Folge eines Gedichtes, das den jungen Verfasser als Verehrer Haller's und Bewunderer Klopstock's verrieth, — des ersten Gebotes gegen Gottsched vergessend: Du sollst keine andern Götter neben mir haben!

Casparson war in jener Zeit Hofmeister beim Staatsminister von Canngießer. Sein Vater, aus einer der schwedischen Familien die unter Karl XI. ihr Vaterland verließen, hatte im Militär und beim Postwesen gedient, zuletzt aber, im Dienste stolz und unfügsam, sich in Gießen auf literarischen Erwerb gesetzt. Hier war der junge Wilhelm Christian geboren, und erst vom Vater und einer gebildeten Mutter, dann im Halle'schen Waisenhaus erzogen worden. Landgraf Wilhelm, Friederich's Vater, unterstützte das junge Talent, das auch ihn besungen hatte, zum Besuche der Universität Göttingen, wo Casparson von der Theologie zur historischen, philosophischen und schönen Literatur überging. Er schloß sich dann bei einem kriegerischen Ueberfalle Cassels dem fliehenden Hof an, wodurch er zu einer Schule der Weltkenntniß und zur

Verbindung mit der Bremer „Deutschen Gesellschaft“ geführt wurde.

Eben war er als Lehrer der historischen und schönen Wissenschaften angestellt worden, als sein fürstlicher Gönner starb.

Mit der ganzen Schmiegsamkeit, die seinem Vater gefehlt hatte, suchte nun Casparson sein Glück beim neuen Landgrafen. Mit Lobgedichten auf schwungvollen Füßen der Ode war es bisher gut gefahren; aber es galt den rechten Zugang zum jetzigen Fürsten. Dieser fand sich, — wenig poetisch, aber so charakteristisch, daß uns die Leser wohl verzeihen werden, wenn wir ihn andeuten.

Landgraf Friedrich war ein starker Esser mit einer Leibesbeschaffenheit, die ihm nach jeder Mahlzeit eine Tasse Rhabarber räthlich machte. Doch da dieser Rath sich nicht immer prompt und ausgiebig erwies, so hielt sich der lebhafte Herr noch einen besondern — Assistenzrath zur Unterhaltung an einem geheimen Ort. Gewiß ein Mann des engsten Vertrauens, aber darum auch ein sehr geplagter Mann! Denn da er bald genug in den Geruch eines aparten Einflusses beim Fürsten kam, sah er sich von Supplikanten aller Art heimgesucht, die ihm ihre hundertfachen Anliegen für den günstigsten Augenblick des Fürsten aufnöthigten.

Auch Casparson, wie man uns überliefert, verschmähte diese Hintertreppe nicht, um durch den Assistenzrath sein Lobgedicht auf Friederich in einschmeichelnden Gedanken und Versen dem Fürsten in die Hände zu spielen. Es war zugleich auf das zarteste Seidenpapier gedruckt, und besser hätte sich der Dichter nicht empfehlen können. Er erhielt eine ordentliche Professur am Carolinum, ich glaube mit Rathstitel.

Casparson war ein muntrer Geist, und liebte die Gesellschaft. Er kann überdies für einen Vorläufer unsrer Germanisten gelten. Mit Vorliebe für altdeutsche Poesie unternahm er, vom Landgrafen unterstützt, die Herausgabe eines epischen Gedichtes aus der altschwäbischen Zeit. „Wilhelm der Heilige von Oranse", wovon der erste Theil auch erschien. Seine Trauerspiele „Tafnilde" und „Teutomal" aus 1768 und 1771 sind damals viel besprochen, und nachher rein vergessen worden. Als Dechant des Karlscollegiums gab er in einem Programm eine Abhandlung über die italienischen Gedichte der hessischen Prinzessin Elisabeth — mit Proben der Uebersetzung ihrer zahlreichen Madrigale und Canzonetten. Die Dichterin war eine ältere Schwester jenes oben erwähnten Landgrafen Ernst, der in Wien katholisch geworden war.

Unser poetischer Professor, eigentlich mehr Literat als Dichter, fand in dem unpoetischen Cassel, selbst in

jener erweckten Frühlingszeit der Poesie und in der Nähe der göttinger Hainbundssänger keine dichterischen Talente zu fördern. Nur ein wahrhaft armer Poet hing an ihm, und gewann des Professors Theilnahme. Es war

Hans Tobias Dick,

Soldat unter der Grenadiergarde. In Schwalbach geboren, das damals zu Hessen gehörte, hatte er es zuerst mit der Kaufmannslehre versucht und war zum Glaserhandwerke seines bürgerlich zurückgekommenen Vaters übergegangen, als er, 20 Jahre alt, bei einer militärischen Ausnahme in die hessische Montur und zur Cassler Garnison kam.

Hier las er die damals so beliebten Volksbücher und Romananfänge — den gehörnten Siegfried, die schöne Melusine, die asiatische Banise. — Ueber alles aber bewunderte er Günthers Gedichte, und wußte sich nichts Höheres, als ein Günther zu werden. Er fand leider! Gelegenheit eine harte Behandlung seines Obersten Donop in klagende Verse zu bringen, wodurch er Bekanntschaft und Achtung in der Stadt gewann. Ganz glücklich machte es ihn aber, als der 50jährige Gleim, der mildherzige Papa dürftiger Poeten, der Sänger der Lieder eines Grenadiers, in 1770 durch Cassel reisend, den ihm aufwartenden poetischen Grenadier mit seinen Gedichten beschenkte. Dick sprach seinen

jubelnden Dank in Versen aus, und wir geben einige Zeilen zur Probe seiner Diction und Bescheidenheit:

„Dem Glücke dank' ich's, großer Gleim,
daß Deiner Weisheit Honigseim
sich heute mir zu schmecken giebet:
und daß Minerva meinen Fleiß,
der jetzt nicht viel zu dichten weiß,
doch nur durch Dich beseelt, als einen Schüler liebet.
Ich weiß, es kommt nur darauf an,
daß ich von Dir, berühmter Mann,
Lehr', Buch und Unterricht empfange,
daß ich am deutschen Helikon,
als ein verarmter Musensohn
vielleicht noch einen Platz, den Niemand will, erlange."

Zwei Jahre, nach jenem Gleim'schen „Honigseim" gab unserm Sänger die Liebe den ihrigen zu „schmecken." Er verheirathete sich, und lebte von Unterrichtsstunden, die er in Religion, Rechnen und Schreiben gab. Dabei muß er doch wohl sein leidliches Auskommen gefunden haben, denn man hat von ihm das sehr übermüthige Wort aufbewahrt: „Er könne doch mit seiner Person den Beweis liefern, daß ein Poet nicht gerade Hungers zu sterben brauche."

Ein einziger Grenadier, dessen poetischer Federbusch auch eben nicht gefüllt und glänzend aussah, machte

mithin unter Casparsons Korporalschaft das ganze Contingent aus, das Cassel in seiner damaligen Herrlichkeit unter die Fahnen des ersten Aufgebots der deutschen Sänger und Dichter stellte.

Nun ja, der Abhang des Kratzenberges, an welchem die Residenz hängt, und der ganze Gau zwischen dem Habichtswalde, den Kaufunger und den Reinhardswaldzügen, ja der althessische Boden überhaupt hat sich zu keiner Zeit besonders fruchtbar für poetische Erzeugnisse erwiesen. Um aber poetische Talente, deutsche Schöngeister und Literaten von weiter her an den Hof zu ziehen, wie dies mit wissenschaftlichen Männern zur Hebung der hohen Schule in Cassel geschah, dazu fehlte es dem Landgrafen an Gunst für die damals freilich noch in ihren Anfängen begriffne deutsche Literatur. Friederich war, wie sein großer Zeitgenosse, der preußische Friederich, auf das Französische gerichtet, und selbst die Männer der Wissenschaft mußten sich bei feierlichen Gelegenheiten in dieser Sprache hören lassen.

An Empfänglichkeit und Theilnahme für das, was der Frühling unserer Literatur brachte, fehlte es jedoch der Casseler Bevölkerung keineswegs. Man freute sich der Primeln unseres poetischen Lenzes, — jener einfachen, die der fromme Gellert in die schlichten, gesitteten Bürgerfamilien brachte, der stärker duftenden, mit denen Bürger zwischen den Werkstätten der Hand-

werker und den Wachtstuben der Soldaten verkehrte, und jener gemischten Kränze, die Lessing und Wieland der gebildeteren Gesellschaft darboten.

Wie wir eben immer mehr unter die Gelehrten der Karlsschule gerathen, müssen wir wohl mit einigen Worten über diese Anstalt berichten.

Sie war eine Stiftung des Landgrafen Karl und am 2. Nov. 1709 in Beisein des Fürsten, seiner Minister und Räthe vom Prokanzler mit einer Rede über den Nutzen der physikalischen und mathematischen Wissenschaften eröffnet worden. Hatten nun auch, wie es scheint, in den Augen jenes hohen Gönners des obgenannten genialen Papin die Naturwissenschaften den Vortritt: so nahmen doch neben denselben die Geschichte, die Beredtsamkeit, die Dichtkunst, die Philosophie und natürliche Theologie nicht weniger angesehene Lehrstühle ein.

Die Schule hatte die Bestimmung, Studirende durch die schönen und humanen Wissenschaften zu den Brotstudien der Universität vorzubereiten, und zugle. den Söhnen der Kaufleute und Fabrikanten eine höhere Bildung für das Leben darzubieten. Aber weder die einen, noch die andern beeiferten sich sehr um jene humane Weihen. So welkte die wohlgemeinte Anstalt,

und nur das später dazu gekommene medicinisch-chirurgische Seminar gewann Kraft, sich dem Leben nützlich zu erweisen.

Landgraf Friederich gab darum doch die andern Zweige der Schule nicht auf; vielmehr lag es in seinem Sinne, der fortgeschrittnen Zeit Vertrauen zu schenken, und die Anstalt unter Beibehaltung des hergebrachten Namens zu erneuern, ja zu erweitern.

Wir müssen es anerkennen, daß er der letzte seiner Dynastie war, welcher der fortschreitenden Zeit Vertrauen schenkte.

Die Erneuerung der Schule geschah in 1766 und noch weiter in 1773, so daß dann auch Philologie, neue Sprachen, schöne Künste und Leibesübungen, ja ein zweijähriger Lehrgang für Theologen, Juristen und Mediciner eröffnet wurde.

Indeß war es mit diesem Ansehen universellen Unterrichts doch nur auf universellere Bildung, die dem Jahrhundert entspräche, nicht aber auf eine eigentliche Universität abgesehen, der man in Marburg die tiefere Wissenschaftlichkeit, die Ausbildung aller geistigen Richtungen, durch zusammengreifende Lehrthätigkeit überließ.

Wir müssen nun noch, ehe wir an die große Hofveränderung des Fürsten kommen, die Bekanntschaft einiger der Gelehrten machen, die noch der einschläfri-

gen Regierungszeit Friederich's angehören. Da begrüßen wir denn gleich einen schwerfälligen Katheder-pedanten,

Joh. Rudolph Anton Piderit.

Er war schon 46 Jahre alt, als er im März 1766 für Philosophie und morgenländische Sprachen aus Marburg berufen wurde. Er glaubte zwar dem Ruf ein Opfer an Gehaltsverlust zu bringen, hoffte vielleicht aber von Cassel aus mit der Welt mehr in's Klare zu kommen, als es sich hernach doch machen wollte. Denn nach wie vor schien ihm Das abzugehen, was man unter „Takt" versteht, — ein unmittelbares Vorgefühl dessen, was sich für die Person schickt und den Umständen angemessen ist.

Er hatte wohl von Pyrmont, wo er geboren war, zuviel spröden Stahl, und von Jena, wo er studirt hatte, etwas „Pech" mitgebracht, und so spann sich ihm aus der ersten Uneinigkeit mit sich selbst über die Wahl zwischen Kanzel und Katheder, nachdem er sich für letzteres entschieden, ein ununterbrochen — splitteriger Lebensfaden von Zerwürfnissen mit der Welt und der Gesellschaft.

Seit 1745, nach Tilemann's Tod, auf das Katheder der Philosophie getreten, schien er unter die Nachtraufe jenes uneinigen Marburger Religionsge-

spräches zwischen Luther und Zwingli gerathen zu sein. Er gab zwei Schriften älterer Reformatoren — „über den Ablaß" und „über die Schlüssel des Himmels" heraus, und widmete jene dem Papste, diese dem Kurfürsten von Mainz. Dies erregte begreiflicherweise ein fragendes Aufsehen.

Es war Benedict XIV. der damals noch den heiligen Stuhl inne hatte, — Lambertini, allerdings ein Gelehrter, dem sogar die Römer, undankbar für manche vortreffliche Anstalt, vorwarfen, daß er mehr Schriftsteller als Regent sei, ein Mann „von zwei Seelen" — für die Wissenschaft und für die Gesellschaft, und der in seiner humanen Weisheit das Ansehen des heiligen Stuhls durch kluge Mäßigung zu erhalten suchte, weil er die größere Unabhängigkeit der Fürsten als eine Folge der Reformation erkannte. Dennoch schien es ungeschickt genug, auch einen solchen Pontifex durch ein ihm gewidmetes Buch an den Ablaß zu erinnern, der für Roms Kirchenprovinz in Deutschland gewesen war, was nachmals der Thee für Englands Colonien in Nordamerika wurde, — der Anlaß zum Abfall. Sollte aber die Dedication dem hohen Gelehrten, dem Juristen und Canonisten gelten: womit rechtfertigte sich die andre über die Himmelsschlüssel für den Mainzer Kurfürsten-Erzbischof?

Johann Friederich Karl aus dem gräflichen Hause von Ostein war ein Betbruder, ein Jesuitengönner und Fanatiker, der — selbst ohne Talente — statt Wissenschaft zu fördern, seinen gelehrtesten Professor in Mainz zu einer Ketzerbuße verurtheilte, und sich kaum durch seinen aufgeklärten Großhofmeister, Grafen Stadion, von förmlicher Ketzerverfolgung abhalten ließ?

Auch bekam unserm Professor das Dediciren nicht zum besten. Der kaiserliche Bücher-Commissär in Frankfurt, dessen Amt sich errathen läßt, erkannte darin ein Vergehen gegen die jenen hohen Kirchenhäuptern gebührende Achtung, und der Landgraf, damals noch Friederich's Vater, fand sich veranlaßt, wenn auch nicht den päpstlichen „Ablaß", doch, aus Rücksicht für den Mainzer Kurfürsten, „die Himmelsschlüssel" confisciren zu lassen.

Wir übergehen die uninteressanten theologischen Streitigkeiten, die Piderit, wie Sommerfäden am Hute, von Marburg mit nach Cassel brachte; übergehen die scharfen Kritiken, die der gelehrte Griesbach über ihn ausgoß, — die Anfechtungen, die er vom eignen Consistorium zu bestehen hatte, die über ihn verhängten Verbote, Theologisches ohne Censur drucken zu lassen, die Verweise die er durch Schlieffen erhielt, als er sich Ausfälle und Beschuldigung des Socinianismus gegen Raspe und Casparson erlaubt hatte und endlich die

Cassation, die ihm erst angedroht und dann auch, wiewohl mit Belassung des Gehaltes für Frau und Kinder, vollzogen wurde.

Seine Vorträge in der Gesellschaft der Alterthümer mißfielen; bei Hofe war er unbeliebt und beim Publikum stand er im Verdachte bald des heimlichen Katholicismus, bald des Naturalismus und dazwischen des Fanatismus. Aber Piderit tröstete sich mit der Schätzung auswärtiger Gelehrten, man weiß nicht mehr welcher; allein wir glauben auch wirklich nicht, daß er damals der einzige Kauz seiner Art gewesen sein sollte.

Wir stellen diesem wunderlichen Theologen einen liebenswürdigen Juristen entgegen —

Ludw. Jul. Friedr. Höpfner,

— ein Name, an den sich die Erinnerung an einen anmuthigen Jugendstreich Goethe's und an jene sentimentale Zeit knüpft.

In Gießen geboren, war auch er, wie vor ihm Casparson, als Hofmeister in das Haus des Staatsministers von Canngießer gekommen. Doch mochte er durch seine juristischen Studien mehr persönlichen Vortheil zu Gunsten seiner praktischen Ausbildung im Verkehr mit einem solchen Staatsmanne gewinnen. Schon in seinem 24. Jahre kam er an die Karlsschule als Professor der Rechte, blieb es aber nur vier Jahre,

und nahm dann in 1771 eine Professur an der Universität Gießen an.

Hier erhielt er im folgenden Jahre von Goethe, der sich eben in Wetzlar aufhielt, jenen Besuch, den uns der Dichter selbst so reizend erzählt hat, — wie er eines heitern Morgens vor Sonnenaufgang das liebliche Thal der Lahn hinauf nach Gießen wanderte, an Höpfner's Studierstube pochte, und sich für einen von Akademien heimkehrenden Studenten ausgab, bis er von den mitgekommenen und mit einverstandnen Freunden Merck und Schlosser beim heitersten Mittagmahle, wozu sie Höpfnern geladen hatten, dem durch die übersprudelnden Reden und Manieren des fahrenden Schülers ganz verblüfften Professor aus der räthselhaften Rolle herausgeschält, und zum Dessert vorgestellt wurde.

Bei dieser Bekanntschaft, die sich auf die Dauer und durch die jetzt verabredeten „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" auch zu literarischer Gemeinsamkeit knüpfte, war eben das Herz des jungen übermüthigen Dichters voll von jener Wetzlarer Lotte und von dem leidenschaftlichen Drange, der sich bald darauf, nach dem unglücklichen Ende des jungen, schwermüthigen Jerusalem in dem außerordentlichen Buche von „Werther's Leiden" ergießen mußte.

Aber auch innerlich war Höpfner diesem genialen Büchlein verwandt durch die sentimentale Stimmung der Zeit, in die es so gewaltig zündend einschlug. Denn unser streng geschulter Jurist — „tüchtig in seinem Fach, als denkender und wackrer Mann anerkannt und höchlich geachtet“, wie ihn Goethe bezeichnet — war doch bei vieler Herzensgüte bis zum Uebermaß empfindsam und in die weiche Tonart jener Zeit gesetzt. Jedem zärtlichen oder auch nur freundlichen Augenblicke pflegte er ein poetisches Sträußchen darzureichen, aus dem Flor von Almanachsgedichten oder aus dem Herbarium lateinischer Dichter genommen.

Wir übergehen seinen Nachfolger auf dem Katheder — Justus Friedr. Runde, der den Lehrstuhhl in Cassel länger als Höpfner und vielthätiger inne hatte, bis er nach Göttingen berufen ward.

Beide Rechtslehrer hatten miteinander gemein, daß ihre Namen sich in der späteren politischen Entwicklung Deutschlands an ihren beiden Söhnen in öffentlicher Thätigkeit erneuerten. Der jüngere Höpfner, in ehrenvoller Amtsstellung, brachte aus den Darmstädter Verfassungskämpfen die Anerkennung seiner gründlichen Rechtskenntnisse, seines Scharfsinns, seiner Freimüthigkeit und eines bewährten Charakters mit. — Der jüngere Runde, berühmter als sein Vater, ein ausgezeichneter Rechtslehrer für die Studirstube und eine Autorität für

den Aktentisch, entwickelte bei der Reorganisation des Großherzogthums Oldenburg eine einflußreiche Thätigkeit, — er selbst mehr auf Seite der Regierung, wie der junge Höpfner mehr bei der Opposition.

Das Jahr 1772 brachte für den Landgrafen Friederich ein wichtiges Ereigniß, in Folge dessen auch eine große Veränderung bei Hofe vorging. Am 14. Januar dieses Jahres starb nämlich nach kurzem Krankenlager in Hanau, die Landgräfin Maria in ihrem 49. Lebensjahre.

Wir haben sie zuletzt in Zelle verlassen, von wo aus sie die ihr bei der Scheidung von ihrem Gemahl angewiesene Grafschaft Hanau als Regentin und Vormünderin der Prinzen verwaltete.

Sie hatte sich auch nach dem Tode ihres Schwiegervaters nicht sogleich entschließen können, Norddeutschland zu verlassen, wo sie sich ihren Söhnen in Kopenhagen näher fühlte, der Briefwechsel mit ihnen kürzer, und die Zusammenkünfte mit denselben zu Coldingen in Jütland leicht zu erreichen waren. Auch die kriegerischen Bewegungen mochten sie von der Maingegend zurückgehalten haben. Wenigstens traf sie kurz nach hergestelltem Frieden, am 11. März 1763, in Hanau ein, empfing für den Sommer dieses Jahres ihre zwei jüngern Söhne, die von einer holländischen Reise zu

Besuch kamen, und trat im Oktober des folgenden Jahres die Regentschaft über Hanau an den 21jährigen, eben mit der dänischen Prinzessin Wilhelmine Karoline vermählten Erbprinzen ab. — —

Nach ihrem Tode versuchte es Landgraf Friederich, obgleich ein Fünfziger, mit einer zweiten Heirath. Er nahm die junge Prinzessin Philippine von Brandenburg-Schwedt.

Die neue Landgräfin, schön, lebhaft, reizend, war in keiner allzutugendhaften Umgebung aufgewachsen, und brachte einen neuen Ton und Schwung in das Hofleben, das schon bisher, wenn auch ohne den Schmuck und Reiz einer Fürstin, doch nicht gerade zu den trübseligen gehört hatte. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen nur noch zu. Mit dem Spiel der Cavagnole und der Quadrille wechselten Bälle, und die Landgräfin, wie sie anfing corpulent zu werden, stürzte sich in Menuette, Contretänze und Cotillons. Jeden Abend fanden kleine Spiele statt, und die Fürstin, die sich zu vergnügen liebte, sah den Neigungen ihrer jungen Hofdamen, ja — wenn man dem geheimen Hofrathe Stein, damaligem Geburtshelfer für vornehme Damen, glauben durfte — der Vertraulichkeit ihrer Fräulein mit den Cavalieren nur zu sehr durch die Finger. —

Die Cryptogamen waren also auch unter dem zweischläfrigen Throne nicht ausgegangen!

Noch in spätern Tagen, als die Genossen jener lustigen Abende nur noch sehr vereinzelt umher schlichen, wies man im Volke mit den Worten auf sie: Seht, das ist auch noch Einer von damals!

Ein paar tolle Streiche eines Hofjunkers von bekanntem Namen mögen zu dem flüchtigen Bilde jenes „Damals" noch einige Züge hergeben. —

Adolf Franz Friedr. von Knigge

war auf einem väterlichen Gute bei Hannover geboren, und bis zu seinem 14. Jahre durch Privatunterricht in Sprachen, Künsten, besonders auch der Musik, ja in Handwerken vorgebildet und sofort auch zur Kenntniß der Welt und der Menschen von seinem Vater auf Reisen geführt worden. Als Student in Göttingen machte er einen Besuch am Cassler Hof und ward alsbald auch, unter Vorbehalt der Beendigung seiner Studien, zum Kammer-Assessor und Hofjunker ernannt. Seine Rückkehr nach beschlossner Universität fiel mit dem vorerwähnten großen Wechsel am Hofe zusammen.

Knigge war durch Geist und Laune ganz gemacht für einen so ausgelassenen Kreis von Hofgesellschaft, als die junge Landgräfin um sich versammelte. Er war es nur zu sehr, und verdarb es wiederholt durch seine Spöttereien und Schalkstreiche mit den Hofdamen, so daß er sich einmal förmlich von den kleinen Abendcirkeln

ausgeschlossen sah, die bei der fröhlichen Fürstin, sobald sich der Landgraf mit seinem Podagra in seine Gemächer zurückgezogen hatte, durch Verkleidungen, Pfänderspiele und dergleichen Ergötzlichkeiten erst recht lustig wurden. Sich zu rächen, oder die verlorne Gunst wieder zu erobern, versuchte er einen kecken Streich. Es gelang ihm an einem Abende, des Schlafrocks und einer Nachtmütze des Landgrafen habhaft zu werden, und er kam so verkleidet mit schlarfenden Schritten eines Podagristen an die Thür des lärmenden Salons, durch die er dem Treiben ein Weilchen zusah, bis er, von der Gesellschaft wahrgenommen, mit ungnädigem Kopfschütteln sich entfernte. Man hatte ihn aber doch erkannt oder errathen, und die Landgräfin nahm ihn wieder zu ihren kleinen Abenden in Gnaden auf. Aber der ausgelassene Mensch hielt sich nicht, und verdarb es abermals durch eine — man darf wohl sagen — Bosheit, die sich kaum mittheilen läßt. Die Unart ist aber für einen angehenden und von einem eifrigen Vater so sorgfältig vorbereiteten Weltmann, der nachmals auch ein noch immer umlaufendes Buch „über den Umgang mit Menschen" geschrieben hat, zu bezeichnend, um sie nicht anzudeuten. Die Ausgelassenheit bestand nämlich darin, daß Knigge widerwärtiges Ungeziefer von Bettelkindern in einige Federspulen sammeln ließ, und es bei einer Abendgesellschaft mehreren Damen, unter vertraulichem

Ohrenflüster in die bauschende Frisur zu bringen sich unterfing.

Konnte er sich doch gegen den Landgrafen selbst seiner tollen Streiche nicht enthalten. So einstmal, als einige Engländer dem Fürsten vorgestellt zu werden verlangten. Knigge übernahm es, und gab ihnen, als sie sich um das Ceremoniel erkundigten, den Wink, der Herr sei ganz einfach und anspruchlos, nur sehe er es gern, wenn die Aufwartenden die Klappen seiner Westentasche küßten, ohne sich durch seine Weigerung daran hinderu zu lassen. — Und nun denke man sich den drolligen Auftritt, daß der ganz betroffne Landgraf, je mehr er zurückweicht, desto lebhafter von den Beeiferten bestürmt wird, bis sie zuletzt die Taschen wirklich erreichen, nicht um sie zu plündern, sondern eine der Patten an die Lippen zu drücken.

Glücklicherweise kam das Mißverständniß nicht sogleich zur Erörterung: aber um es nur darauf zu wagen, — wie leichtsinnig oder begünstigt mußte Einer sein?

Soviel gewagter Muthwillen fand am Ende eine Zurechtweisung, die des Ernstes ihrer Folgen wegen noch gewagter erscheint. — Knigge hatte eine der jungen Hofdamen, die äußerlich wie innerlich wenig ausgezeichnete Henriette v. B. eine Zeitlang zum Gegenstande seiner neckenden Unterhaltung ausersehen. Dies besonders auch während eines Hoflagers in Hofgeismar.

die Fürstin, gerade dieser jungen Dame besonders zugethan, nahm eines solchen muthwilligen Augenblicks wahr, um mit der Miene heitrer Gunst den Schalk anzusprechen: Sie interessiren sich so lebhaft für meine liebe Henriette, Herr von Knigge, daß ich mir nur die ernstlichsten Absichten dabei denken kann.

Knigge, betroffen, befangen, macht eine stumme Verbeugung um die andre, und die Landgräfin nimmt ihn und Henrietten bei der Hand, führt sie der Gesellschaft im Saal entgegen, und stellt sie als verlobtes Paar vor.

Was war zu machen? Die Verbindung erfolgte wirklich, nahm aber späterhin denselben Ausgang, wie die Ehe der Stifterin, — der jungen Landgräfin mit dem alternden Friederich, — durch Scheidung. —

Nachdem Knigge mehrere Jahre bei der Kriegs- und Domänenkammer gestanden, und daneben besonders Musik getrieben hatte, brachte er sich durch ein für einen Hofschornsteinfeger aus altem Muthwillen ausgefertigtes Diplom um des Fürsten Gunst und um seine Stellung. Er verließ Cassel, angeblich um seine verschuldeten Güter in eigne Bewirthschaftung zu nehmen. Wir finden ihn aber bald auf weitern Fahrten, an verschiednen Orten und in schriftstellerischer Thätigkeit, mit welcher er der deutschen Literaturgeschichte angehört. — —

Knigge hat uns eben an die Musik erinnert.

In Hessen war der Geschmack für Musik schon dreimal seit der Regierung Philipps des Großmüthigen aus der Uebung gekommen und gesunken. Zuerst unter dem genannten Landgrafen selbst durch die etwas puritanische Frömmigkeit der Reformatoren, die in ihrem Eifer gegen das sogenannte christliche Heidenthum des katholischen Gottesdienstes ihre auf Gesang und Predigt beschränkte Andacht alles äußern Beiwerks entkleideten, und selbst die Orgel mit verdrießlichem Blick ansahen.

Aber schon unter Philipps Enkel, dem Landgrafen Moriz, dessen Tochter Elisabeth wir als Verfasserin italienischer Gedichte erwähnt haben, hob sich die Musik wieder durch des Fürsten Gunst und Betrieb. Er selbst componirte. — Doch der 30jährige Krieg erstickte bald wieder die Instrumente dieses Aufschwungs und selbst die Kehlen der Chorschüler.

Erst Landgraf Karl brachte durch seine Oper und sein Orchester die Musik wieder in Aufnahme und in ausgebreiteten Ruf ihrer Cassler Blüthe. — Indem jedoch diese Kunst nur auf dem gebohnten Estrich der Hofsäle Raum für ihre Notenpulte fand:, so zog sie auch unter Karls Nachfolger, als er König von Schweden wurde, mit nach Stockholm.

Jetzt endlich hatte sein Neffe, unser Friederich, ein Opernhaus und eine katholische Kirche erbaut, und Sänger und Musiker vor die Bühne sowie auf die

Orgel berufen. Ein zahlreiches Personal französischer, italienischer und deutscher Musiker umstand das Taktzepter des Marquis de Trestondam. Hier erklang die Geige, das Horn und die Clarinette manches Virtuosen und der Castratensopran Morellis. Nur die einheimische Nachtigall, Mamsell Schmehling, entfloh, gewann die Königin von England, nahm den alten Potsdamer Fritz ein, und entzückte an der Hand ihres unbesonnenen Mannes, des Violoncellisten Mara, alle Welt durch den Umfang und die Fülle ihrer Kehle, wie durch die Einfachheit ihres hinreißenden Adagio.

Ein bedeutsames, auf die Zukunft der musikalischen Volksbildung hinweisendes Ereigniß war es, daß bereits in 1766, hauptsächlich für die Meisterwerke der deutschen Componisten, eine musikalische Gesellschaft in der Stadt entstand, wodurch die Kunst neben dem Hof, und unabhängig von dessen Geschmack, eingebürgert wurde. Stifter dieser Gesellschaft war ein gewisser Engelbronner, aus dem Clevischen gebürtig, der auf der Universität Marburg mit dem Oberappellationsrathe von der Malburg befreundet geworden, erst die Stelle eines Hofmeisters der Edelknaben, und in 1764 die Professur des bürgerlichen und des Naturrechts am Carolinum erhalten hatte. — — —

Indem wir uns nun weiter am Hofe Friederichs umsehen, dürfen wir nicht vergessen, was bereits er-

innert worden, daß der Landgraf mit seinem Zeit- und Bundesgenossen, dem alten Fritz von Preußen, unter dem Meridian der französischen Sprache und Literatur stand, der durch Voltaire bezeichnet wird. Die frühe Schule Friederichs in Genf, seine nachherigen Reisen in Frankreich hatten ihm die fremde Sprache geläufig, den französischen Ausdruck des Lebens überhaupt lieb, und durch beides ihn selbst auswärtigen Verbindungen zugänglicher gemacht. Diese Vorliebe lockte Franzosen an den Hof; sie schuf ein französisches Theater in der Residenz, und brachte durch dasselbe auch solche Subjecte herbei, die sich dann gelegentlich in die untergeordneten Hofbedienungen einzuschieben verstanden. So weiß man wenigstens von einem Stockfranzosen des Theaters, der nachher zum Inspecteur des abeilles bestellt wurde, mithin von der Bühne zu den Bienen überging. Ja diese Vorliebe des Fürsten erstreckte sich bis zur Liebhaberei an kleinen Savoyarden, die Friederich kommen ließ, und auf ihre leichten pariser Erwerbzweige setzte, ohne daß sie in dem kleinen Cassel eigentlich auf einen — grünen Zweig kamen.

So erschien denn auch im Mai 1775 mit einem Empfehlungsschreiben des 80jährigen Voltaire ein Mann in den dreißigen, von einnehmendem, gesetzt scheinenden Wesen und gefälliger Physiognomie in Cassel. Er trat unter so begünstigenden Umständen als — Marquis —

auf; man wußte aber nicht, ob er als solcher auch von Hause ausgegangen war, oder vielleicht unterwegs eine glückliche Umwandlung bestanden hatte,

Marquis de Lüchet.

Jean Pierre Louis war zu Saintes geboren. Dürfen wir seinem guten Französisch glauben, so hatte er schon in seinem 15. Jahre Uebersetzungen — im 16. Tragödien geliefert, und nachdem er vom 20. Jahre an verschiedne Werke politischen und historischen Inhalts herausgegeben, sich mit Naturwissenschaften befaßt, von denen er zur Poesie, Literatur und Literärgeschichte übergegangen war.

Wie dem auch sei: er fand bei Friederich die beste Aufnahme und die günstige Stellung als Director des französischen Theaters, als Intendant der Kapelle, die der Marquis de Trestondam dirigirte, später als ständiger Sekretär der Antiquitäten-Gesellschaft, in welcher er verschiedene Abhandlungen über — Voltaire, Albert v. Haller u. a. vortrug — alte Bursche, die er für Antiquitäten gelten ließ. Mit dem Rang eines geheimen Legationsrathes finden wir ihn als Günstling des Fürsten in dessen Gefolge zu Bad Geismar, im Schlosse zu Wabern, bald da, bald dort.

Später, als er sich auf einem Zwischenposten zwischen dem Hof und der Karlsschule bethätigte, kam sein gelehrtes Ansehen etwas in die Klemme. Die öffent-

liche Bibliothek sollte gegen Ende Januar 1779 aus dem — Marstalle, wo sie bisher untergebracht gewesen, in das nach zehnjähriger Arbeit vollendete prächtige Friederichs-Museum mit seinem unvergleichlichen Bibliotheksaale zur bevorstehenden Einweihung dieses Neubaue's übergeschafft werden. Hierzu hatte der Marquis einen Plan entworfen, nach welchem der ganzen Bibliothek eine neue Gestalt oder Umstellung der Bücher in ihren Fächern zugedacht war. Der Landgraf, in gutem Vertrauen auf seinen gelehrten Liebling, hatte das Project genehmigt, und suchte die Ausführung durch persönliches Erscheinen zu fördern. Dies vielleicht nicht zum Vortheil der Sache selbst. Denn während jeder Einsichtige das Verfehlte, ja Verwunderliche der neuen Eintheilung und Anordnung alsbald durchschaute, hatte doch keiner den Muth, vor dem dafür eingenommenen Fürsten mit Nachweis und Nachdruck dagegen aufzutreten. Vor allen ließ der Bibliothekar selbst, Regierungsrath Schminke, sich nur empfindlich, aber nicht entschlossen finden, den französischen Gasconaden mit Anstand und Würde zu begegnen. Selbst als ihm aus bloßem Mißverständnisse des Marquis ein lächerlicher Mißgriff in der alten Bücherordnung aufgebürdet wurde, schwieg er dazu still. Es schien, der engherzige Mann, der sich als höchstem Lebenszweck einer ängstlichen Sparsucht ergeben hatte,

war sogar bedenklich, für seine Amtsehre ein paar Worte aufzuwenden. Eben so schluckte der Bibliotheks-Registrator, der ehrliche Strieder, allen Verdruß in sich hinein. Und wenn es ihm auch gelang, hinter dem Rücken des ab- und zugehenden Landgrafen wenigstens doch — den Hoflichtkämmerer, seinen guten Freund, von den Mißgriffen des Marquis zu überzeugen, so ärgerte er sich dabei doch nach und nach die Gicht „vom Zenith bis zum Nadir" seines Leibes an, und fand nur einige Herzenserleichterung darin, daß er den Jammer seines Lebens einem geheimen Tagebuch anvertraute, das denn auch zum Glück die Stiefeln von gebranntem Leder mit Manchetten, ohne welche der brave Mann nie vor seinen Büchern und Acten erschien, überdauerte und der Nachwelt eine lächelnde Theilnahme abgewinnt.

Unter diesem Bibliotheksverhängniß voll verworrner Arbeit und verbißnem Aerger lief das Jahr 1779 ab. Mit dem Februar 1780 erschien ein neuer Franzose, Chevalier de Nerciat, und hielt in der Antiquitäten-Gesellschaft einen Vortrag zum Ruhme der erstaunlichen Schöpfungen eines zweiten Augustus, den der Reisende in Cassel gefunden haben wollte.

Es läßt sich denken, daß diese Rede dem alternden Friederich nicht weniger lebhaft gefiel, als sie dem jungen gefallen hätte. Er belobte sie laut, und sah sich

nach einem Plätzchen um, auf dem man den Chevalier setzen könnte. Schmincke gab herzlich gern seine Stelle an der Bibliothek auf, und so wurde Nerciat Unterbibliothekar.

Während nun beide Franzosen mit all' ihren Künsten um die Gunst des Fürsten wetteiferten, kam unvermerkt etwas von den wunderlichen Anordnungen der Bibliothek durch reisende Gelehrte in's Publikum. Da hatte man z. B. Cicero's Briefe unter den Kirchengeschichten, einen Commentar über Hugo Grotius unter den Werken über Oekonomie entdeckt, und die unlateinischen Rubriken „Europaeana“ und „Exeuropaeana“ zu belächeln gefunden. Zwischen der „Gothaer Gelehrten Zeitung“ und „Schlözer's Briefwechsel“ wurde die Sache anzüglich genug für die Bibliothekare verhandelt. Dem Unterbibliothekar blieb es auch nicht unbemerkt, und er suchte sich in französischen Briefen an Schlözer zu rechtfertigen; indem er den Schöpfer der neuen Anordnung, de Lüchet, dafür verantwortlich erklärte. Schlözer antwortete deutsch mit der witzigen Anspielung, — er wage es nicht, sein französisch zu Papier zu geben, aus Furcht, in jeder Zeile eine — „Exeuropäane“ zu machen.

De Nerciat, der Chevalier, warf sich schon in 1782 auf einen andern Sattel, und wurde — Baumeister

des Landgrafen von Rotenburg. Der Marquis de Lüchet hielt sich aber auf seinem Platz.

Dies so lebhaft betriebene französische Wesen blieb aber nicht im farbigen Blätterschlusse der Hofliteratur verschlossen, ohne zugleich auch etwas vom Dufte Voltaire'scher Denkungsart und ungläubiger Zweifelsucht, wenigstens in gewissen Kreisen der Gesellschaft, zu verbreiten. Die Empfänglichkeit dafür lag ohnehin in jener für die s. g. Aufklärung gestimmten, auf diese Eroberung so stolzen Zeit. In Cassel mochte aber auch ein deutscher Theolog, freilich ohne Absicht und böse Meinung der leichteren Verbreitung freier, abweichender Meinungen vorgearbeitet haben. Nach dem Zeugnisse von Zeitgenossen hatte nämlich der damals noch lebende Joh. Christian Edelmann aus Weißenfels auch in Cassel einen starken Anhang zur Zeit des Regierungsantrittes unseres Landgrafen.

Dieser Theolog, dessen Schriften bekanntlich zwischen den englischen Deisten und den deutschen Rationalisten jener Periode allerdings eine höhere, mehr speculative Bedeutung behaupten, ging dennoch darauf aus, dem Christenthum den Boden geoffenbarter Wahrheit zu entziehen, die Bibel aus dem Lichtgewölke göttlicher Eingebung auf die gemeinsame Linie alles menschlichen Wissens von den göttlichen Dingen herab zu setzen und ihr höchstens einige Verzierung allegorischer Mystik zu

lassen. Diese, einer spätern Philosophie vorauslaufenden Ansichten, die heut unter uns vertraulich Platz genommen haben, begegneten aber damals, zuerst und oberflächlich begriffen, Voltaire'schem Witz und französischem Unglauben, und mochten im ersten Rausche geneigt sein mit diesen Fremdlingen sich zu verschwistern.

Aber auch in Cassel zeigte es sich, daß der Unglaube einer so gebildeten Zeit nicht leicht als Bracteate, als Hohlmünze, sondern gewöhnlich mit der Kehrseite des Aberglaubens ausgeprägt wird. Franzosen auch dieses Schlages coursirten am Cassler Hofe. Aus Forsters Briefen wissen wir von jener 70jährigen Marquise, die in Begleitung eines alten Gauners nach Cassel kam, um Teufel auszutreiben, wozu sie in späteren Zeiten mehr Gelegenheit gefunden hätte. Sie versprachen dem Landgrafen einige Geister zu zeigen; die alte Vettel fand aber den alten Herrn nicht fromm genug dazu, und nahm lieber von ihm selbst goldene Dosen und dergleichen an.

Die ganze damalige Zeit trug ja eine solche Doppelseite offen zur Schau, — zweifelsüchtige Aufklärung und wahrheitbietende Ordensgeheimnisse, — eine Philosophie, die hinter allen Erscheinungen das Ding an sich suchte, und die Alchymie, die am Stein der Weisen laborirte. Es war die Zeit, in welcher Professor Weishaupt, der mit unserm Knigge in 1776 den Illu-

minaten-Orden gegründet hatte, neben Pater Gaßner wandelte, der in Bayern Teufel austrieb.

Auf diesen Kreuzwegen begegnet uns ein bekannter Mann, der in allen Geheimbündnereien jener Jahrzehnte steckte und bereits auch die Witterung der nahen revolutionären Zeit hatte. Er bringt uns vom Hofe des Landgrafen noch einmal zu den Gelehrten der Karlsschule.

Jakob Mauvillon,

ein eigenthümlicher, aus innern Widersprüchen geflochtener Charakter.

Ursprünglich brachte er schon französisches Blut mit zu seinen deutschen Studien. Er war nämlich, 15 Jahre alt, mit seinem Vater, der aus der Provence stammte, von Leipzig nach Braunschweig gekommen, wo der Alte als Sprachlehrer angestellt wurde. Hier genoß der junge Jakob guten sprachlichen und mathematischen Unterricht, setzte sich gegen das ihm vom Vater zugemuthete Studium der Rechtswissenschaft und suchte mit seinem schwächlichen und verwachsenen Körper — den Militärdienst. Wirklich diente er auch im hannöverschen Ingenieur-Corps, verließ aber die Waffen und ging nach Leipzig, um dort die ihm doch aufgebürdete Juris-

prudenz mit literarischen und philosophischen Studien zu vertauschen. Nachdem er etliche Jahre an der Schule zu Ilefeld für den Unterricht in französischer und italienischer Sprache gestanden, gelang es ihm in 1771 als Wege- und Brücken-Ingenieur nach Cassel zu kommen, und wurde später zum Lehrer der militärischen Wissenschaften an das Carolinum, und in 1778 zum Hauptmann beim Cadetten-Corps befördert.

Nachdem er in 1785 mit Majorsrang als Lehrer zum Ingenieur-Corps nach Braunschweig berufen worden, kam er in die bekannte Verbindung mit dem Grafen Mirabeau, dem er zu seinem berühmten Werk über die preußische Monarchie viel Stoff und eine deutsche Darstellung lieferte. Daneben schrieb er über die abweichendsten Gegenstände, — über Militärwesen und Nationalwirthschaft, über den Werth deutscher Dichter und über den Einfluß des Schießpulvers, dramatische Sprüchwörter und das Leben des Herzogs von Braunschweig, über Mann und Weib und — über den dreißigjährigen Krieg.

Eben so widersprechend verband er aristokratischen Ton und Geschmack mit republikanischen Gesinnungen, die ihm bald viel Verdruß zuzogen, wie mathematische Genauigkeit im bürgerlichen Verkehr mit einer sehr lockern Lebensphilosophie. Er wurde nur 51 Jahre alt.

Physiokratische Briefe, die er ebenfalls geschrieben

hatte, waren an einen berühmten Mann gerichtet, der auch eine Zeitlang dem Cassler Carolinum angehörte, — an

Christian Wilh. Dohm.

Allein welches Gegenbild gibt nicht dieser gehaltene Mann zu dem von leichten Widersprüchen leicht getragnen Mauvillon ab! Und ihre Lebenswege, — wie liefen sie nicht von verwandten Ausgängen nach verschiedenen Zielen in ungleichen Längen auseinander!

Beide wurden auf der gleichen Universität Leipzig, nur in verschiedenen Jahren, von der Jurisprudenz zu den philosophischen Wissenschaften — der eine mehr zu den mathematischen, der andere zu den historischen — gezogen; beide gingen vom Lehrberufe, und literarisch von Uebersetzungen aus, zufälligerweise beide von Indien her; indem Mauvillon Reynolds Geschichte des Besitzes und Handels der Europäer in beiden Indien, und Dohm Ive's Reise nach Indien und Persien übersetzte. Mauvillon nahm aber in seinem französischen Blut und Geiste französische Motive, Dohm dagegen aus seinem Studium englischer Classiker englische Sympathien mit, Beide huldigten der Sache allseitigen Fortschritts im Völkerleben, in Staat und Wissenschaft, nur jener mehr mit stürmischem Drange, dieser mit begeisterter Besonnenheit. Mauvillon drängte nach dem

Militär, Dohm lenkte nach dem Staatsmann; jener, acht Jahre älter, kam beim Jubel der französischen Freiheit und Gleichheit, dieser bei den Geheimnissen des preußischen Cabinets an; jener bekannte sich mit aristokratischen Manieren zur französischen Demokratie, dieser, Predigersohn aus Lemgo, ging mit bürgerlichen Gewohnheiten, von Preußen geadelt, nachmals als Gesandter des Königs Jerôme von Westfalen nach Dresden.

Seitdem sind Mauvillons Schriften ziemlich vergessen; Dohm's wird noch immer um seiner „Denkwürdigkeiten" willen gedacht von Lesern, die eines so patriotischen, gemüthvollen Historikers tief gefaßtes und treu ausgeführtes Zeitgemälde zu würdigen wissen.

Der junge Dohm hatte die ihn hemmende Stelle eines Pagenhofmeisters des Prinzen Ferdinand von Preußen aufgegeben und sich in Göttingen seinen historischen und staatswissenschaftlichen Studien gewidmet, als er auf Veranlassung des Ministers v. Schlieffen an das Carolinum nach Cassel berufen wurde, um Oekonomie, Finanzwissenschaft und Statistik zu lehren. Auch übernahm er Unterricht an der Militärschule und Kameralaufträge, z. B. für vortheilhaften Anbau des Grappes.

Wer hätte hinter einem gerade in diesen Feldern beschäftigten Manne den Mitunternehmer des „deut-

schen Museums" gesucht? Aber Dohm war es wirklich in 1776 und 1778, und gab auch über ein Dutzend Beiträge zu dieser, in Fragen der Wissenschaft, der Dichtung und des thätigen Lebens stets freisinnigen Zeitschrift, — Artikel, durch die er sich auch um die ältere deutsche Literatur verdient machte.

Indeß sagte ihm das Katheder nicht recht zu. Schon in 1777 machte er mit Urlaub eine wissenschaftliche Reise, auf welcher er auch in Berlin dem großen Friederich vorgestellt wurde. Er kam mit Aussichten für eine Anstellung in Preußen wieder zurück und wurde im Herbste 1779 vom Minister v. Herzberg für das Archiv und die auswärtigen Angelegenheiten mit dem Titel eines Kriegsrathes berufen. Seine staatsmännische, diplomatische und wissenschaftliche Thätigkeit fällt von hier an über Cassel hinaus.

Wir sind schon in dem engen Kreise deutschen geistigen Lebens, wie es damals einen halbfranzösischen Fürstenhof umgab, Männer von so reicher und selbstständiger Begabung, wie Mauvillon und Dohm, begegnet, die sich auf Veranlassung angesehener Weltleute oder unternehmender Buchhändler dazu verstanden, tüchtige Reisewerke und Schriften fremder Nationen über Länder= und Völkerkunde zu übersetzen. Wir irren

wohl nicht, wenn wir daraus auf eine in Deutschland lebhaft erwachte Theilnahme an der weiten Welt schließen, an Fahrten und Unternehmungen, unsern spießbürgerlichen Landsleuten im damaligen Zustande Deutschlands bei weitem fremder, als es heute der Fall ist. Kaum können wir uns daher einen lebhaften Begriff von dem Staunen machen, das auf den ersten deutschen Weltumseglern, auf beiden Forstern ruhte und von dem Aufsehen, als

Georg Forster,

der Sohn, am 1. Dezember 1778 in Cassel erschien. Er war es ja, der Cooks zweite Entdeckungsreise mitgemacht, der mit Jünglingsaugen die Kindheitsvölker des südlichen Ozeans gesehen und der sogar Sachen aus dem Paradies Tahiti in Koffern und Kisten mit sich führte.

Wie ward er begrüßt, als er den Abend bei Dohm mit Mauvillon zubrachte, wie geehrt, als er andern Tags beim Minister v. Schlieffen zu Mittag speiste, wie gnädig empfangen, als er im Antiquitäten-Cabinette dem Landgrafen ein Werk seines Vaters überreichte, und mit schlauer Pietät die Kunstschätze des Fürsten rühmte.

Diese Pietät galt seinem in London tief verschuldeten Vater, für den am Carolinum eine Stelle zu

suchen der brave Sohn eben gekommen war. Allein jener berühmte Mann mit seinen großen Bedürfnissen und einer starken Familie war dem etwas erschöpften Fürsten zu theuer; wogegen er den 25jährigen Sohn fast gegen dessen Wilen als Professor der Naturkunde mit einem Gehalte von 450 Thalern festhielt.

Hier verlebte Forster fünf Jahre, zurückgezogen und in seiner Zurückhaltung mißverstanden, in Kummer und Sorgen um seine Eltern und Geschwister, mit kleinen körperlichen Leiden und mit Schulden kämpfend und in einer tiefen, geistigen Krise begriffen.

Schon in England war er in den Bund der Freimaurer gekommen, und fand nun in Cassel nicht nur die Loge „Friedrich von der Freundschaft", sondern gerieth auch in eine Verbrüderung von Rosenkreuzern, die in auswärtigen Verbindungen standen. Man laborirte auf die Goldtinctur, mit welcher man unedle Metalle in Gold zu verwandeln dachte, auf das Arcanum, eine jugendliche Gesundheit zu erhalten, ja selbst auf Enthüllungen aus dem Geisterreiche durch die Kraft des Gebetes. — Der Glaube an Wunder der Chemie lag einmal in der Zeit, entsprungen aus der geheimnißvollen Kindheit der Wissenschaft und als die Kehrseite des damaligen religiösen Unglaubens der höhern Stände, wie heut umgekehrt dieselbe Wissenschaft dem religiösen Ueberglauben, dem Eifer eines bornirten Chri-

stenthums, die Kehrseite einer Abläugnung aller übersinnlichen Existenz entgegen hält.

Auf bloß vornehme Kreise schloß sich aber der Rosenkreuzer'sche Geheimbund nicht ab. Forster erwähnt eines Apothekers Fiedler und eines Uhrmachers Senger, die noch später fortlaborirten. Schwerlich fehlte Mauvillon bei diesen Geheimnissen, und ein Major v. Canitz, so wie der in 1780 eingetretene Minister von Fleckenbühl, genannt Bürgel, lassen sich aus brieflichen Aeußerungen Forsters vermuthen; obschon wir von des Letzteren Rosenkreuzer'schen Praxis nicht so viel wissen, als von seinem Buche: „Der Wetzlarsche Practikant."

Die Verirrung des jungen Forster brachte ihn um Zeit und Geld; so daß er in jenem Zustand auch wenig schrieb, nachdem er doch schon als Knabe seinem Vater an Uebersetzungen aus verschiedenen in verschiedene Sprachen geholfen hatte, und die von ihm abgefaßte Beschreibung seiner Reise um die Welt in Deutschland eben so fleißig gelesen war. Sein Unbehagen und Unmuth nahm mit jedem Tage zu, so daß er eines unerwarteten Rufs an die Universität Wilna, so bedenklich eine solche Uebersiedelung erschien, doch sehr froh ward, und im Frühling 1784 Cassel verließ.

Bei der tiefen Eingenommenheit seines Gemüthes bleibt es zu bedauern, daß ein so guter Beobachter der Welt über jene interessante Casseler Zeit fast gar nichts

in seinen Briefen mittheilt. Außer einigen moralisch-mißbilligenden Seitenblicken auf das Hofleben gedenkt er nur des Wiedersehens zwischen dem Landgrafen und seinen drei Söhnen nach einer Trennung von 29 Jahren. Der Erbprinz ward auf der Parade zum General-Lieutenant erklärt, wobei — zur Parade viel geweint und sich gefreut wurde.

Das einzig glückliche, und in seiner Art auch wahrhaft einzige Verhältniß, das Forster in Cassel hatte, war das seiner Freundschaft mit

Thomas Sömmering.

Dieser, von gleichem Alter mit Forster, war auch dessen Landsmann aus polnisch Preußen, nämlich aus Thorn, wie Forster aus der Nachbarschaft von Danzig gebürtig. Beide hatten sich kennen gelernt und einen Herzensbund geschlossen, als Sömmering, um seine anatomischen und physiologischen Studien bei dem berühmten John Hunter zu vollenden, nach London kam und die Familie Forster aufsuchte. Bis er nachher über Edinburg und vom Anatomen Monro nach Deutschland zurückkehrte, hatte der junge Freund die Anstellung in Cassel erhalten, und verhalf ihm selbst, durch Verwendung beim Minister v. Schlieffen, zur eben vacant gewordenen Lehrstelle der Anatomie am Carolinum.

Hier richteten sich beide auf dem traulichsten Fuß ein. Forster nahm seinen Tisch bei Sömmering, zog ihn aber auch zu seinem alchymistischen Tiegeln und Retorten. Beide laborirten, einer den andern bestärkend, an der gemeinsamen Befangenheit, auf gemeinsames Glück und mit gleichen Verlusten. Als sie endlich ihre Verirrung erkannten und sich vom Geheimbunde lossagten, verließ Forster Cassel, und nun hielt es auch Sömmering, aus Angst vor Rache der Geheimbündler, nicht mehr aus, sondern nahm der ersten Gelegenheit wahr, als Professor der Anatomie an die Mainzer Universität zu kommen.

So wenig auch er in Cassel zu literarischer Thätigkeit aufgelegt gewesen war, hatte er doch eine der Wunderlichkeiten des Landgrafen Friederich — die kleine Negerkolonie in der Nähe von Weißenstein (Wilhelmshöhe:) — nicht unbenutzt gelassen, und mittelst Zergliederung mehrerer schwarzen Leichen die Verschiedenheit des Körperbaues der Neger und der Europäer zu ermitteln versucht. Mit einer Abhandlung darüber, die in Mainz gedruckt wurde, machte er seinen Uebergang dahin. — —

Ehe jedoch beide Freunde Cassel verließen, erschien daselbst ein Mann, der eben auf der ersten Staffel seines nachmaligen Ruhmes stand, — der Historiker

Johannes Müller.

Dieser 29jährige Pfarrerssohn aus Schafhausen, der nach seinen göttinger Studien bei Freunden und Gönnern in der Schweiz da und dort gelebt, zu einer großen Weltgeschichte ein erstaunliches Material aufgestapelt und den ersten Band seiner Schweizergeschichte heraus gegeben hatte, kam eben aus Berlin von einer Unterhaltung mit dem großen König, niedergeschlagen von mißlungenen Hoffnungen auf einen Platz in der Akademie, nach Braunschweig, wo ihn die huldvolle Aufnahme des Hofes in etwas beruhigte. Hier erhielt er von Schlieffen einen Ruf auf die durch Dohms Abgang noch offene Stelle am Carolinum.

Es war im Mai 1781, als er in Cassel erschien, von dem Minister herzlicher, als von seinen künftigen Collegen aufgenommen. Sein Ruf war so wenig günstig, daß selbst Forster, damals so leicht für ausgezeichnete Menschen eingenommen, es kaum über sich vermochte, dem kurzen, dicken, unruhigen Manne mit dem schwammigen Gesicht und den groß hervortretenden, leicht entzündlichen blauen Augen nur mit der schicklichsten Höflichkeit zu begegnen. Außer anderem, was man sich über ihn nur zuflüsterte, hielt er Müllern auch für einen Achselträger, der den Mantel nach dem Wind hänge. Nach und nach aber wurden sie doch gute

Freunde, und Forsters Briefe aus jener Zeit lassen sogar vermuthen, daß auch Müller an den Rosenkreuzerschen Geheimnissen einigen Antheil genommen habe.

Mit Schlieffen kam Müller dagegen auf bessern Fuß, als die andern Professoren. Er war öfter bei ihm in Wendhausen und machte im September seines ersten Jahres eine Lustfahrt mit ihm nach Geismar, wo eben der berühmte Domherr und Statsmann von Fürstenberg mit der ihm befreundeten Fürstin Gallitzin verweilte.

Hofgeismar, in der Nähe von Cassel, zählte damals zu den auch von auswärts besuchten Bädern. Landgraf Friederich hatte manches zur Einrichtung und Verschönerung desselben gethan. Der Brunnenarzt Schröder legte auch großes Gewicht auf die heilsamen Wirkungen dieses „eigenthümlich seifenartigen" Wassers, während Bopp, der oben erwähnte berliner Finanz-Nothhelfer, in seiner satyrischen Weise Freunden in's Ohr flüsterte: Hofgeismar sei eine prächtige Pferdeschwemme; es müsse aber ein Geheimniß bleiben.

Wir können vermuthen, was den Minister Schlieffen so lebhaft zu dem sonst nicht sehr einnehmenden Müller zog: er bewunderte den Historiker und dessen Styl, — er selbst eben beschäftigt, sein das Jahr vorher erschienenes Buch „Nachricht von dem pommerschen Geschlecht der Slievin oder Schlieffen" zu einer

neuen Ausgabe umzuarbeiten. Eine Geschichte der Entwicklung des Adels geht jenen Nachrichten voraus. Es ist ein höchst achtbares Buch, für welches man sich schon voraus durch das beigegebene Brustbild des hübschen, offen ausblickenden Autors eingenommen fühlt, und über welches Müller an Bonstetten schrieb, — es werde nicht verkauft, aber es enthalte über den Adel, über das Lehn- und Faustrecht, über die Geschichte der Sitten, über Religion Reisen und andere Gegenstände, so schöne Gedanken in eigenthümlich starker, bilderreicher Schreibart, daß er es über alle andere Geschichtsbücher hinauf setze.

Und allerdings mag diese Abhandlung zu dem Besten gezählt werden, was über die Geschichte des Adels in wirklich edler Sprache und mit geistvollen Ergebnissen unparteilicher Forschung erschienen ist. Nachahmung des Müller'schen Styls ist übrigens unverkennbar darin.

Schlieffen nahm wirklich eine literarisch-freundschaftliche Stellung zu Müllern. Er trieb ihn fortwährend zum Schaffen an: „jede Stunde, die nicht für das Publikum verwendet werde, sei verloren." Er schrieb zu Müllers Schweizergeschichte 36 Seiten Anmerkungen, kritisirte auch dessen Leistungen und tadelte z. B. in einem Billet an ihn hinsichtlich der von Müller heraus-

gegebenen Essais historiques eine gewisse Ungenauigkeit mit den artigen Worten:

Il m'a paru que le feu de Votre beau genie Vous a fait préferer quelquefois le brillant à l'exactitude.

So lernte auch Müller erst durch Schlieffen unser altes Gedicht „Chriemhilds Rache" kennen, indem der Minister nicht ruhte, bis der Ablehnende es endlich und zwar zu großer Zufriedenheit vornahm.

Schon nach zwei Jahren, im Sommer 1783, kehrte Müller in die Schweiz zurück, von einer Art Heimweh zu seiner Schweizergeschichte und von Pietät für seinen 80 Jahre alten Gönner Tronchin getrieben.

Aus Cassel datirt das bekannte kleine Buch Müllers: „Die Reisen der Päpste." Vielleicht läßt sich sagen, daß dies Büchlein weniger historische Bedeutung in der Literatur, als psychologischen Werth in Bezug auf den Verfasser selbst habe. Indem es ihm nämlich in weiten und höchsten Kreisen katholische Sympathien und glänzende Aussichten sogar bis nach dem Vatikan zuwege brachte, gab es dem zur römischen Kirche und Politik gelockten Manne, der in so vielen Stücken die Welt über seine gutmüthige und ehrgeizige Fügsamkeit nicht im Zweifel ließ, die schöne Gelegenheit, sich auf seiner hohen Lebensfahrt durch Cabinette und Ministerien wenigstens in dem einen Stücke seines mitge-

brachten protestantischen Glaubens männlich fest und treu dazuthun.

So beharrlich stand er in Wien auf einer Stelle, die nach ihm ein Gentz, ein Friedrich Schlegel, ein Adam Müller, Jarcke und Hurter nur als Abtrünnige des Protestantismus einnehmen konnten,

Indem nun die Männer deutscher Berühmtheit Cassel verlassen, finden wir uns wenig gestimmt, noch einige unbedeutendere Gelehrte der Friedrichsschule zu mustern. Nur eine Dichterin dürfen wir nicht unbegrüßt lassen, die uns auch noch in das Atelier eines Hofkünstlers einführt.

Eines schönen Tages im Sommer 1780 war nämlich Philippine Gatterer, Tochter des berühmten Hofraths und Historikers in Göttingen, von da nach Cassel herüber gekommen, sich vom Akademie-Direktor Tischbein malen zu lassen. Wahrscheinlich sollte einem Bändchen ihrer Gedichte oder einem Musenalmanach das Brustbild der Dichterin als Schmuck beigegeben werden, so bescheiden auch Philippine selbst von ihren Poesien dachte. Denn sie machte nicht einmal Anspruch auf Kunst, sondern wollte durch einfache, zwanglose Natur rühren; wie sie es bildlich in den Versen ausdrückt:

Durch dichtgeschnitzte Taxus bricht
Nie weder Sonnen- noch Mondenlicht:

Da durch den Baum, der kunstlos blüht,
Die sinkende Sonne malerisch glüht,
Und selber der Mond durch die Zweige blinkt,
Wenn Abends die Flur vom Thaue trinkt.

Während sie nun dem berühmten Maler saß, nahm ihre Liebenswürdigkeit das freundschaftliche Herz des bejahrten Mannes ein, und er vermittelte die Bekanntschaft eines jungen Freundes mit ihr — Engelhards der etliche Jahre älter als sie, eben wirklicher Kriegssekretarius geworden war, und sehr bezüglich Philipp hieß. Philipp und Philippine gefielen sich, erklärten sich, heiratheten sich — versteht sich in anständigen Zwischenräumen des Eintrocknens und Uebermalens von Bild und Liebe.

Der Verfasser dieses hat den glücklichen Folgen dieser Verbindung eine Episode seines Romans „Jerômes Carneval“ gewidmet. Er ist dabei den Mittheilungen eines damaligen Zeitgenossen in Cassel gefolgt, die nachher von andern als nicht ganz richtig bezeichnet worden sind. Aber freilich wollte er nicht sowohl der geschichtlichen Wirklichkeit, als der inneren poetischen Wahrheit jener Verhältnisse gerecht werden. — —

Wir lassen den Anlaß nicht vorüber gehen, ohne uns mit jenem berühmten Maler selbst bekannt zu machen.

Joh. Heinrich Tischbein,

aus der zahlreichen Künstlerfamilie dieses Namens, war der fünfte Sohn des Klosterbäckers in Haina, damals 58 Jahre alt.

Sein energisches Talent hatte sich früh geregt und durch die beschränktesten Verhältnisse Bahn gebrochen. Er fiel als Knabe von selbst auf eine Art Pastellmalerei, indem er mit drei verschiedenfarbigen Kreiden auf die Ecken des gescheuerten Familientisches Gesichter malte, die unter dem nächsten Waschlappen der Mutter wieder verschwanden. Um nun seine Schöpfungen zu erhalten, brachte er sie auf zusammengelesene Papierstückchen mit Pinseln, die er sich aus Distelblumenfäden oder aus Besenreißern, an einem Ende faserig geklopft, bereitete.

Vierzehnjährig kam er dann zu einem Tapetenmaler nach Cassel, wo er doch einiges zu seiner Ausildung ermitteln konnte. Nun malte er auch gleich Brustbilder hier und auf einem Besuche bei Verwandten im Darmstädtischen.

Zwanzig alt, wird er bei seinem Bruder, der in Hanau für einen Herrn Vandervelde malte, dem Mainzer Großhofmeister, Grafen Stadion, bekannt, jenem bei Professor Piderit schon erwähnten aufgeklärten Rathgeber des Kurfürsten aus dem Hause von Ostein. Stadion schickte auf seine Kosten den jungen

Maler von so drängendem Talente nach Paris, wo er bei Andreas Vanloo — und nach Venedig, wo er bei Piacetta seine Studien machte, dann über Florenz nach Rom ging, und hier zwei Jahre blieb.

Nach seiner Rückkehr ward er von seinem Gönner dem Landgrafen Wilhelm, Friedrichs Vater, empfohlen, der im Sommer 1752 Schlangenbad gebrauchte und sich nach einem guten Maler umthat. Zu seiner Zufriedenheit mit Tischbeins Probebild, dem Portrait der jungen Gräfin Stadion, erfährt der Landgraf auch noch, daß der Maler ein hessisches Landeskind ist, und nimmt ihn zu seinem Cabinetsmaler an. Friedrich, als er die Regierung angetreten, befördert ihn zum Professor der Malerei am Carolinum, bis er in 1776 eine eigene Akademie für die Malerei, für Bau- und Bildhauerkunst gründete und Tischbein zum dirigirenden Professor bestellte.

Aus dieser Friedrichschen Periode rühren Tischbeins beste Sachen an historisch-mythologischen Gemälden und an Portraiten. Er ward für den Landgrafen, was Stieler später für König Ludwig war, — er malte ihm eine Sammlung schöner Hofdamen und Landestöchter. Aber an diesem Cabinet de beautés in Wilhelmsthal sieht man mit bedauerndem Vergnügen, wie ein großes Talent in eine verkehrte Zeit fallen und in verschobene Lebenskreise gerathen kann. Der Pinsel

ist meisterhaft zart und fein, und in der Anordnung des Bildes auch des Künstlers guter Geschmack noch frei; aber die Hofschönheiten selbst konnte er nicht naiv oder charakteristisch auffassen, sondern sie mußten durchaus in den conventionellen Gewändern, Mienen und Geberden erscheinen, durch welche sie auch auf der Leinwand noch hoffähig blieben.

So stehen wir denn noch einmal am Hofe des Landgrafen.

Einst hatte Friedrich unter schweren Besorgnissen des Landes die Regierung angetreten, — eng gebunden in seiner monarchischen Gewalt durch die zur Sicherung der protestantischen Landesverfassung ihm auferlegte Acte, die man in Wien für eine unverpflichtende Beschränkung seiner Machtvollkommenheit erklärte. -- Indem er aber seinem fürstlichen Worte dennoch treu blieb, und von seinen Ministern berathen, gegen alle wiener Anerbietungen an der Politik mit Preußen festhielt, hatte er schnell das Vertrauen und die Liebe seines Volkes gewonnen, und statt eines täuschenden Länderzuwachses ein inneres Feld echt fürstlichen Schaffens erobert.

Nun war die Stadt erweitert, neue Häuser, ansehnliche Paläste standen erbaut, es fehlte nicht an Arbeit

und Erwerb; denn zahlreich besetzte Behörden, eine prächtige Garnison, ein reicher Hofetat, Oper und Ballet, aber auch Manufacturen und Fabriken nährten bürgerliche Thätigkeit und Handelsverkehr.

Cassel war damals eine Residenz des Frohsinns und der Lebenslust — in mehr als einer Hinsicht, selbst im Keper zweier Hofsprachen, ein Vorspiel des ein Vierteljahrhundert spätern Jerome'schen Hofhaltes. Fremde Herrschaften, Reisende aller Art kamen dahin; das Museum, die Bildergalerie, die für damals seltne, sogar mit einem Elephanten besetzte Menagerie, das Personal der Karlsschule, alles das zog auch Gelehrte Literaten, Künstler herbei. Wir wissen von Gottsched, Gleim, Tetens, Goethe, Fürstenberg, Jacobi, die Cassel besuchten. Sogar der berühmte niederländische Anatom Camper, dieser Mann der ungewöhnlichsten Begabung, erschien, die Menagerie zu besehen.

Bei solchem Frohsinn war selbst dem Spiel und der Laune des Glückes ein Raum gegönnt. Und so strömte wöchentlich alles aus der Umgegend herein, um die mit Trompetenschalle verkündeten Glückszahlen des Lotto zu vernehmen, das in 1771 vom Grafen Bollo gegründet war.

Die Trompete tritt überhaupt in jenen lustigen Tagen als ein beliebtes Instrument auf; denn auch ein Bäcker Wagner in der Königsstraße gab, so oft

seine beliebten Speckkuchen warm aus dem Ofen kamen, Trompetensignale vor seinem Laden.

Dem Schöpfer solcher glanzvollen Herrlichkeit wurde an seinem 63. Geburtstage das von den Landständen votirte Denkmal, von Professor Nahl in Marmor ausgeführt, feierlich enthüllt. Auf dem Friedrichsplatze steht es als ein Denkmal jener Tage.

Zwei Jahre später, am letzten Oktober 1785, als der Landgraf auf Schloß Weißenstein lustig und vergnügter Dinge am Schlusse der Tafel eben seine Tasse Rhabarber trinken wollte, ward er, vom Schlage getroffen, ohne Todesahnung dahin genommen. — Er hinterließ, wie man sagt, einen Schatz über das Doppelte der 22 Millionen englischer Subsidien.

Mit seinem Nachfolger und Erben veränderte sich die Scene.

Schlieffen verließ Cassel und ging vorerst in preußische Dienste. Ueber die Verwaltung des Museums ward eine Untersuchung verfügt und der Marquis de Lüchet überließ seinen Gläubigern die von ihm in letzter Zeit gegründete Buchhandlung, und machte sich eines stillen Aprilmorgens 1786 aus Cassel fort.

Der Postillon durfte zu dieser traurigen Abfahrt nicht blasen; der Marquis selbst aber ließ aus sicherer Ferne die Trompete seiner Verdienste hören: „Er habe als Günstling des Fürsten ein Jahrzehend lang Ge-

schmack und Kenntnisse in einem Lande verbreitet, das mehr durch die Schönheit seiner Soldaten, als durch Liebe zu den Wissenschaften bekannt gewesen sei."

Wer von Gelehrten noch anwesend war, siedelte nach Marburg über an die Universität, mit welcher das Carolinum vereinigt wurde.

Miliär- und Civilstaat erfuhren starke Reductionen; die französische Bühne und die Menagerie wurden aufgehoben, die Bildergalerie zugeschlossen.

Der Hof des getrennt wohnenden fürstlichen Paares verdunkelte, und in der Residenz ward es stille.

Protestantische Fasten traten ein nach dem katholischen Carneval. Und freilich geht es in Cassel, wie im Kalender: Die Fasten dauern länger, als die Fastnacht. Und wenn es auch nach dem Fastensonntag Reminiscere noch — fette Schnepfen gibt: wem kommen sie zu gut?

III.

Azor als Amor.

Der junge Pfarrer Theodor Salbei hatte schon als Candidat des Predigtamtes eine stille Neigung für Lina Bender gefaßt.

Lina war eines jener Mädchen, die in der Gesellschaft nicht eigentlich liebenswürdig oder interessant, aber allgemein „lieb" heißen, indem sie mit anmuthigem Aeußern ein wohlwollendes Herz, mit gutem Sinn und Verstand gefällige Manieren in so angenehmer Mischung verbinden, daß sie, ohne hinzureißen, doch nicht gleichgültig lassen.

Der junge Bewerber selbst, obgleich vom Lande gebürtig, Sohn eines Schulmeisters, war doch in der Provinzialstadt nach und nach zu einer ziemlich ausgebreiteten Bekanntschaft gekommen. Als junger Theolog hatte er damit angefangen, in einigen guten Häusern Unterricht zu geben, und nachdem er einmal Boden gewonnen, war es ihm mit seiner angenehmen Erscheinung durch die kleinen geselligen Talente als Sänger und Vorleser nicht schwer geworden, sich allmälig zu

heben und auszubreiten. So ward an den kleinen häuslichen Abenden der Familien bald auf ihn gezählt; wofür er denn wieder auf zahlreichen Besuch, besonders der Frauen, Sonntags unter seiner Kanzel rechnen konnte. Hier wie im Umgang vertrat eine sanfte Schwärmerei, was ihm an Geist fehlte, und sein klangvolles Organ schmeichelte den Zuhörern die Predigten ein, die ihrem Gehalte nach nicht immer gemacht waren, verschlungen zu werden.

In solchem geselligem Verkehre kam er mit Lina viel zusammen, spielte zuweilen vierhändig oder sang ein Duett mit ihr, bis er so zwischen den Noten sein Herz an sie verloren, dafür aber, wie es schien, das ihrige eingenommen hatte. Die Gunst der Tante aber, bei welcher das liebe Mädchen als frühe Waise lebte, und die es zu beerben hatte, wollte sich dem jungen Manne nicht so entschieden zuwenden. Gescheit und welterfahren, aber schon in den Jahren vorgerückt, in welchen Unvermählte mehr und mehr einen scharfen Geschmack anzunehmen pflegen, blieb Fräulein Sabine Bender mit ihrem Verstande weniger empfänglich für die untergeordneten Gaben eines jungen Mannes, die für junge Mädchen so einnehmend erschienen. Indeß ließ es der junge Theodor in seiner Aufmerksamkeit für sie nicht an den Tropfen fehlen, die, wie man sagt, nicht durch Gewalt, aber durch öfteres Fallen selbst einen Stein

aushöhlen. So brachte er es, besonders nachdem er dritter Prediger an der Johanniskirche geworden war, endlich dahin, daß er auch zu den kleinen Gesellschaften der Tante Sabine gebeten wurde, und im Stillen hoffen durfte, sie bei seiner Bewerbung um die Hand ihrer lieben Brudestochter nicht entschieden gegen sich zu haben.

Indem ihm jedoch Lina's gewohnte Nachgiebigkeit gegen die Tante und der letztern oft und rasch wechselnde Stimmungen nicht unbemerkt geblieben waren, zögerte er von einem zum andern Tage mit seiner Erklärung. Heut hielt ihn seine natürliche Schüchternheit in solchem Herzensanliegen und morgen eine Scheu vor dem scharfen Auge und der raschen Zunge der Tante zurück. Ja, schriftlich hätte er sich, wie er glaubte, über seine Liebe und seinen heiligsten Wunsch zart und innig, vielleicht hoch und glühend erklären können: wenn nur die Tante nicht früher einmal sich über das Unmännliche schriftlicher Bewerbungen allzustark ausgesprochen hätte. — „Es ist jedenfalls sehr ungalant von den Ehecandidaten — hatte sie unter Anderm behauptet —, ein Mädchenherz brieflich auf eine Schreibfeder herauszufordern: ein heirathsfähiger Mann muß auch wissen, daß die Körbe, die wir Frauenzimmer mündlich geben, wenigstens nicht unorthographisch ausfallen."

Nach mancher schlaflosen Nacht empfand unser liebender Theodor eines Morgens über seine Unentschlossenheit eine so lebhafte Beschämung, daß er beim Kaffee mit Rahm und Milchbrot sich selbst das Ehrenwort darauf gab, den Nachmittag Besuch bei Fräulein Bender zu machen, und auf jede Gefahr hin sich zu erklären und zu bewerben. Da man aber auf solchem neuen Boden als angehender Läufling auch wieder wie ein Kind ängstlich und unsicher auftritt, ohne daß man doch einen Fallhut aufsetzen kann, so stellte er sich wenigstens vorher die Gegenstände zurecht, an denen er im Gespräch sich festhalten und den Gang zu jenem Ziel nehmen wollte, wo entweder eine aus Liebe bebende Hand oder ein aus Aengstlichkeit zitternder Korb zu erwarten war.

Und er hielt sich Wort! Gegen drei Uhr, um welche Zeit er beide Damen allein zu finden hoffte, machte er sich, wie zum Ball angezogen, nach ihrer Wohnung in der Grabengasse auf. Sein Anzug, dachte er, möge immerhin seine Absicht voraus verrathen. Ueberrumpeln wollte er kein zärtliches Herz; seinem Angriff sollte der auffallende Frack als Trompeter dienen.

Und das war gewiß ritterlich gedacht von seinem dritten Pfarrer!

Wie er in die Nähe des Hauses kam, jagten ein paar Buben einen Hund, der seine Zuflucht über die-

selbe Treppe nahm, die Herr Salbei mit salbungsvollen Gedanken zum Anbau seines Glückes betrat. Die Buben wollten dem Hunde, den sie Azor, Azorchen! riefen, in's Haus folgen, als sie die Hausmagd erblickten, die mit freundlichem Nicken den Herrn Pfarrer beschied, beide Fräulein, alte und junge Bender, seien zu Hause.

Leise und langsam auftretend fand der ängstliche Pfarrer eine Treppe hoch den Hund schnüffelnd und wedelnd vor der Thür des Wohnzimmers, an die er eben anklopfen wollte. Er blieb aber einen Augenblick stehen, um sein Herz ein wenig ausklopfen zu lassen, und bis an die Westentasche hinab ein- und auszuathmen. Dabei betrachtete er den lustig hüpfenden Hund. Das widerliche Geschöpf war ihm bisher noch nicht zu Gesicht gekommen, und er mußte unwillkürlich über den Hundegeschmack der Tante — nicht lächeln denn dazu war er zu beklommen, aber — den Kopf schütteln. Dickköpfig und um das linke Auge schwarz, um das rechte grau gefleckt, struppig von brandfuchsigen Haaren, rattenschwänzig und schiefbeinig, war das gutmüthig wedelnde Thier, das ihn zu kennen schien, wahrhaft widerwärtig anzusehen, hüpfte aber, sowie die Thür aufging, vergnügt mit in's Zimmer, und schnüffelte bellend um eine Dame, die eben im Begriff stand sich zu empfehlen.

Lina erröthete flüchtig als Theodor eintrat. Die Tante grüßte kurz und kalt; wobei sie mit dem Ausdrucke fragender Verwunderung bald den befangenen Pfarrer, bald den häßlichen Hund ansah. Desto zuthätiger und gesprächiger beeiferte sich die Nichte, ja, sie streichelte selbst den Hund, als er sich an sie schnupperte — Alles, wie es schien, um den Freund vor der aufsteigenden Empfindlichkeit der Tante in Schutz zu nehmen. Die Tante lächelte zu dieser mädchenhaften Aengstlichkeit und unterdrückte eine scharfe Bemerkung über den mitgekommenen Hund, vielleicht auch um den jungen Prediger vor ihrer Freundin nicht zu beschämen. Die Frau Amtsrath Herling war selbst eine Hundefreundin. Sie wendete sich auch noch mit einer artigen Frage an den jungen Prediger, ehe sie sich mit dem ziemlich nachdrücklich gesprochenen Wort empfahl:

Nun, ihr Lieben, wünsche ich euch recht viel Vergnügen in eurer Kaffeegesellschaft!

Dies Wort, das Theodor für einen Wink nahm, die Damen nicht aufzuhalten, überraschte und störte ihn auf das unangenehmste. Nun sah er auch schon Hüte, Shawl und Mantille bereit liegen. Durfte er jetzt mit seinem Anliegen kommen und langsam darauf hinlenkend die Damen aufhalten, oder sollte er damit wie mit der Thür in's Haus fallen? War's überhaupt eine Sache, die so unmittelbar vor einer Kaffee-

gesellschaft abzumachen wäre? Und doch war er gekommen, um nicht ohne Entscheidung für sein Herz nach Hause zurückzukehren! — Welche verdrießliche Klemme für einen jungen Pfarrer an der Johanniskirche!

Diese Gedanken überwältigten, zur Verlegenheit für Lina, seine Haltung bis er bemerkte, daß die Tante mit der abgegangenen Freundin das Zimmer verlassen hatte. Nun nahm er sich zur Frage zusammen;

„Sie gehen aus, meine theure Lina?"

„Wir sind von Hofrath Röhrig in seinen Garten zum Kaffee gebeten. Es ist aber noch früh!" antwortete sie, indem sie befangen lächelnd, mit dem Hunde tändelte.

Diese Befangenheit ging auch auf Theodor über; sodaß auch er mit dem Hunde spielen mußte, und er nahm ihn sogar auf die Knie und streichelte das struppige Haar.

Lebhafter als die beiden Liebenden, besprachen sich an der Treppenbrüstung die zwei Freundinnen. — „Es ist also richtig mit den Zweien da drinnen?" sagte Frau Herling. „Aber was habt ihr denn nur dabei, Sabine, daß Ihr so heimlich damit thut? Sind die Visitenkärtchen noch nicht gestochen? Mir auch kein Wörtchen zu sagen! Jedenfalls hättest Du mir ihn jetzt als Bräutigam vorstellen können, da er mir doch einmal in den Weg gekommen war."

Bist Du klug, Jette? antwortete die Tante. „Wie kommst Du zu solcher Voraussetzung?“

Es wäre nicht? erwiederte die Andere. „Ei, Herr Salbei kommt doch, mir nichts, dir nichts, mit seinem Hund ins Haus, uud dabei doch so elegant, daß ich dachte, er ging mit zum Kaffee in den Garten?

Es ist zum Lachen, Jette! Hast Du denn mein Erstaunen nicht gesehen, als er mit dem garstigen Igel in's Zimmer hereinkam? Aber stelle Dir auch nur die Taktlosigkeit von solch einem Textdreher vor! Die jungen Leute werden doch mit jedem Tage unmanierlicher; sogar das junge Predigervolk! Wahrhaftig, Jette, wärst Du nicht gewesen, ich weiß nicht, was ich ihn gefragt hätte.“

„Nun ist's zu spät, Sabine“, lachte die Freundin, „und kannst nur hineingehen und vernehmen, was er zu fragen hat. Denn so sieht er mir gerade aus — so geputzt, so feierlich, als ob er Euch etwas fragen wollte. Ich konnte mir nur den Hund nicht dazu reimen, und dachte darum, er habe schon gefragt, und ein Ja erhalten.“

Worauf die Tante versetzte:

„Dann hat er ihn vielleicht mitgebracht für den Fall er einen Korb bekäme, und will ihn gleich dem Hund zu apportiren geben, so — verstehst Du mich, wegwerfend, mißachtend.“

„O diese Besorgniß wird er nicht haben, scheint mir, liebe Sabine!“ meinte die Amtsräthin, und die Tante erklärte vertraulich:

Offen gestanden, sehe ich seiner Bewerbung alle Tage entgegen, und warum soll ich Lina's Herzensneigung durchaus entgegen sein? Beide sind einander werth. Nur heut soll er mir mit keinem Antrag kommen, oder ich werfe ihm den garstigen Hund dazwischen.“

„Das wirst Du bleiben lassen!“ erwiderte Frau Herling. Und gesteh' nur auch, — er hat sich mit seinen Predigten doch nach und nach in Dein Herz gestohlen.“

„Mit seinen Predigten?“ lachte die Tante. Nun ja, zuweilen ist Gurgelwasser von — Salbei recht gut!

„Bösewicht!“ schalt die lächelnde Freundin, und gab ihr einen Schlag mit dem Sonnenschirm. „Aber geh' nur hinein und sieh zu, was sie machen — die Drei!

Sie eilte grüßend fort, und die Tante kehrte in ihr Zimmer zurück.

Wie sie eintrat, sprang Azor von des Pfarrers Knieen und hüpfte ihr am seidenen Kleide hinauf. Sie wehrte ihn mit dem Fuße von sich. Theodor rief ihn: Azor, Azorchen! und streichelte ihn, worauf er sich mit den Worten vom Stuhl erhob:

„Ich höre, Sie sind zum Kaffee gebeten, und will

Sie durchaus nicht länger aufhalten. Es ist ein wunderschöner Nachmittag zu einem Kaffee im Freien!“

„Es thut mir recht leid, Herr Pfarrer“, erwiderte die Tante, „daß wir Sie nicht halten dürfen, und daß Sie es gerade mit Ihrem freundlichen Besuche so wenig getroffen haben, zumal Sie heut — so vertraulich gekommen sind.“

Sie warf bei den letzten, gedehnten Worten einen Blick nach dem Hunde, dem dieser Seitenblick unter Lina's eifrig streichelnder Hand zu gut kam.

Begreiflicherweise nahm Theodor, den ja der verdrießliche Hund nichts anging, den leisen Stich durchaus nicht für einen Vorwurf, der ihm gelte; vielmehr glaubte er, die Tante wolle ihm mit den so betonten Worten zu verstehen geben, daß sie die Absicht seines Besuches gar wohl durchblickt habe. Mit flüchtigem Erröthen, und indem er ihre schalkhafte Freundlichkeit für eine Aufmunterung nahm, versetzte er rasch:

„Vielleicht dürfte ich also morgen mein Glück versuchen?“

Die Tante hatte sein flüchtiges Erröthen bemerkt, und maß es einer Empfindlichkeit über ihre Stichelrede bei. Sie fand daher die heitere Wendung des gekränkten jungen Mannes sehr fein, indem er statt Verdrusses ein baldiges Wiederkommen anbot. Freundlich nickend sagte sie daher:

„Sie werden uns sehr angenehm sein, lieber Herr Pfarrer. Kommen Sie zu einer Tasse Kaffee!

Er nahm es dankbar an, grüßte und ging seelenvergnügt. Wie er die Thür hinter sich zuzog, hörte er die Tante rufen:

„Herr Pfarrer!“

„Befehlen?“ antwortete er, und war rasch wieder im Zimmer.

„Ihr Hund! Sie vergessen Ihren Hund! Es scheint dem — Köter bei uns zu gefallen.“

„Mein Hund?“ fragte er verwundert. „Ich besitze keinen Hund. Der da? O ich bitte um Verzeihung! Wie würde ich mir doch erlaubt haben, mit einem Hunde meine Aufwartung zu machen! Ist denn der Azor nicht Ihnen?

„Mein? Der Hund da, Herr Pfarrer? Pfui, das ekelhafte Thier! Also nicht Ihnen? Sie riefen ihn ja doch Azor, und er hörte darauf?“

„Die Gassenbuben riefen ihn so, als er vor mir in's Haus lief, und so fand ich ihn schnuppernd draußen vor der Stubenthür“, antwortete er.

„Ei ja, nun begreif' ich's:“ lachte die Tante. „Die Amtsräthin ist so eine Hundenärrin. Sie war eben erst die Treppe heraufgekommen, und gewiß hatte das garstige Vieh den Geruch von dem Halbdutzend Pudel und Pintscher, die ihr den ganzen Tag auf den Klei-

dern liegen. — Willst du hinaus!“ rief sie die Thüre öffnend, und versetzte dem fatalen Azor einen Schlag mit dem Sonnenschirm, daß er heulend davonrannte.

Jetzt brachen alle Drei in ein schütterndes Lachen aus, am lautesten die Tante, bis sie sich zu den Worten erholte:

„Verzeihen Sie nur, lieber Herr Pfarrer, daß ich Ihnen einen so schlechten Geschmack zutraute! Und ich hätte Ihnen beinahe eine bittere Bemerkung gemacht, als Sie mit dem Hund eintraten. Wie Sie nur den Unhold auf die Knie nehmen mochten! Sehen Sie nur, Sie sind noch staubig davon!“

„Ei“, erwiderte er verlegen, indem er das schwarze Beinkleid mit dem Sacktuch abwischte, — „ich dachte nicht anders, als es sei Ihr Hund.“

„Und darum streichelten Sie ihn? Wie gut Sie sind, um meinetwillen — das garstige Geschöpf — mit so viel Selbstüberwindung —!“

Sie reichte ihm mit gerührter Freundlichkeit die Hand. Er neigte sich mit den Lippen auf dieselbe, und sagte dann, gegen Lina gewendet:

„Aber Ihnen, liebe Freundin, ist der Hund erst recht lästig geworden. Und Sie waren so freundlich gegen ihn und haben ihn gehätschelt!“

„Ei — ich dachte wie die Tante, er sei Ihnen!“ ant-

wortete sie befangen und zerstreut; worauf der junge Freund halb schalkhaft, halb verlegen versetzte:

„Nein? Und haben mir zu Lieb' das widerliche Viehchen so —"?

Die Tante, weitere Erklärungen abzuschneiden, fiel lachend ein:

„Kommt, Kinder, wascht Euch die Hände! Wer weiß, wo das Thier gesteckt hat, und wem's gehört!"

Sie nahm Lina und den Pfarrer mit hinüber in ihr Ankleidezimmer vor ein blauporzellanenes Handbecken, goß ihnen Wasser über die Hände, und reichte ein frisches damastenes Handtuch hin, in der Mitte gehalten, daß Jedes von beiden einen Zipfel ergreifen konnte. Als so beide einander gegenüber standen, schien, wie das schimmernde Gebildzeugband zwischen ihren Händen auch einerlei Betrachtung zwischen beiden Herzen zu schweben. Sie rieben und rieben die Hände, die so schwer trocken wurden — Lina mit der bläßlichen Hast, als ob sie ihre Empfindung in das Tuch verwickeln und verwinden möchte, Theodor mit der Anstrengung, als ob er sich den Muth heraus ringen müsse, seinen Gedanken auszusprechen. Wirklich, als die Tante Hut und Mantille zu nehmen, das Zimmer verließ, begann er lächelnd und leise:

„Welch ein allerhäuslichstes Band uns eben verknüpft, theuerste Lina!"

Lina schwieg, und bebte mit niedergeschlagenen Augen; aber sie hielt das Tuch fest. Und Theodor fuhr etwas kühner fort:

Ich wollte, Sie fühlten das so, wie ich es innig empfinde! Wie glücklich wäre ich, wenn Sie es als Symbol gelten ließen, und wir nun die von einer gemeinsamen Berührung gereinigten Hände für eine gemeinsame Zukunft ineinander legten!

Bei diesen Worten sah und empfand er, wie sie von einem innern Schreck mit dem Tuche zuckte. Er ließ seinen Zipfel fallen, und beide Hände der Geliebten entgegenstreckend, rief er flehend: „Geliebte Lina?"

Sie schlug die feuchten Augen auf, lächelte, der Zipfel des Tuches entglitt ihren Fingern, und sie sank mit beiden Händen in die seinigen und an seine Brust. Nach einigen Momenten stummen Entzückens trat die Tante, die gelauscht hatte, angekleidet ein, und rief mit einem Tone, der munter sein sollte, aber in eine versteckte Weichmüthigkeit umschlug:

„Schönes Benehmen das! Ihr fangt damit an, das häusliche Band mit Füßen zu treten. Ihr denkt wohl mit dem Sprüchwort: Komm' ich über den Hund, komm' ich auch über — das Handtuch?"

Es ist wahr, Herzens-Linchen", sagte der fröhliche Pfarrer lachend, wir fangen mit Undankbarkeit an: den Liebesvermittler Azor jagen wir mit Schlägen fort,

und nun stehen wir mit den Füßen auf dem theuern Handtuche!"

Sie lachten wie die Kinder. Dann traten sie Hand in Hand vor die Tante und baten um ihre Zustimmung und um ihren Segen. — „In Gottes Namen!" sagte sie gerührt, „seht zu, wie Ihr miteinander fertig werdet!"

Nun folgten Umarmungen herüber und hinüber. Zuletzt erbat sich der Pfarrer das Handtuch von der Tante zum ewigen Andenken. „Es soll meine Stola sein", sagte er, „worin ich alle die seligen Stunden unsers Bundes feiern, alle die hohen Schickungen unserer Zukunft segnen will!"

In Gottes Namen, nehmen Sie's! sagte die Tante, und ich wünsche dann — gesegnetes Handtuch!

„Aber auch nach dem armen Azor wollen wir uns umsehen, und ihn zu bekommen suchen", erinnerte Lina. „Er soll von unserem Glück auch seine Knöchelchen haben. Theodor, Amor und Azor machen ja einen prächtigen Dreiklang!"

Wie nun aber das Paar, das sich wie vom Himmel gefallen fühlte, seine Zärtlichkeit erneuern wollte, gebot die Tante:

„Jetzt aber genug! Es ist die höchste Zeit, daß wir nach Röhrig's Garten wandern. Unser Ausbleiben fällt in's Unartige.

„Ich dächte, Herzenstantchen", meinte Lina, — „Theodor könnte jetzt mit dahingehen? Hm?"

„Theodor?" antwortete die Tante überlegend. „Das sind also Sie, Herr Pfarrer! So? Du meinst, Lina, wir sollten den Theodor so mitbringen, wie er den Azor?"

„Sans comparaison, Tante!" rief Lina.

„O warum?" fiel Theodor ein. „Wenn ich so hüben und drüben gestreichelt werde" —?

„Oho, mein lieber Freund!" versetzte Lina. „So geht's diesmal nicht. Ich sage gleich beim Eintreten in die Gesellschaft: Der Azor ist mein."

Bei diesen Worten umarmte und streichelte sie ihn, und Beide lachten und lachten wieder.

„Meinethalben!" erklärte die Tante. „Ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Dies war aber nur eine Redensart; denn sie wusch die Hände nicht, sondern betupfte nur mit dem feuchten Zipfel ihres Taschentuches die Augen, die bei heimlicher Rührung gern ein wenig roth wurden. — „Aber Eines bitt' ich mir aus: Sie, Herr Theodor, müssen die Geschichte vom Azor erzählen, wenn Sie mitgehen wollen."

„Gewiß! und mit allen Umständen erzähle ich sie", erwiderte er. „Azor mit Umständen!"

Fröhlich nahm nun Lina Hut und Schawl, und die Tante sagte im Weggehen:

„Es ist mir nur lieb, wenn ich Euch der Gesellschaft so unerwartet als Verlobte vorstellen muß, daß ich wenigstens etwas zu Euerem Lobe weiß. Soviel kann ich mit gutem Gewissen sagen: Es ist ein Paar, das sich — gewaschen hat.

„Ja, liebe Tante, und ein Paar, — das Dein Handtuch segnet!" rief Lina, und umarmte mit einem langen Kusse die Tante.

III.

Ein Mädchenloos.

Schön ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammengeh'n,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten seh'n.

Goethe.

Es war ein prächtiger Frühmorgen im hohen Sommer des Glücksjahres 1848. Die Ernte sammelte sich in Garben auf den Hügeln um den Ort Neuenzell, und die aufgehende Sonne lachte von den fernen, duftigen Höhen herein.

Eben rollte der Eilwagen durch das Dorf, und wendete um die Ecke des Wirthshauses. Der Conducteur warf einen Lederbeutel auf den Vortritt der hohen Freitreppe, und grüßte den Wirth, der aus dem Fenster sah, und seine Zipfelmütze lüpfte.

Es war hier keine Poststation; zur schnelleren Beförderung aber wurden Briefschaften und Zeitungen für die Behörden, die Privaten und die nächsten Adelssitze im Vorüberfahren abgegeben.

Kaum hatte der Wirth den Beutel geöffnet, und den Inhalt auf die Tafel der sogenannten Honoratiorenstube ausgeschüttet, als der Handelsjude Simon Schwarzschild von seiner Wohnung herüber kam, um sein Frankfurter Journal in Empfang zu nehmen. Es war ja die bewegte Zeit des Frankfurter Parlaments, wo man mit jedem Zeitungsblatte den außerordentlichsten Dingen entgegen sah. Was sich auch Einer unter dem Glücke Deutschlands vorstellen mochte: Keiner versprach sich weniger, als das große Loos, Jeder aber gerade von der Nummer, auf die er sein Leben eingesetzt hatte. Ja, selbst diejenigen, die ihren Tag mit dem schönen Lied anfingen: „Ich hab meine Sach' auf nichts gestellt“, hatten vielleicht damals das lauteste „Juchhe.“

Daß zu diesen Simon Schwarzschild nicht gehörte, verrieth sich schon in der Art, wie er sein Zeitungsblatt, auf echt hebräisch, von hinten zu lesen begann, von den Handelsnachrichten und sachlichen Bekanntmachungen. Und nicht lang, so sprang er von der Fensterbank auf und rief mit wunderlichen Geberden:

Gute Morge, Glück! Gottes Wunder! Glück für's Haus Schwarzschild und den Ort Neuenzell! Das gibt Credit! Schwarzschild, Credit und Compagnie! — — Ui! was fällt mir ein? Ihr habt Theil daran, Nachbar Hambach, — oder Euer Sohn Lorenz! Aber —

ich will doch erst nachsehen! Wegen einer einzigen Ziffer bin ich ungewiß!

So lief er fort, die hohe Treppe hinab, seinem Hause zu, wo eben das Kramlädchen mit den buntesten Kleinwaaren geöffnet wurde.

Der Wirth sah ihm nach, wollte weiter lesen, konnte aber nicht lassen, dem Judenräthsel entgegen zu sehen. Simon kam jetzt viel stiller zurück, nicht niedergeschlagen, sondern mit geheimnißvollem Selbstgefühl, winkte den Wirth in die Ecke des Zimmers und las halblaut:

„Frankfurt, am 17. August. Nach einer eben eingelaufen telegraphischen Nachricht ist in der am 15. d. in Prag abgehaltenen öffentlichen Auslosung die schöne Besitzung Zlubek, in der fruchtbarsten Landschaft von Böhmen, auf die Nummer 73,747 gefallen. Dem glücklichen Besitzer dieses Loses steht es bekanntlich frei, die Güter mit nächstem Michaelis in Besitz zu nehmen, oder die Summe von 300,000 Gulden W. W. dafür zu empfangen. Das hiesige Bankierhaus Philipp Anton Zahlhas —

das ist das Frankfurter Haus, das besorgt die Sache, unterbrach sich der lesende Simon, ungeduldig des Eindrucks, den die Nachricht auf den Wirth machen sollte.

Dieser aber versetzte auf Simons: Nun Hambach? eher etwas verdrießlich:

Nun, was geht das mich an, oder meinen Lorenz?

Was es Euch angeht? Ist doch das Loos aus meiner Collekte, und Euer Lorenz — aber still! Nur vorsichtig! Ihr kennt unser umherziehendes Gesindel. Heut sind sie hinter den Standesherrn, morgen kommen sie an die Juden, übermorgen an den Hirschwirth. Was wollen sie? Theilen wollen sie!

Aber mein Lorenz? fragte Hambach.

Es ist ja das Loos, das die drei Mädchen zusammen bei mir genommen haben, erklärte Simon. Die Suschen Maienschein droben auf der Burg hat ja das Dritthel.

Was? schrie Hambach, fuhr aber auf eine abwehrende Bewegung des Juden leiser fort: Hat dreimal hundert —

Einmal von dreimal, Nachbar! Gewinnt ihre einmalhunderttausend;

Die schwere Hacke noch einmal! fluchte der Wirth, und riß seine Mütze ab, die er fort auf den Tisch warf. Gulden, Simon? Zeigt her! Ja, da steht's Gulden W. W.

Wiener Währung, Hambach. —

Ja, wiener Währung. Lorenz! rief Hambach aus der Stubenthür. Einmal hundert tausend —! Lorenz! Wo hat Dich denn jetzt der Teufel. — Nun mag er

sie heirathen, die wiener — die Suschen Maienschein, sag' ich.

Lorenz erschien, — ein ganz hübscher, frisch aussehender Bursche, halbstädtisch im Anzug, mit etwas blonder „Märzerrungenschaft" um Kinn und Mund.

Lorenz, redete ihn der Vater mit einer gewissen gnädigen Gravität an, die Susette Maienschein hat's große Loos gewonnen. Ich gebe nun meine väterliche Einwilligung, daß Du sie heirathest. — — Denn, Nachbar Simon, gegen ihre Person hab' ich nie 'was gehabt: ein sauberes, geschicktes Weibsbild war sie immer, manierlich, gescheidt und recht appetitlich in ihrem ganzen Wesen. Was ich gegen sie hatte, war eben, daß sie nichts hatte. Jetzt ist ihr ein Dritthel von 300,000 — da steht's Lorenz! das W. W. bedeutet wiener Währung. Ich sage zugefallen, und das ist ein anderer Fall, das ist nun so ein Heirathsfall.

Lorenz war so überrascht, daß er ordentlich etwas einfältig aussah; wenn ihn nicht etwa ein geheimer Zweifel so unbeholfen machte. Der kluge Simon rieth ihm, sich mit seiner Erklärung zu beeilen, ehe Susette etwas von ihrem Glück erfahre. Die Christinnen, meinte er, wären leicht verschnupft, wenn man sie um ihres Geldes willen nehmen wolle, nicht so natürlich, wie die Judenmädel, die ja nicht anders wüßten, als daß

Heirathen ein Lebensgeschäft ist und ein Betriebs-Kapital verlangt.

O Nachbar Simon, versetzte Lorenz mit Empfindung, Susette weiß, daß ich sie liebte und nehmen wollte, auch als sie noch nichts hatte, und daß ich sie genommen hätte, wenn ich — meinetwegen —.

Er schwieg in Erinnerung an heftige Auftritte, die er seiner Neigung halber mit dem Vater gehabt hatte.

Gut! meinte Simon; aber Ihr müßt nun auch Euern Vater in ein generöses Licht bei ihr stellen damit sie seiner väterlichen Abneigung halber keinen Anstand nehme.

Recht, Nachbar Simon! rief der Wirth. Die schwere Hacke, ich kann auch generös sein, wenn 'was dabei herauskommt, und der Hirschwirth — keinen Bock schießt.

Die Zeitungen, Journale und Briefschaften für die freiherrliche Familie von Stöckelberg wurden jeden Morgen abgeholt, und nicht selten kam Susette selbst von der Burg. Heut sollte Lorenz aus einer Art von Zuvorkommenheit die Sachen hinauf tragen und Gelegenheit suchen, sein Wort anzubringen. Er beeilte daher einen schmuckern Anzug, dieweil der Vater die Sachen für die freiherrliche Ledertasche aussuchte.

Simon, der sich jetzt als Mann von Wichtigkeit im Haus fühlte, erinnerte, daß Lorenz möglicherweise

Susetten nicht sprechen oder diese sich Bedenkzeit ausbitten könnte; dann würde sie ihr Glück vor ihrem Jawort erfahren, und Lorenzens Bewerbung so wie des Vaters Zustimmung damit in Verbindung bringen. Und — wie wird's dann mit der Liebe und mit der Generosität aussehen? fragte der Schalk. —

Der alte Hambach schob seine Mütze von einem auf's andere Ohr. Ei was! rief er endlich. Die Lotterie-Nachricht steht ja im Beiblatt: wir halten's Beiblatt zurück. In so unruhigen Zeiten kann auch ein Beiblatt einmal ausbleiben.

Dann müßt Ihr aber auch die andern Beiblätter, des Amtmanns, des Pfarrers u. s. w. behalten; sonst kommt die Sach' doch aus, meinte Simon, und Hambach erklärte:

Richtig, wir halten sie auch zurück. Die Beiblätter kommen nach.

Während er die Beiblätter unter lächelndem Kopfschütteln des Juden wirklich beseitigte, fiel ihm einer der Briefe in's Auge, der ihm noch bedenklicher, als ein Beiblatt, erschien. Er stieß seinen gewohnten unschuldigen Fluch aus, und las mit der Vermuthung, daß es wohl gar schon ein Freiersbrief sei, die Adresse: „An Susette Maienschein, Kammerjungfer auf Burg Stöckelberg bei Neuenzell.

Das scheint mir die Hand des Jägers Peter! sagte er verdrießlich.

Lorenz, der mit der künstlichen Schleife an der Halsbinde nicht fertig werden konnte, eilte von dem kleinen, schräg gestellten Spiegel herbei, und erkannte wirklich Peters Handschrift.

Ui! rief Simon, da giebt's Concurrenz in der Speculation. Aber hat's denn der Peter Tanner wirklich mit dem Suschen gehabt? Ein hübscher Mensch war er, und brav, — ehrlich wie Gold. Ich hab' ihn geprobt. So ehrlich gegen seinen Herrn, daß er ordentlich dumm war. Wo steht er denn jetzt?

Er wollte nach Amerika, versetzte der Wirth, der Brief hat aber das Postzeichen Frankfurt.

Da hat er gewiß einen guten Platz gefunden, meinte Simon; es kommen jetzt viel reiche und vornehme Herrn zum Parlament. Er ist ja auch ein gelernter Gärtner, und ich weiß, daß er ein Capital gesucht hat, um eine Kunstgärtnerei anzulegen. Nun kann's ihm die Suschen geben!

Ei was! rief der Wirth, wir halten den Brief auch zurück, bis Du mit dem Mädchen einig bist, Lorenz. Dann sehen wir zu, ob sie den Brief noch zu lesen braucht, die Suschen.

Der Jude lächelte noch schalkhafter durch's Fenster hinaus. — Bei Euch kann man was lernen, Hambach!

sagte er. Die Demokraten schlagen jetzt so zu, daß ein ehrlicher Mann unterschlagen muß, was er retten will.

Wie er aber Hambach's verdroß'ne Miene bemerkte, lenkte er mit der Frage ab:

Wen werden sie wohl in Frankfurt zum deutschen Kaiser machen?

Ich denke, sie werden beim Haus Oesterreich bleiben, brummte der Wirth.

Meint Ihr, Hambach? Ihr wart ja doch bisher gut preußisch gesinnt.

Ei was! Ich hab' nun keine Tresorscheine mehr. Dagegen bekommen wir nun wiener Währung. Denke, Dir, Lorenz, — einmalhunderttausend W. W.! Wie steht jetzt die wiener Währung, Simon?

Immer per Gulden ein silberner Zwanziger.

Nur? rief Hambach. Thät' also — — nur etwa — — 40,000 rheinisch?

Ei, Vater, ist das nicht genug? fiel Lorenz ein.

Das ist gescheit, Lorenz! versetzte Simon. 40,000 Mitgift: das ist ein Gift, damit kann man sich heilen für Kinder und Kindskinder. Hab' ich Recht, braver Lorenz? Aber — seht doch, dort vom Geisberg herab — hm?

Man blickte vom hintern Fenster der Wirthsstube einen anmuthigen Wiesengrund entlang, der sich rechts



um einen waldigen Hügel wand, hinter welchem sich die Stöckelburg versteckte; links aber zog sich den ziemlich kahlen Berg hinauf der Burgweg, und einem so frischen geübten Auge, wie Lorenzens, blieb die dort herab schwebende schlanke Gestalt kein Räthsel. Es war Susette. Der erschrockne Bewerber warf seinen Demokratenhut auf den Kopf, raffte die auf die Ledertasche gelegten Sachen zusammen, zu eilig, um sie einzupacken, und stürzte fort, um der Geliebten noch vor dem Dorfe zu begegnen. Der Vater und Nachbar Simon blickten ihm durch's Fenster nach. Jener, die Hände über'm Bauche gefaltet, sagte mit Nachdruck:

Ist es nicht ein hübscher Bursche, mein Lorenz? Und hat Stadtmanieren. Was will die Jungfer Maienschein? Er ist mein Einziger und bekommt einmal Feld- und Hauswirthschaft: Das wiegt doch wohl ein Lotterieloos auf. Früher konnte ich aber die Heirath nicht zugeben. Sagt selber, Simon: hättet Ihr an meinem Platze so eine splitternackte Kammerjungfer in's Haus genommen.

Gewiß nicht, Hambach! Meine Frau hätt's nicht gelitten! lachte schalkhaft der Jude.

Sie wurden von einem: Guten Morgen, ihr deutschen Bürger! unterbrochen. Der Amtsadvokat Wilhelmi kam herein, wie gewöhnlich, die Zeitungen zu lesen, ehe sie so früh abgeholt wurden. Er galt für

einen unruhigen Kopf, etwas Rabulist und keiner Gelegenheit unachtsam, wo sich eine Sache umrühren ließ, um im Trüben zu fischen. Sein Aeußeres war über den Anstand vernachlässigt, und die starke Nase, so wie der näselnde Ton seiner gedehnten Redeweise verriethen den übermäßigen Gebrauch des Schnupftabacks. Auch zog er gleich neben die geborgte Zeitung die Riesendose an sich, die zum allgemeinen Gebrauch der Gäste auf dem Tische stand, mit der Inschrift: „Dem deutschen Volk" — in goldnen Buchstaben auf halb schwarzem, halb rothem Felde.

Während er lesend das Zeitungsblatt vor das Gesicht hielt, sah Simon dem gedankenvoll umhergehenden Wirth an, welcher Zweifel ihm aus dem Herzen auf die Zunge steigen wollte. Vergebens suchte er ihn durch bedenkliche Winke abzuhalten; den Kopf schüttelnd platzte Hambach endlich heraus:

Herr Procurator, eine Frage! Wir sprachen vorhin vom Lotteriewesen in jetzigen Zeitläuften. Gesetzt, die drei Mädchen, die ein gemeinschaftliches Loos auf eine böhmische Besitzung haben, thäten gewinnen: wie kämen sie am besten zu dem Gelde?

Was für Mädchen? fragte Wilhelmi.

Der Nachbar Hambach sorgt für ungelegte Eier, Herr Anwalt! lachte Simon, wobei er dem Wirthe abermal warnend zublinzte. Hat doch die Susette Maien-

schein auf der Burg, die Kathrine Stehling, die früher beim Herrn Pfarrer diente, und die Schwester des Rentereischreibers Kloß, die Dorothe, wie sie noch auf'm Amt war, ein Lotterieloos in meiner Collekte genommen. Wer die Besitzung gewinnt, kann sie antreten, oder sich mit der bestimmten Summe abfinden lassen. — Ja, wer sie gewinnt! da hangt's!

Das wär' eine gar verwickelte Sache! erklärte der Advokat. Da muß man die östreichischen Praktiken kennen. Ohne einen gescheidten Advokaten würden die Gewinner zu gar nichts kommen.

Das dachte ich mir eben! trumpfte der Wirth. D'rum fragte ich eben.

Ich dacht' es auch, und d'rum fragte ich eben nicht! nahm Simon den Trumpf. Wo Geld gewonnen wird, will Jeder behülflich sein, um etwas abzurupfen. Wenn ein Loos in meiner Collekte gewinnt, hab' ich für den Bezug des Gewinnstes zu sorgen. Warten wir's ab! Ich denke eben an Euern Lorenz, Hambach: wenn Der nicht gewinnt, werdet Ihr keinen Advokaten nöthig haben. Nachbar Hirschwirth, — wir wollen keinen Bock schießen.

Dieser Wink mit Lorenz schien dem Wirth einzuleuchten. Er schwieg; nur daß er dem abgehenden Simon nachrief:

Der Hirschwirth schießt keinen Bock, Nachbar Simon!

2.

Lorenz war indeß mit seinem Päckchen in der Hand zwischen den Häusern und Gärten hinaus auf den Wiesenpfad gelangt, — ängstlich von den Nachbarn bemerkt zu werden, und noch ängstlicher durch sein Vorhaben. Zwischen seiner natürlichen Gutmüthigkeit und der ihm aufgedrungenen List war ihm unbehaglich zu Muth. Er nahm sich aber zusammen und verließ sich auf seine vermeintliche Gewandtheit. So nannte er die Verschobenheit, worin er sich mit seinem halb städtischen, halb ländlichen Geschmack in seinem Anzug und in seinen Redensarten gar sehr gefiel.

Beinahe wäre der gedankenvolle Bewerber an dem Gegenstande seiner Absicht vorübergerannt. Denn Susette hatte sich, von dem stillen, thauigen Morgen bewegt, in den Schatten eines breiten Apfelbaumes gesetzt, da wo seitwärts des umbiegenden Pfades zwischen Hecken eines vorspringenden Hügels ein Ruheplätzchen ür den Wanderer angebracht war.

Susette, aus einer zurückgekommenen Beamtenfamilie stammend, war bei natürlichem Verstande nicht ohne Bildung des Sinnes und Herzens. Hierzu

hatte sie, im Dienst einer feinen und wohlwollenden Edelfrau, neben manchen Geschicklichkeiten, auch im äußern Benehmen eine anmuthige Gewandtheit angenommen. Sie war noch jung genug, um zuweilen auch muthwillig zu sein, und gerade diese Heiterkeit, mit der sie ihren Verehrer, wenn er sich recht fein auszudrücken meinte, in Verlegenheit brachte, hatte ihn vollends für sie eingenommen.

In solcher Stimmung war sie aber jetzt nicht von der Burg herabgekommen; vielmehr hatte sie sich zu einem wehmüthigen Nachdenken unter den Baum gesetzt. Als aber Lorenz sie bemerkte und zum Gruße seinen grauen Filzhut schwenkte, raffte sie sich auf und zwang sich zu ihrer sonstigen Munterkeit. Guten Morgen, Herr Hambach! rief sie. Schon so früh, und so heraus staffirt? Wir haben doch heut keinen Feiertag!

Feiertag? lachte er und nahm den Hut ab, den er aus Verlegenheit wie ein Rad um die rechte Hand schwenkte. Wenn Sie wollen, Fräulein Suschen, so habe ich Ostern, Pfingsten und Christtag auf einmal. Sie können mir bescheren, und — ich beschere Ihnen.

Das kann's nicht sein, lieber Herr Hambach, was Sie so zeitig auf die Füße gebracht hat.

Auf die Füße? lachte er verlegen. Ja, wenn Sie wüßten, was das für Füße sind! Rathen Sie einmal, was das für Füße sind! Freiersfüße sind es.

Wahrhaftig? Nun, dann gratulire ich von Herzen! D'rum waren Sie auch so zerstreut und hastig. Ihr Herz war den Füßen weit voraus. Dann will ich Sie aber um alles nicht länger aufhalten.

Sie setzte sich mit einer grüßenden Verneigung in Gang. Er aber vertrat ihr den Weg und suchte ihre Hand zu erfassen, die sie ihm stets geschickt zu entziehen wußte.

Sie betrüben mich recht mit Ihrem Glückwunsch, Susette, sagte er. Ich dachte, Sie sollten ein wenig erschrecken und blaß werden.

Warum soll ich vor einem Bräutigam erschrecken, Herr Hambach, wenn er mir an einem Sommermorgen im Grünen begegnet. Ei, da freue ich mich.

Ja, Suschen! rief er. Er begegnet, aber gerade Ihnen. Sie wissen ja, daß ich nie eine andere gewollt, als Sie, und daß nur mein Vater der Hemmschuh unseres Glückes war.

Unseres, Herr Hambach? Nicht doch! Er wollte nur, daß Sie sich nicht übereilen sollten. Mit Ihrem jetzigen Freiersgang ist Ihr Vater also einverstanden?

Ganz einverstanden Susette!

Und Sie haben da wohl ein feines Brautgeschenk eingewickelt, glücklicher Lorenz?

Nein, das ist aber famos! lachte er vergnügt.

Famos? Was ist das, lieber Lorenz, — famos?

Verzeihen Sie! Ich sage es ist famos, wie Sie alles errathen, und mich so geschickt darauf bringen, daß ich mich gegen Sie erkläre. Ja, ja, geliebte Susette, — ehrlich währt am längsten, und Sie sollen mich nicht hinterlistig finden. Sehen Sie, — ich gehe Ihnen eben ausdrücklich entgegen, um Ihnen das hier zu überbringen.

Was ist es Herr Hambach? erwiderte sie mit Ernst Oeffnen Sie es selber!

Er öffnete das Päckchen, und sie erblickte mit Befremden, was sie abzuholen unterwegs war. — Wollen Sie mich zum Besten haben, Herr Hambach? sagte sie.

Was denken Sie, Suschen? erwiderte er betroffen und zog sich in seiner Befangenheit auf den festeren Boden seiner Ehrlichkeit zurück. Nein, es steckt wirklich ein Brautgeschenk oder so 'was in der Zeitung, — in einem andern Blatt. Sehen Sie, ich wollte Ihnen die Sachen entgegen oder auch auf die Burg bringen, um Ihnen zum schönsten Guten Morgen — zu sagen, daß mein Vater nichts mehr gegen Sie hat, und mich sogar antreibt, ihm recht bald Ihr Jawort nach Haus zu bringen. Und nun, herzliebste Susette, — nicht wahr, das Eine haben Sie mir nun abgenommen, und das Andere geben Sie mir mit?

Er wollte ihre Hand fassen, sie wendete sich aber mit den Worten:

Lassen Sie uns lieber gehen! Es hat zwar heut weniger Eile mit den Zeitungen: die Herrschaft ist die Nacht abgereist.

Verreist? der Herr Baron?

Mit der Familie, ja. Das Gesindel der Umgegend wird so lästig und anmaßend, und die gnädige Frau ist unwohl und ängstigt sich. Ich habe zuerst auch mit gesollt, die gnädige Frau will sich aber vor der Hand mit der Kammerjungfer der Comtesse Adelheid behelfen, bis sie etwa länger ausbleiben. Sie wollen nämlich abwarten, ob die Jäger-Compagnien, die in die Gegend einrücken, Ruhe und Ordnung zu Stande bringen.

Sie hatte den Wiesenpfad zurück eingeschlagen. An der Stelle der jenseitigen Bergsteige, wo sie vom Wirthsfenster aus gesehen werden konnten, blieb Lorenz stehen.

Liebste Susette, sagte er, Sie haben mir noch keine Antwort gegeben, — von meines Vaters wegen.

Eigentlich verstehe ich Sie noch gar nicht, Sie braver Sohn Ihres Vaters! lächelte Susette. Sie sprechen von einem Brautgeschenk, und überreichen mir Zeitungen. Sie reden von alten Geschichten, und geben mir die frischesten Neuigkeiten. Das ist ein charmantes Räthsel, und — gönnen Sie mir Zeit es zu lösen. Ich freue mich, wenn es mir gelingt, und Sie dann aus-

rufen werden: Nein, das ist aber famos, wie Sie alles errathen!

Ich verstehe Sie wohl, Susette, erwiderte er, und spielte mit der Pfauenfeder an seinem Hut: Sie wollen sich Bedenkzeit nehmen zu Ihrem Jawort. Aber — wozu das? Sie kennen mich lang; ich habe Ihnen die schönsten Worte und Beweise meiner Liebe gegeben und bin Ihnen treu und anhänglich geblieben, meinem Vater zum Trotz. Ich war immer wie Ihr Hündchen, wie Ihres Herrn Barons Damon. Ich habe Ihnen apportirt, bin über Ihren Sonnenschirm gesprungen, oder was sie wollten. Sie kennen mich, und wozu brauchen Sie Bedenkzeit? Auch meine Verhältnisse sind Ihnen bekannt und —.

Er schwieg, sein Mund zwinckerte von innerer Bewegung. Susette, von seiner Ehrlichkeit bewegt, erwiderte mit freundlichem Ernst:

Ich weiß das, lieber Herr Hambach, ich gedenk' es Ihnen auch, und warum sollte ich nicht sagen, daß ich Ihnen auch immer gut war, wie man nur einem Menschen sein kann, der die besten Gesinnungen für ein armes Mädchen hat, und sich so ehrlich und uneigennützig erweist. Ich kam mit besonderm Wohlwollen meiner gnädigen Frau auf die Burg und fand anfangs Mißgunst und manche Tücke unter den Leuten. Damals erzeigten Sie mir alle Freundlichkeit, und ich betrachtete

Sie wie einen lieben Verwandten, dem man auch zuweilen eine Zumuthung machen, eine Gefälligkeit abnehmen darf. Pfui, nennen Sie das nicht — apportiren. Indem aber Ihr Vater das gute Verhältniß bald bemerkte und von meiner Seite Absichten fürchtete, die ihn bewogen, daß er mir sogar unfreundlich, um nicht mehr zu sagen, begegnete: so kam ich auf Ihre Herzenserklärungen gar nicht dazu, mich zu fragen, ob ich Sie glücklich machen könnte, und ob Sie für mich der rechte Mann wären. Und nun Sie mir erklären, Ihr Vater stimme Ihrer Neigung bei: glaube ich zwar Ihrer ehrlichen Versicherung, die Sie mir ja auch in Ihrem feierlichen Anzug abgeben; — Ihrem Vater aber — verzeihen Sie mir! — traue ich doch nicht zu, daß er seine Denkungsart wirklich geändert habe. Nein, Lorenz, glauben Sie mir, — es würde ihm alle Morgen wieder einfallen, und er würde mir's in den Kaffee brocken, daß ich vermögenlos in seine Wirthschaft gekommen sei, und — Sie wissen ja, wie ungern der Hirschwirth einen Bock schießt.

O wenn's nur das ist —! rief Lorenz vergnügt, dann bist du mein, Herzens-Susette, dann sag' nur Ja, und alles ist abgemacht!

Er schlug seinen Arm um ihre Schulter, so daß Susette mit rascher Wendung ausweichend versetzte:

Herr Hambach!

Das ist's ja eben Susettchen, fuhr er unverdrossen fort, daß der Vater seine Gesinnung grundmäßig geändert hat! denn — nun ja doch! Du bringst ihm ja ein herrliches Vermögen zu, und kannst ihm schon auftrumpfen.

Sie sind nicht klug, Herr Hambach! antwortete sie ungeduldig und zerstreut, weil sie jetzt angesichts der Burg von den Leuten in Vertraulichkeit mit dem jungen Menschen bemerkt zu werden fürchtete. — Wissen Sie was, Herr Hambach? Ich will Ihnen etwas vorschlagen.

Ach ja, Susetten-Engel! Einen Vorschlag zur Güte!

Legen Sie Ihr freundliches Du zu meinem herrlichen Vermögen und lassen wir beide mit einander fertig werden. Nicht wahr? Und nun haben Sie schönen Dank für Ihre Begleitung! Adieu!

Sie nahm einen raschen Schritt bergauf; doch Lorenz erreichte sie am Arm mit den lachenden Worten:

Halt, halt, mein Schatz! Ich nehme den Vorschlag an. Sie setzen also Ihr Vermögen zu meinem Du?

Herr Hambach, entgegnete sie etwas empfindlich. Treiben Sie keine Possen, keine Wortspielereien! Sie verstehen doch unter Vermögen Geldeswerth?

Versteht sich, Suschen! Gelder oder Güter. Also Dein Vermögen zu meinem Du? Schlag' ein.

Er reichte seine Hand hin mit einem so drolligen Ausdruck gespannter Zufriedenheit, daß sie um der Narrheit ein Ende zu machen lächelnd ihre Hand in die seinige legte.

Verlobung! rief er jubelnd aus, daß Susette erschrocken zurück fuhr. Er hielt aber ihre Hand fest, und sprach weiter:

Geld bei Du, und Du bei Geld! heißt in der Verlobungssprache — Hut bei Schleier und Schleier bei Hut. Und nun nimm erst Dein Vermögen in Empfang!

Er zog die Beilage des Zeitungsblattes aus der Tasche. — Rathe, was hier steht! Eure Lotterie-Nummer hat die böhmische Besitzung gewonnen.

Susette besann sich einen Augenblick, erblaßte, und fragte mit bebender Stimme: Unser Loos, unser 73,747?

Hat gewonnen. Da lies! Er reichte ihr das Blatt, sie las; ihre Hand zitterte, ihre Knie wankten; sie mußte sich auf einen gefällten Eichenstamm niederlassen und brach in helles Weinen aus.

Die Erscheinung, daß man ein großes, plötzliches Glück mit Weinen empfangen könne, war für Lorenz so befremdend, daß er ein Weilchen unbeholfen und unbehülflich dastand. Er ahnete natürlich nicht, in welchem Zusammenhange die Glücksnachricht mit den wehmüthigen Betrachtungen stand, denen Susette unter

jenem Apfelbaume über die Zukunft ihres geliebten Tanner nachgehangen hatte. Nur eine flüchtige Besorgniß stieg ihm auf, ob sie nun etwa die eingegangene Verlobung bereue. — Er kniete daher verlegen vor ihr nieder und faßte ihre Hand mit blödem, fragendem Blick.

In ihrer ersten Aufwallung, wie sie den Ueberbringer einer so unerwarteten Freude vor sich, wie um Dank bettelnd, knien sah, vergaß sie aller gewöhnlichen Rücksichten. — Tausend, tausend Dank, lieber guter Lorenz! rief sie wie entzückt aus. Ach! es ist ein großes mir vom Himmel beschertes Glück!

Sie drückte den Knienden einen Moment an ihre Brust; sein Demokratenhut fiel zwischen die Heidelbeerstauden; einen flüchtigen Kuß auf seine Stirne, und sie sprang auf, ihm den Hut wieder auf den Kopf zu setzen.

Nicht wahr, Suschen, lachte er, — Hut bei Schleier? Den Hut hast Du jetzt mir geschenkt, den Schleier für Dich kaufe nun ich!

Jetzt war Susette doch ein wenig betroffen über einen Scherz, den der thörichte junge Mensch sehr ernst nehmen konnte.

Nun ja, Lorenz, erwiderte sie, ängstlich lächelnd. Wir beide verstehen Spaß! Aber — es ist jetzt keine Zeit zu Spaß.

Gewiß, Herzens-Suschen! Nein, mit Verlobung ist kein Spaß zu treiben. Ich habe Deinen Handschlag und Deinen Verlobungskuß.

Susette erschrak. Sie warf einen Blick nach der Höhe der Burg, und wandelte gedankenvoll wieder bergab, indem sie mit einer Handbewegung den verblüfften Lorenz von sich abwies. Ein Sturm von Gedanken ging ihr durch den Kopf. — Der junge Bewerber war ein abhängiger Mensch, sein Vater ein habsüchtiger Mann, der die Sache gerichtlich verfolgen würde. Wie es das Gericht damit nehmen könnte, wußte sie nicht; aber sie kannte das Sprüchwort: Versprechen macht Schulden. Am Ende war es mit einer Abstandssumme abzuthun, so leid ihr auch im Augenblick diese Einbuße vorkam. Die Hauptsache blieb aber die Hebung des Gewinnstes. Durch wen sollte sie nun ihr Interesse besorgen lassen? Die Angelegenheit durfte nicht versäumt werden, und welche Chicanen des Wirthes, der es mit dem Juden Simon und dem Advocaten Wilhelmi hielt, zog sie sich durch einen erklärten Bruch mit Lorenz oder durch Verhandlungen vor Gericht zu? Das gewonnene Glück hatte sie gleich im ersten Moment ihrem geliebten Peter Tanner zugedacht, ihm zu helfen, ihm eine Zukunft zu schaffen. An diesem Stolz ihres Herzens, an Tanners Eigenthum wollte sie möglicherweise keine Verluste erleiden. Das

Geld, das sie noch nicht hatte, war ihr schon an's Herz gewachsen. Wäre nur ihr gnädiger Herr nicht verreist: der menschenfreundliche, für seine Leute besorgte Baron hätte ihr rathen und helfen können!

Diese, und wer weiß welche sonstigen Erwägungen noch blitzschnell durch ihren Kopf gingen, bewegten ihre Brust, als die Kirchenglocke vom Ort herauf die Zeichen gab, daß die Frühmesse geendigt sei. — — Ha, der Pfarrer Mihm! fiel ihr ein. Der freundliche Seelsorger, der vertraute Vetter ihres Peter Tanner! Ja zum Pfarrer!

Sie blieb stehen und wendete sich gegen Lorenz.

Lieber Lorenz, sagte sie, wollen Sie so gut sein, und die Briefe und Zeitungen hinaufbringen? Der Verwalter muß die Briefe gleich der Herrschaft nachsenden, und er selbst wartet auf die Zeitungen. Ich eile hinab zum Pfarrer Mihm; dort können Sie mich finden, wenn Sie mit überlegen wollen, wie mein Gewinnst am besten zu heben ist. Sie begreifen, daß dies das Dringendste ist.

Lorenz in seiner verdutzten Gutmüthigkeit nahm ihr das Päckchen ab; aber er beklagte sich darüber, daß Susette Sie zu ihm sage.

Lieber Lorenz, erklärte sie ihm, es würde sich für Sie und mich nicht gut ausnehmen, wenn wir auf die erste Nachricht von meinem Lotteriegewinnst als

Verlobte auftreten wollten. Es würde gerade so aus=sehen, als ob Sie nur auf Geld und ich auf einen Mann gewartet hätten, und für mich verbitte ich mir das! Die erste Sorge muß jetzt sein, unser Loos gel=tend zu machen; alles Andre wird sich finden.

Sie eilte fort, nicht ohne heimliche Beschämung über die Zweideutigkeit ihrer so resoluten Erklärung, die eine Täuschung für Lorenz enthielt. — — Ach ja, seufzete sie, das Geld ist doch der Köder des bösen Feindes, des Vaters der Lüge! Kaum, daß man nur ein Recht darauf hat, nimmt schon die Unwahrheit Besitz von unserm Herzen. Ich muß eilen, daß ich es in Tanners Hände bringe: das Geld verlangt seinen Mann der es bewältige.

3.

Der Pfarrer Mihm hatte sich eben zu seinem Früh=stücke gesetzt, ein voller, gedrungener Vierziger, das Gesicht bräunlich roth in gesättigten Farben, Haar und Augen tiefschwarz. Ein stark duftender Kaffee floß ihm aus einer Filtrirkanne in eine große Tasse; eine Schnitte frischer Butter und eine Honigscheibe standen neben dem Backwerke seiner Haushälterin, der Jungfer Cha=ritas oder Pfarrers Charitas, wie sie im Orte kurz=weg hieß.

Die Behaglichkeit womit der geistliche Herr im Lehnstuhle saß und das Gute behandelte, das ihm der Himmel bescheerte, verrieth den Ehelosen, der für eine ganze Familie allein genießen mußte. Seine Charitas, eine hübsche, blonde Person, reinlich, wenn auch eben nicht nett im Anzug, und von Formen, die auf einigen Mitgenuß geistlichen Ueberflusses deuteten, bediente ihn ab- und zugehend und überlegte mit ihm den wirthschaftlichen Tag.

Mit Susettens Eintritt legte sie etwas von ihrer Freundlichkeit ab, machte sich aber öfter im Zimmer zu thun mit einer Miene, die der Pfarrer mit lächelnder Schonung behandelte, indem er jedesmal die schäkernde Art, die er gegen Susetten angenommen hatte, in einen salbungsvollen Ton umstimmte.

Mihm war überhaupt mehr ein Mann des Lebens, als der Lehre, und gehörte noch zu dem ältern Schlage katholischer Priester, die mehr human — nicht wie die jüngern bloß ultramontan gesalbt waren. Er ließ in seiner Dogmatik auch einmal fünf gerade sein, und stand, nicht durch tieferes Forschen, sondern durch gesundes Naturel, soweit über dem Kirchlichen oder frei darin, daß er zuweilen, so zu sagen — den Humor davon hatte.

In seinem augenblicklichen Behagen mochte dem Pfarrer die Unruhe und Verwirrung der anmuthigen

Susette noch mehr auffallen. Nun denn, lieb Bäschen in Tanner, sagte er, was gibt's denn, was ist denn vorgefallen?

Mit der Erinnerung an den Geliebten, hatte Susette schnell Muth gefaßt, und fragte, ob noch immer keine Nachrichten von ihm da seien.

Was? lachte er, der Schatz, die so zu sagen Braut, fragt beim weitläufigen Vetter nach Briefen?

Susette nahm den Scherz etwas empfindlich auf. — Ew. Hochwürden wissen doch, sagte sie, daß Peter mir erklärt hat — es war ja hier im Zimmer — mir werde er nicht eher schreiben, bis er einen guten Platz hätte, eine passende Unterkunft für uns beide. Wenn nun nicht etwa ein Brief verloren gegangen ist: so scheint Peter noch immer umher zu irren. Ich hoffte aber, er würde Nachrichten von seinen Unternehmungen vielleicht an Sie geben, und ich würde dann etwas davon erfahren, was mir jetzt so nöthig wäre.

Nein, Närrchen, an seine alte Mutter in Mainz wollte er schreiben, und sie sollte mir die Briefe mittheilen. Die kränkliche Frau wird's vergessen haben. Nur Geduld, Jüngferchen! Tanner ist ein Mann von Wort, weißt Du, und kommt nun einmal ein Brief, so kannst Du gleich auf die bloße Adresse hin, Anstalten zu Eurer Heirath treffen. Was hinter der Adresse stehen wird, kann ich Dir gleich sagen: „Juchhe, Su-

sette, Herzensschätzchen, ich bin am Ziel. Nun kann's losgehen. Lauf nur gleich zum Vetter Mihm in's Pfarrhaus; der Pfaff soll uns dreimal von der Kanzel werfen, und Du sorgst inzwischen, daß wir dann weich fallen. Du hast ja lang genug Martinsgänse gerupft, und Bettfedern geschlissen." — Nicht wahr? ha, ha!

Susette lächelte dem Pfarrer zu Gefallen, und sann auf einen Uebergang zu ihrer Glücksmittheilung. — — Wie wär's, sagte sie, wenn ich nach Mainz machte?

Der Pfarrer blickte sie forschend an. — Ei was? rief er. Hat's denn so gewaltig Eile? Hm! — — Steh' doch einmal auf, Susette. Geh' hole mir dort die große Pfeife und die Tabacksbüchse!

Sie that es unbefangen, ohne den schalkhaft strengen Blick zu bemerken, womit er ihre Gestalt musterte. Wie lang ist denn Tanner fort? fragte er.

Mit Anfang April, Herr Pfarrer. Sie wissen, die unruhigen Bewegungen ließen ihm keine Hoffnung, sich als Kunstgärtner auf eigene Hand zu setzen.

Und euch Beiden war's damals gar zu sehr um's Heirathen zu thun, nicht wahr? Und nun — — setz' Dich nur wieder! — seh' ich Dich in heller Unruhe, willst nach Mainz zu Tanner's Mutter, bist so verwirrt, so empfindlich, was steckt denn hinter alledem? Nur heraus damit, Jungfer Susette, oder — Mamsell? Habt Ihr etwa?

Er räusperte sich.

Was denn, Hochwürden? fragte sie lächelnd.

Brauchst nicht zu lächeln! Wär mir eine schöne Geschichte, wenn ihr in meiner Pfarrei — — ich will sagen, ein Unglück — —

Im Gegentheil, Hochwürden!

Wie? Im Gegentheil? Was ist's Gegentheil?

Ein Glück!

Was? Ein Glück habt ihr angerichtet?

Nein, zugefallen ist es uns. Ich habe das große Loos gewonnen, und weiß nun nicht, wo Tanner steckt, für den ich's doch gewonnen habe und der's nun heben und manteniren müßte.

Die schwere Hacke noch einmal, — flucht der Hirschwirth! rief Mihm. So erzähl' doch Susel!

In der heutigen Zeitung steht, daß die Nummer gewonnen hat, Sie erinnern sich, das Loos —

Ganz recht! fiel der Pfarrer ein. Ihr drei Mädchen habt's beim Simon Schwarzschild genommen, Du, meine Base Katharine, wie sie noch bei mir war, und die Dorothea Kloß, — auf die böhmische Besitzung.

Eben brachte die Haushälterin das Journal und der ungeduldige Pfarrer rief ihr entgegen:

Gebt her, Charitas? Denkt Euch, die haben's große Loos gewonnen, die Susette, unsere Katharine — —

Was? die Katharine auch? fiel die Köchin etwas

verbittert ein. Ei, da kann sie ja nun Nonne werden. Sie wollte ja doch immer nach Fuld oder Fritzlar in's Kloster und es fehlte ihr nur am Einstandsgeld. Eine schöne Nonne, die Frömmlerin, die ihre Nase in anderer Leute Thun und Lassen steckt.

Der Pfarrer hustete mit einem warnenden Blick über die Zeitung hinaus, in der er suchte, während Susette entschuldigend einwendete:

Sie war aber ein gutes, vernünftiges Mädchen, die zuverlässigste von uns Dreien, darum wir ihr auch das Loos in Verwahrung gegeben haben, als sie und Dortchen von hier wegkamen. Eine konnt' es doch nur in Händen behalten.

Mag sein, fuhr Charitas fort, aber neugierig war sie wie 'ne Katze und horchte an den Thüren. Wir konnten sie drum auch nicht behalten, — der Herr Pfarrer heißt das.

Dieser hatte die Zeitung hingelegt, und stopfte seine meerschaumne Pfeife mit einer Miene auf Charitas, worin deutlich zu lesen war: „Könnt' ich Dir doch's Maul stopfen, Du Hagelgans!" Wo steht's denn mit dem Loos, Susette? fragte er.

Es war im Beiblatt, Hochwürden.

Wo ist's Beiblatt, Charitas?

Es ist keins mitgekommen.

Geschwind lauft hinüber: wo's Beiblatt wär? Da unten steht ja auch: „Hierbei eine Beilage."

Wo das mit dem großen Loos drin steht. Ich weiß schon, rief die forteilende Köchin.

Nun geht die Neuigkeitsglocke durch's Dorf, lachte der Pfarrer.

Susette erzählte nun ihr Mißverständniß mit Lorenz und wie sie gekommen sei, des Herrn Vetters Rath zu holen. Sie klagte sich an, den offenherzigen Burschen nicht ehrlich und offen abgewiesen zu haben und fragte, ob es nicht eine erlaubte Klugheit sei, durch solcherlei Ausflüchte sich der etwaigen Ränke habsüchtiger Menschen zu erwehren.

Hast ganz Recht! versicherte der Pfarrer. Es gibt Rechtsverdrehungen, die gewissenlos und doch bei den bürgerlichen Gerichten durchzusetzen sind. Da muß man zur Klugheit seine Zuflucht nehmen und mit unschuldiger Täuschung sein gutes ehrliches Recht behaupten. Wort und Versprechen messen alles nach der Schnur ab; aber im Thun und Lassen haut man doch zuweilen einmal über die Schnur. Darüber beruhige Dich, und hast Du ja ein großes Vorbild von kluger Benutzung der Zeit und Umstände an unserer heiligen Kirche. So hat auch sie sich in allen Bedrängnissen glücklich durchgeschlagen, hat die Habsucht und die Uneinigkeit der Könige benutzt, um sich so oder so, wi's am besten

ging, empor zu arbeiten. Auch wird sie sich jetzt wieder beim Frankfurter Parlament nicht vergessen, wie ich gelegentlich von Männern gehört habe, die dort alles machen und anlegen. Dabei fällt mir auch ein, daß es doch ein gutes Vorzeichen ist — euer Lotterieloos nämlich. Drei arme Mädchen aus dem Volk machen gerade jetzt, wo beim Parlament das Glück unseres Volkes berathen wird, den großen Gewinn. Eine herrliche Vorbedeutung, wie's mit dem Parlament ausgehen wird!

Eben kam Charitas mit dem Beiblatte zurück, und meldete den Hirschwirth an, der sogleich mit seinem Sohne erscheinen und die „Braut" abholen wolle. Das ganze Dorf sei in Bewegung erzählte sie, und gratulire dem Herrn Lorenz zur reichen Braut.

Der Pfarrer, ärgerlich über dies für Susetten verdrießliche Gerücht rief aus:

Ei was Lorenz! Der wär ein guter Bissen für 'ne rechtschaffene Köchin, um seines Schutzpatrons willen; denn der heilige Martyrer Laurentius ist auf dem Rost gebraten worden.

Dieser sonderbare Humor des geistlichen Herrn bestärkte nur Susetten in ihrer entschlossenen Haltung gegen die Bewerber, die sie denn auch sehr gefaßt empfing.

Vater Hambach reichte ihr die Hand, und begrüßte

sie als künftige Tochter. — Die schwere Hacke, Herr Pfarrer, sagte er in seiner Verlegenheit, Sie bekommen da ein Paar zu trauen, das sich gewaschen hat. Statiös! Was wahr ist, darf ich auch von meinem Sohne sagen. Zugleich wollte ich mir die Ehre auch von Ew. Hochwürden ausbitten, benebst der Jungfer Braut zu 'nem Löffel Suppe, wie man zu sagen pflegt. Es wird aber noch einiges bei der Suppe sein, und im „Hirsch" ist nicht Schmalhans Küchenmeister.

Der Pfarrer blickte mit verstohlnem Kopfschütteln Susetten an, und diese erklärte mit freundlicher Gelassenheit:

Herr Hambach, wir dürfen noch kein solches Aufheben von der Sache machen. Ich darf mich gar nicht „Braut" nennen lassen: denn daß Lorenz sich gegen mich im Walde erklärt hat —. Nein, ich will nicht im Wald Braut geworden sein, nein!

Das ist's eben, Susette! erwiederte Hambach. Drum wollen wir's nun im Hirsch nachholen. Im Walde schießt man auch leicht einen Bock, und der Hirschwirth — — hält dafür, daß auch Zeugen schicklich sind. —

Das Schicklichste scheint mir vor allem den Gewinn herbeizuschaffen, erklärte Susette. Und dazu bedarf ich auch Eures Rathes und Beistandes, Vater Hambach. Denn ich habe ja hier außer dem Herrn Pfarrer Nie-

mand, und Seine Hochwürden können sich doch nicht persönlich in die Sache mischen.

Pfarrer Mihm fand das vernünftig gesprochen. Hambach aber hatte manches einzuwenden. Der zurückgehaltene Brief Tanner's drückte ihn insgeheim. Er traute dem Inhalt nicht, und fürchtete dem Postzeichen nach ein Zusammentreffen des Jägers mit der in Frankfurt zu erhebenden Glücksbeute. Drum drang er so auf eine vorläufige Verlobung vor Zeugen und ging damit um, im Eheverlöbniß eine tüchtige Abstandssumme für einen etwaigen Reuefall festsetzen zu lassen, um auch dann noch eines Antheils am Gewinn sicher zu sein.

Susetten, wenn sie auch keine Ahnung von dem unterschlagnen Schreiben ihres Tanner hatte, entging doch die eigennützige Absicht des Wirthes nicht. Sie erwiederte mit schlauer Gutmüthigkeit:

Bei solchen Verlobungen wird Alles fest gemacht, nicht wahr? Was bestimmen wir denn für den Fall das Loos verloren wäre? Ich kann doch nicht umsonst Braut gewesen sein. Ich hab's Loos nicht in Händen, sondern des Herrn Pfarrer's Bäschen verwahrt's.

Ei, die wird doch nicht —? fiel Hambach erschrocken ein.

Ich denk's nicht, antwortete sie. Katharinchen ist

sonst ein sehr ordentliches Mädchen. Aber man kann doch für nichts stehen, Herr Hambach, und die Sach' ist lang her,

So, so? Ja, ja! erwiederte er überlegend, indeß Pfarrer Mihm aus zurückgehaltenem Lachen dreimal nießen mußte.

Und Sie meinen also, fuhr Hambach fort, wir sollten lieber vor der Verlobung den Gewinn holen? Nun, — auch gut! Ich lasse mir ja Alles gefallen! Ja, Herr Pfarrer, die Frauenspersonen haben's gern fest und sicher. Ja, ja, Susettchen, Sie geben einmal eine rechte Sicherheits-Commissarin! Und der alte Hambach ist immer so eine ehrliche, nachgiebige Haut gewesen. Nicht wahr, Lorenz? Nun fragt sich's aber, wie wir's mit dem Loos und Gewinn am besten anfassen. Ich habe den Advocaten Wilhelmi zu mir bestellt: wie wär's, wenn Du ihn hierher holtest, Lorenz? Der Herr Pfarrer —

Da kommt er schon mit dem Juden Simon! bemerkte Lorenz.

Sie waren es wirklich und suchten den Wirth auf, beide in einem Wortwechsel begriffen, der auch nach ihrem Eintritt und hinter ihrer Begrüßung her, bald wieder anhob. Beide wollten — nach einem dnmals beim Parlament beliebten Ausdruck — „die Sache in die Hand nehmen." — Simon pochte auf sein Vor-

recht als Verkäufer des Looses, Wilhelmi machte sich als unentbehrlichen Anwalt gegen „östreichische Praktiken", wie er es nannte, geltend. Simon ward heftig und grob, Wilhelmi blieb kalt und spöttisch. Wir wissen schon, Simon Schwarzschild, sagte er, was Ihr im Schilde führt: Ihr wollt am Lotterieloos zu einem Rothschild werden, und meint damit unsere Farbe zu bekennen. Aber fehlgeschossen! Gerade dann seid Ihr erst recht ein Schwarzer und wenn's nächstens an's „Theilen" geht, seid ihr der erste „Geldsack" in Neuenzell, der — aufgeknüpft wird! Dafür laßt mich sorgen!

Diese Drohung eines mit den Demokraten der Umgegend verbundenen Mannes schüchterte den Juden wirklich ein. Pfarrer Mihm nahm ihn bei Seite und suchte ihn dadurch zu beruhigen, daß er ihm für die übliche Provision oder Besorgungsgebühr gut sagte. Dennoch trat der gereizte Mann nicht zurück, ohne seinem Aerger wenigstens gegen den Wirth Luft zu machen. — Nachbar Hambach, rief er, winkte den Wirth bei Seite, und flüsterte ihm in's Ohr:

Ihr steht mir für meine gerechte Provision und ich halte mich an den unterschlagenen Brief. Ihr sollt's mit der Postdirection und mit der betrogenen Susette zu thun kriegen, so wahr ich Simon heiße!

Sobald der Jude fort war, wurde die Angelegen-

heit berathen. Wilhelmi setzte seinen Vorschlag durch, der dahin ging, daß Susette als Theilhaberin am Loose, der Wirth als Obmann und Susettens Beschützer und er selbst als Rechtsbeistand und Unterhändler alsbald nach Frankfurt abreisen, und sich mit dem bezeichneten Bankierhause in Unterhandlung setzen sollten. Susette, hieß es, stelle das Loos, der Advocat leiste Rath und Mühewaltung, und der Wirth müsse die Reisekosten vorlegen.

Wilhelmi, im Stillen auf den Vortheil rechnend, der bei den jetzigen schwankenden Geld- und Papierverhältnissen in der Unterhandlung mit dem Bankier für ihn abfallen sollte, that sehr uneigennützig hinsichtlich dessen, was er für seine Mühewaltung in Anspruch nahm; so daß der Wirth wegen der Kostenvorlage ebenwohl den Generösen machte, und bei der Berechnung derselben nicht zu kurz zu kommen hoffte. Er ging daher auch darauf ein, den Rückersatz seiner Auslagen nicht aus der Tasche der Mitreisenden, sondern durch Abzug an dem Gewinn zu erhalten. Desto leichter sollten ihm die großen Ziffern hingehen. Die Uebereinkunft wurde schriftlich gemacht, und Pfarrer Mihm unterschrieb als Zeuge das Protocoll.

Da des Nachmittags ein guter Privat-Omnibus durch den Ort kam, so wollte man mit dieser bequemen Gelegenheit bis Münsterborn fahren, in dessen Nähe

Katharinchen, die Verwahrerin des Glückslooses, ihrem alten Oheim die Wirthschaft führte.

Susette eilte nach der Burg, Urlaub zur Reise zu nehmen, und sich zu derselben einzurichten.

4.

Der Omnibus, der zwischen beiden Provinzialstädten ging, war sehr stark und eben nicht von erlesner Gesellschaft besetzt. Die Unterhaltung ging in's Leidenschaftliche jener bewegten Zeit. Es gab „Volksverräther“, die gehenkt, „Geldsäcke“, die vertheilt werden sollten. Manche Mitreisenden wurden blaß dabei, aber desto eifriger henkten und theilten sie mit. Alles war erstaunlich offenherzig, wie es schien, und Niemand hielt mit seinem Vorhaben, mit dem Woher und Wohin seiner Reise, hinterm Berg. Indem aber Advocat Wilhelmi ebenfalls für sich und seine beiden Reisegefährten eine sehr kühne Reiseabsicht im „Volks-Interesse“ zum Besten gab, faßte Susette einiges Mißtrauen gegen die Erzählungen auch der übrigen Mitreisenden. Dies bestärkte sie in ihrem guten Muth durch die Ueberzeugung, daß unter Umständen die Klugheit besser thue, ohne einen Heimathschein der Wahrheit zu reisen.

Zu den hitzigen Reden dampften die schlechten Frei-

heits-Cigarren von Christen und Juden; dazu die Schwüle des Sommertags, so daß die Fahrt lästig genug wurde. Glücklicherweise hatte Susette eines der offenen Fenster gewonnen, durch welches sie sich an der fächelnden Luft und am Anblick des grünen Flußthales erquicken konnte, bis zu vermehrtem Trost auch das reizende Dörfchen zum Vorschein kam, worin die Inhaberin des Glücksloses überrascht werden sollte.

In Münsterborn angelangt, bestellten unsere Reisenen im blauen Hecht Quartier für die Nacht, und nahmen einige Erfrischungen. Die Abendmahlzeit behielt Hambach noch späterer Bestellung vor. Er bangte noch um das Loos und suchte in dieser Ungewißheit zu sparen. Er besprach sich sehr angelegentlich mit dem Wirth, und an der Aufmerksamkeit, die seitdem der blaue Hecht gegen Susetten an den Tag legte, hätte sich ein Theil der vertraulichen Unterredung leicht errathen lassen.

Nun eilte man über den schönen breiten Wiesengrund auf einem Dammwege nach Sodau.

Das anmuthige Dorf lag am Fuße des langen, halb waldigen, halb angebauten Bergrückens, so zu sagen, unter Obhut eines alten Thurms, der sich am Abhange der Waldhöhe erhob. Sie fragten sich nach der Wohnung des Waldaufsehers oder Kreisers Remmert

zurecht, und wurden von Katharinchen empfangen, die mit dem Melkeimer aus dem Ziegenställchen kam.

Das unerwartete Erscheinen der ihr nicht fremden, aber doch sonst nicht zusammengehörigen Menschen setzte sie augenblicklich in Verwirrung. Besonders war ihr der Advokat Wilhelmi ein Räthsel, und jagte ihr sogar eine schreckhafte Besorgniß ein. Ehe sie aber nur an eine Frage denken konnte, stürmte Hambach mit seiner Frage heraus:

Sie haben doch das Lotterieloos wohl aufbewahrt, und besitzen es noch?

Unser 73,747, Katharinchen, auf das böhmische Gut? erklärte Susette.

Um Gotteswillen hat's gewonnen? Gewiß besitz' ich's noch! Was denken Sie auch von mir?

Gott sei Dank! rief Hambach. Ja mein Engel, es hat gewonnen! Jedes von euch Mädchen bekommt einmalhunderttausend Gulden W. W., wovon einiges abgeht für Auslagen, Zehrung, Reisekosten u. s. w. nicht des Redens werth.

Katharinchen nahm gefaßter, als am Morgen Susette, die Freudenbotschaft auf. Doch war sie von dem ganzen Vorgang so zerstreut, daß sie mit gefalteten Händen das Tischgebet anhob:

„Herr Jesu komm', sei unser Gast,
Bei dem, was Du bescheret hast."

Doch rasch erröthend fuhr sie lächelnd fort:

Ich hatte gleich mein Vertrauen auf die Nummer gesetzt: sie löst sich in lauter sieben auf. Noch neulich hätt' ich meinen Antheil gut verkaufen können; die Frau Rentmeister Haiz bot mir einen Abstand, der mich sehr verlockte, weil mir just so viel noch fehlte, um in's Kloster zu treten. Ich konnte mich aber nicht entschließen.

Unter dieser letzten Rede hatte Katharina ihre Gäste in die gute Stube geführt, deren Thür inwendig wie auswendig mit einem Hirschgeweihe als Superport geschmückt war.

Die Stube sah reinlich aus; der Fußboden mit weißem Sande bestreut, der Tisch gescheuert und mit Weidenstühlen umstellt; ein altmodischer Winkelschrank und ein hangendes Gebänkel waren mit Tassen und Gebetbüchern besetzt. Eine Schwalzwälder Uhr pickte über ihren Zuggewichten; ein Dompfaff hing im Fenster, und eine Buchfinkenhecke nahm die schmale Wand hinter'm Ofen ein.

Wunderlich geschmückt sah die lange Seitenwand aus: ein Kruzifix in der Mitte theilte gewissermaßen ein himmlisches und ein irdisches Reich. Rechts, dem Fenster zu, hatte Katharinchen ihre Heiligenbilder symmetrisch zu einem Altärchen angeordnet, alle in grellen, bunten Farben ausgeführt, wie man sie auf Jahr=

märkten kauft. Die linke Seite hatte sich der Oheim für die Steindruckbildnisse der frankfurter Parlamentglieder von der äußersten Linken nicht nehmen lassen.

Aber, Katharinchen, wie kommen die Heiligen und die Revolutionsmänner so neben einander? bemerkte Susette. Worauf dieselbe verdrießlich erwiderte:

Ich hab's nicht hindern können; der Onkel wollte durchaus auch seine Leute an der Wand haben. Zuletzt hab' ich doch 'nen Sinn darin gefunden und mich beruhigt: es sind die linken Schächer neben dem Kreuz, die im Plapperment der Paulskirche aller Religion und Gottesordnung die Lästerzunge weisen.

Diese Aeußerung setzte einen Wortwechsel mit dem Advokaten ab, der mit der Rache der Demokraten drohte. Indeß blieb es beim Freundlichen, und man konnte sich am Contrast beider Streitenden erheitern, wenn dem trocknen, schnupftabakunsaubern, mit den Schultern überhangenden Juristen oder Rabulisten auf's lebhafteste die kleine, runde, reinlich-ansprechende Mädchengestalt gegenüber stand und mit Blick und Wort verrieth, daß in dieser vollen Brust ein eingeborner Liebesdrang gewiß nur ungern oder aus Verirrung der angenommenen Frömmigkeit und Klostersehnsucht Platz machte.

Der politische Streit war noch nicht beendigt, als der alte Forstlaufer Konrad Remmert mit Büchse und

Ranzen in die Stube trat, — ein langer, hagerer Mann mit verwettertem, eigensinnigen Gesichte, worin der alte Waldgänger und neue Volksfreund die Märzstoppeln seines grauen Bartes borstenlang zu einem Demokratenschmuck hatte wachsen lassen.

Zuerst befremdet von dem Besuche, nahm er auf die Nachricht der ihm vorgestellten Personen von dem außerordentlichen Glücksfalle eine steife Höflichkeit und schmunzelnde Rückhaltungen an. — Hol's Loos, Käthe! gebot er.

Katharinchen brachte es aus ihrer Commode herbei. Er nahm's rasch an sich und fragte:

Wie lautet die Zeitungsnummer, Herr Advokat?

73,747, — da steht's! war die Antwort Wilhelmi's, der das Zeitungsblatt aus der Tasche zog. —

Damit hat's seine Richtigkeit. Wir haben das Gut oder Geld gewonnen. Wie viel macht's baar? fragte Remmert.

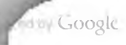
Für alle drei Jungf. -- Fräulein zusammen 300,000 Gulden in W. W.

Nun, das ist schon 'was, Käthe! Und nun heißt's festgehalten, vorgesehen!

Hiermit steckte Remmert das Loos in die Hosentasche, und fragte:

Hast Du 'was zu Abend für die Gäste, Katharine?

Wir danken schön, sagte Hambach, haben schon



Bestellung im blauen Hecht droben gemacht, und wollten nur vor allem Gewißheit wegen des Looses. Ich besorge die Reise-Auslagen.

So? erwiderte Remmert mit mißtrauischem Lächeln.

Und kommen, Euch selbst zu Abend einzuladen. Es muß nun 'was drauf gehen.

Aha! brummte der Alte. Danke schön, und wünsche gesegnete Mahlzeit, benebst geruhsamer Nacht.

Alle stutzten, und der Advokat fragte:

Was gib's denn aber mit dem Loos?

Ja, Remmert, was gibt's mit dem Loos? fragte auch der Wirth.

Remmert klopfte auf die Tasche.

Beide Fragenden fragten einander mit befremdeten Blicken an; dann forderten sie Katharinen auf, den Ansprüchen ihrer beiden Freundinnen — „Rechnung zu tragen", nach dem damals aus dem Parlament her gängen Ausdrucke.

Käthe steht in meinem Brot; erklärte Remmert, und Rechnung trage ich.

Er klopfte wieder auf die Tasche. So bitte ich mir mein Drithel vom Loos aus, Herr Forstmeister! sagte Susette mit einem scherzenden Knickse.

Das Papier läßt sich nicht theilen, gnädig Fräulein, sondern das Geld.

Das kann aber nur mittelst des Papiers gehoben werden, Herr Forstrath!

Kommt Zeit, kommt Rath!

Unsere Reisenden traten zusammen an's Fenster, um zu überlegen, was man mit dem eigensinnigen Menschen anfangen sollte. Und freilich war sein verschlossenes, innerlich brütendes, nach außen abwehrendes Benehmen allen ein Räthsel, selbst für Katharine, die sonst ihren Oheim genau kannte. Nur hatte sie ihn noch nicht im Selbstgefühl von Besitzthum gesehen, und darin eben lag es.

Remmert hatte zum erstenmal die Empfindung von vielem Geld, das er in der Anweisung auf solches fest hielt. Mißtrauen gegen den Advokaten und den Wirth war die erste Regung, die er aber nicht verrathen durfte. Von der andern Seite bedrängte ihn das demokratische Theilen, dem er bisher selbst das Wort geredet hatte. Aber auch diese Besorgniß durfte er nicht laut werden lassen; er mußte das Loos zugleich fest und geheim halten.

Dies war für einen Mann, wie Remmert zu viel: es machte ihn unbeholfen und stöckisch. Gewohnt in seinem Lebens- und Geschäftskreise, in dem Maße, als dieser beschränkt und roh war, hart und herrisch zu verfahren, fehlte es ihm an Ueberlegung für das Verwickelte und an gewandter Rede zum Unterhandeln. Er gehörte zu jenen ungebildeten Leuten, die das Ver-

driesliche in ihrem Innern sich ansammeln lassen, bis etwa unter anschwellendem Zorn und Zank ihre schwere Zunge flott wird; da sie dann desto heftiger losschlagen.

Und hierzu war der Anlaß näher, als Remmert dachte.

Die am Fenster Berathenden achteten nicht darauf, daß mehr und mehr Menschen sich um das Haus versammelten, bis ein entsetzliches Vivat hoch! erscholl.

Ehe der betroffene Remmert aber das Fenster erreichte, zu sehen, wem es gelte, traten drei lumpige, bärtige Gesellen in die Stube, reichten dem Forstlaufer die Hand und wünschten ihm Glück zum großen Gewinn. — — Endlich ist doch einem edeln Volksmann ein Glück, uns Allen voraus, zu Theil geworden, sprach der Wortführer, und unserm lieben Alten wird nun zuerst die Freude, zu zeigen, wie's Brüder miteinander halten sollen. Nicht wahr, Konrad?

Was wollt ihr, besoffene Schlingel? fuhr Remmert sie plötzlich an. Theilen wollt ihr, ihr Sackermenter?

Bruder, was ist das? versetzte der Sprecher. Ei wie kommst Du dazu, jetzt zu schimpfen? Seht doch! Bisher hast Du aus dem großen Maul mit uns getheilt, nun thu' auch einmal die Taschen auf!

Was? schrie der Alte von Jähzorn hingerissen.

Euch soll gleich ein Donnerwetter, wenn ihr euch nicht auf der Stelle zum Teufel scheert! Theilen wollt ihr? Gut! Wir wollen kurze fünfzehn machen, — ich will mit euch theilen!

Und indem er mehrere Bilder von der Wand riß, und jedem der drei Abgeordneten eines, daß Glas und Rahmen brachen, vor die Füße warf, schrie er:

Da hast Du den Schlöffel! Da hast Du den Blum! Und Du den Trützschler! Und hier theilt euch in den Zitz — nach der Elle, — ihr zerlumpten Gauner! Ich will nichts mehr mit euch zu thun haben, ihr Hallunken!

Das war aber zuviel, selbst — oder besonders für Betrunkne. Sie drangen auf den Alten ein. Die beiden Mädchen sprangen abwehrend dazwischen; der Advocat bot Vergleiche an, worauf aber der unbedachte Alte — was Vergleich! rief, mit Pöbel ist kein Vergleich!

Dies damals so höchst verpönte Wort, zündete wie Pulver. — Pöbel hat er gesagt! schrieen sie durch einander, und Einer rief zum Fenster hinaus:

Volk, deutsches Volk, komm' herein! Hier hat euch ein Verräther „Pöbel" geschimpft. Henkt den Verräther auf! Er ist von Oesterreich bestochen und erkauft, und will Alles für sich behalten, der Russenspion!

Doch der Alte kam weitern Angriffen mit einem raschen Griff nach seiner Doppelbüchse zuvor, und schlug an.

Die Mädchen entflohen schreiend, der Wirth zog sich hinter Remmert's Rücken, der Advocat unter den Tisch; und es wäre ohne Zweifel zu Schlag und Schuß gekommen, hätten nicht einige der Jäger, deren Compagnie diesen Morgen eingerückt war, und die mit ihren Büchsen eintraten den bewaffneten Frieden hergestellt, und den wüthenden Forstlaufer zur Besinnung gebracht.

Jetzt, im Gefühle des Sieges und seiner Lossagung von der Sache der ohne Theilung abziehenden Brüder, ergoß der alte Mann sein polterndes Nachgewitter. — Theilen wollen sie! Lausevolk, das nichts gelernt hat, und nichts thun will. Addiren durch Fleiß und Arbeit, und ihr Rauchen, ihr Saufen und Spielen subtrahiren — das mögen sie nicht. Nur an's Multipliciren denken sie: Rothschild, multiplicirt mit Bethmann, gibt hundert Millionen. Und käm's zum Theilen, schlügen sie sich untereinander todt, um einen kleineren Divisor zu haben. Aber die Schulmeister sind ihr Verderben. Der Römhild droben ist ein großer Verführer. Singt ihnen der Gauner Abends vor: „Geld, Geld ist nur 'ne Schindmähre". Was das für Grundsätze sind! Und die Nichtsthuer sollen

Menschen bilden, die sich's um fünf Groschen sauer werden lassen? Aber — mein Loos!

Er griff rasch in die Tasche. Na, da ist es ja!

Nach diesem Sturm, worin der wunderliche Alte eine rechte Portion Angst und Argwohn ausgewettert zu haben schien, zeigte er sich heitrer von Gemüth und empfänglicher für die Vorschläge des Advocaten, zu denen beide Glücksmädchen herbeigerufen wurden. Die Sache machte sich sehr einfach; Remmert sollte mit seiner Nichte und als deren Beistand sich den Reisenden anschließen, und den Verhandlungen mit dem Bankier beiwohnen.

Dies war Remmert zufrieden; nur meinte er, in Frankfurt könne er sich mit seiner Montur nicht sehen lassen. Doch Katharine erinnerte ihn an den Dienstrock, der im Schranke sich recht gut erhalten habe.

Und für hübsche graue Modesten zum Rock sorge ich! rief der Advocat. Aus dem ersten Kleiderladen, der uns in der Allerheiligengasse zu Frankfurt aufstößt, stelle ich Euch eine neue Hose, und die alte, die sich um das Glücksloos so verdient gemacht hat, erhält ihre ehrenvolle Dimission, was man bei den Bauern hier recht passend den Auszug nennt.

Wie Remmert auf diesen Vorschlag vergnügt über's Gesicht strich, sagte er:

Na, da muß ich zu dem Staat mich auch ein bis-

chen säubern und wieder einmal rasiren. Wer das heutzutag selber thut, wird nicht über'n Löffel barbiert. Der Pfarrer Bertig sagte letzthin, im Parlament schlügen sie Schaum auf Schaum, wer aber am Ende rasirt werde, das wisse der Himmel.

Der Wirth Hambach machte nun, da er über das Glücksloos beruhigt war, den heitersten Reisemarschal.

Je verzweigter eine Rechnung sei, bedachte er, desto leichter versteckten sich die Rechnungsfehler. Er überredete den Forstlaufer nun doch, mit Katharinchen nach Münsterborn zum Abendessen zu gehen, und übernahm das Paar auf die Auslagen der Reise, obgleich Katharinchen ihr Erspartes dazu anbot. — Nun behalt's nur, Käthe! schäkerte der vergnügte Oheim. Du wirst ja wohl doch in's Kloster gehen!

O lieber Oheim, erwiderte sie, meint Ihr mit dem Geldgewinnste hätte ich auch die eitle Welt lieber gewonnen? — —

Man nahm zwei Landjäger zur Sicherheit gegen die etwa lauernden theilungslustigen Brüder mit hinauf nach dem Städtchen. Unterwegs erinnerte Susette an die dritte Theilhaberin an Dortchen Kloß. —

Die schwere Hacke, das hält uns aber auf! rief Hambach.

Wir haben sie aber nöthig, entgegnete der Advocat. Die Dorthe, oder eine Torte müssen wir haben. Ich

bin ein besonderer Liebhaber von Mandeltorten. Wie? Kloß heißt sie? Das ist aber merkwürdig, — Dorthe Kloß! Die stammt gewiß aus Baiern. Aber wie bekommen wir sie denn, — die Dorthe?

Sie wohnt in Liebenzell zwei Stündchen seitwärts der Chaussee, die wir morgen früh fahren, sagte Susette. Ich schreibe ihr gleich ein paar Zeilen, und wir schicken noch den Abend einen Boten dahin. Sie muß uns an der Chaussee erwarten. Sie kann sich ja den jungen Rector Schnegel zum Begleiter mitnehmen, ich glaube doch, daß sie mit ihm verlobt ist.

In Münsterborn angekommen, erfuhr man, daß von hier aus jene theilungslustigen Brüder ausgezogen waren. Hatte man nicht errathen können, woher sie so schnell Kenntniß von dem Lotteriegewinnst erhalten hätten: so schlug nun den Wirth Hambach das Gewissen. Sein „Hirsch" stand nämlich mit dem münsterborner „Hecht" in dem angenehmen Wald- und Wasser-Rapport, daß beide Gasthalter einander die Reisenden zuwiesen. So hatte der prahlerische Hambach nicht lassen können, seinem Collegen die reiche Braut seines Sohnes „im Vertrauen" zu zeigen; machte aber die vorläufige Erfahrung, daß Vertrauen überhaupt kein Gewinn, sondern eine Einbuße des Sommers von 1848 war.

5.

Der Omnibus, der mit unserer anwachsenden Reisegesellschaft am frühen Morgen von Münsterborn abfuhr, war weniger, als der gestrige, besetzt. Auch ging es darin viel ruhiger zu: der Morgen war kühl, die Menschen nüchtern gestimmt, und wer unter Wegs einstieg, brachte auf eine Weile neues Befremden und Stocken in die Unterhaltung.

Die dritte Theilhaberin am Loose lag unsern Zusammengehörigen ohnehin mit einiger Unruhe der Erwartung im Gemüth. Doch hatten sie kaum die vereinzelt gelegene Schenke, „zum kalten Mann" genannt, wo der Kutscher zu füttern pflegte, erreicht, als Dortchen an die Thür zum Omnibus gesprungen kam, auf den Tritt hüpfte, und die Hand in den Wagen reichend — guten Tag, Susette, guten Tag, Kathinka! jubelte. Ach Gott, ihr Mädchen, was ein Glück ist uns doch bescheert worden! Aber sagt mir nur —

Man winkte ihr zu schweigen, öffnete den Schlag und stieg aus. Die Mädchen verständigten sich vertraulich unter einander, bis sie des jungen Mannes ansichtig wurden, der mit Dortchen gekommen schien. „Herr Rector Schnegel!" stellte sie ihn lachend vor, und setzte rasch verbessernd hinzu: „Herr Doctor" wollt' ich sagen.

Der Genannte, ein blonder, rundlicher Mann mit dem Ausdrucke der Kurzsichtigkeit in Blick und Benehmen, trat mit treuherziger Unbeholfenheit heran, indem er unter abgenommener Mütze eine glatte Stirne zeigte, die sich durch kurzgeschornes Seitenhaar in eine ausgebreitete Frühglatze verlief.

Fräulein Dortchen, sagte er lächelnd, in etwas pedantischem Tone, hat mich freundlich zu ihrem Ritter mitgenommen auf mir noch unbekannte Abenteuer, so hoffentlich keine Windmühlenkämpfe sein werden.

Immer vergessen Sie wieder, Herr Schnegel, daß ich nicht Dortchen heiße, sondern Doris.

Verzeihen Sie, Fräulein Kloß! lächelte er. Ich habe mich noch nicht recht an die Doris gewöhnt, wie Sie noch nicht an den Doctor, wie wohl beide zu guter Vorbedeutung mit D, delta, anfangen. Uebrigens ist Dorothea ein schöner und wohlklingender Name, aus dem Griechischen stammend und sich im männlichen Theodor wiederholend. Beides weist auf „Gottes Gabe" hin. Ich hab' einmal eine Novelle schreiben wollen „Theodor und Dorothe" betitelt, — gewiß ein schöner Gedanke! Aber die gelehrte Abhandlung zu meinem Doctorat über Deutschlands Bergzüge und Flußthäler bezüglich vor — und jetztweltlicher Pflanzen, sowie einheimischer und abgeleiteter Kultur —

Ach, der Herr Praticant Hertwig! rief Doris vergnügt.

Wirklich kam ein Reiter um den Garten gesprengt, hielt kurz an, und schwang sich vom steifen Klepper, den er grüßend am Zaume hielt, bis ihn der Hausknecht abnahm.

Hab' ich den Liebenzeller Flüchtling erreicht? rief der junge Mann geziert in Manieren, wie er es in seinem Anzuge war. Reizende Dorette, wie konnten Sie so verstohlen unserm Liebenzell das Liebenswürdige rauben und es Ihrem Verehrer zu einer Zelle der Verzweiflung machen? Doch Pardon! Sie haben mich den Herrschaften genannt, darf ich nun meiner Seits bitten —?

Dorette nannte ihm beide Freundinnen, und Susette setzte artig die Namen der Männer hinzu. Hertwig grüßte; dem Advocaten reichte er die Hand im Namen der Göttin Themis. Doch nahm Wilhelmi den Gruß offenbar mit Verdruß auf. Daß noch ein Jurist sich einmischen wollte, durchkreuzte seine Plane, seine Berechnung und war ihm sehr ärgerlich.

Der Practicant im Gegentheil suchte den Schein der Uneigennützigkeit geltend zu machen. Er hatte bisher an dem hübschen Mädchen nur die heimliche Ausstellung ihrer Vermögenlosigkeit gehabt. Nun hoffte er mit ihrer Hand einen guten Fang zu thun. Ihren

erklärten und von der Mutter begünstigten Bewerber, den Doctor Schnegel fürchtete er dabei weniger, als den Verdacht, daß ihn der Gewinn zu seiner Bewerbung bestimmt habe; daher er den Unwissenden über das Loos zu spielen suchte.

Aber wissen Sie, graziöse Dorette, sagte er, daß ich mir den Kopf zerbrochen habe über alle denkbaren Veranlassungen ihrer Flucht? Auf Ehre, ich konnte mir das Räthsel nicht lösen. Keine Ahnung faßt auch jetzt noch Wurzel in meinem Herzen.

Was Sie sagen! lächelte Dorette. Und folgten mir doch? Woher wußten Sie denn aber —?

Mein Aufwärter Thomas schüttelte mich aus meinem süßesten Traume mit der Meldung, Sie seien eben im Geleit dieses glücklichen Schnegels zu Fuß fort, um in Frankfurt —. Doch ich lasse ihn nicht ausreden, ich jage ihn zum Wirth um ein Pferd. „Ein Pferd! Ein Actuariat für ein Pferd"! rufe ich à la König Lear. Das Wort Frankfurt bezeichnet mir die Weltgegend; ich jage was mein edles Roß Babieca vermag, hinter meiner verlornen Ximene her, und da bin ich, ihr durch alle Geheimnisse einer räthselhaften Flucht zu folgen.

Doch der Kutscher rief schon:

Wolle Se einsteige!

Und Dorette umarmte Susetten mit den leisen Worten:

Ach, er liebt mich Suschen! Verstehst du ihn denn auch, was er Alles spricht? So poetisch!

Lieber Colleg in Ulpian, flüsterte der Advokat dem Practikanten zu, ich sehe schon, Sie sind ein Liebhaber von — Mandeltorten!

Fräulein Doris, erlauben Sie mir!

Mit diesen Worten wollte der Rector seine Geliebte in den Omnibus heben. Sie aber, mit den schnöden Worten: Hören Sie denn nicht, daß ich Dorette heiße? Zögerte, bis der Practikant zusprang, und ihr die Hand bot. Ein zärtlicher Druck beider Hände besiegelte das Wechselverständniß.

Sie durchgehen aber rasche Metamorphosen! bemerkte der einsteigende Rector. Dorothea, Dortchen, Doris, Dorette —.

Thörin! flüsterte hinter ihm her der Advokat, ärgerlich auch über die Geliebte des ihm ärgerlichen Juristen.

Dorette war ein mageres, aber gut gewachsenes Ding, vom niedlichen Fuß aufwärts bis an die stark hervorstehenden Schlüsselbeine des Halses; ein Paar kokette Augen und eine schnippische Zunge, die ein wenig anstieß, belebten ihr niedliches Phantasiegesicht.

Gerade der Mißmuth, den der junge Rector über

die so wandelbare „Gottesgabe" empfand, regte den sonst ziemlich pflegmatischen Mann dazu an, sich mit seiner Nachbarin Katharie in eine lebhafte und trauliche Unterhaltung einzulassen. Ein guter Verstand, ein wohlwollender Sinn und ernstes Gemüth überraschten ihn. Noch unerwarteter begegneten ihm gute Urtheile und Einsichten, die Katharinchen ohne Zweifel aus dem Pfarrhause mitgebracht hatte.

Dieser Verkehr, so traulich und annähernd, verdroß im Stillen doch die kindische Dorette, wenn auch nur, daß sie dadurch um den Triumph kam, ihren älteren Liebhaber durch die Huldigung des neuen zu reizen. Sie zog endlich Katharinchen auf ihren Schooß und flüsterte ihr in's Ohr:

Du hast da den närrischsten Kauz zur Unterhaltung, meinen alten Verehrer. Ach! er ist so langweilig und schwerfällig! Wenn Du ihn ärgern und los sein willst, so titulir' ihn nur „Herr Schulmeister": denn er hört sich gar zu gern „Doctor" nennen.

Während dessen flüsterte der Advokat dem besprochenen Doctor zu:

Sehen Sie nur, was die Doris sich für ein allerliebstes Bruststück zugelegt hat. Das Accidenz wär' mir lieber als das Prinzipale, wie wir Juristen sagen.

Der Rector platzte in solches verbissene Lachen aus, daß er sich schneuzen mußte.

Katharinchen, die sich wieder zu ihm setzte, wollte ihn aber nicht ärgern; sie nannte ihn nicht nur Herr Doctor, sondern öfter auch lieber Herr Doctor.

Das wiederholte Aus- und Einsteigen der wechselnden Reisegesellschaft gab öftern Aufenthalt; so daß der Omnibus um einige Minuten zu spät für die Eisenbahn nach Frankfurt in der Provinzialstadt anlangte. Da nun vor zwei Uhr des Nachmittags kein weiterer Zug abging, und man mit einem Miethwagen just in die Mittagstunde des Bankiers zu kommen fürchtete; so entschloß man sich über Mittag zu bleiben.

Die Gesellschaft theilte sich nach verschiedenen Absichten. Hambach und der bisher sehr schweigsame Forstlaufer ergriffen das Nächste und setzten sich zu einer Fläsche Wein im „Rebstock“, wo man angefahren war. Die Andern behielten sich ihren Appetit für den Mittagtisch vor, und gingen die Stadt zu besehen.

6.

Practikant Hertwig hatte sich gleich Dorettens bemächtigt und wandelte den andern voraus. Der Advokat nahm des Augenblicks wahr, da sich Susette vom Rector mit einem Glase Wasser bedienen ließ, um Katharinchen anzureden. Aergerlich über den Practikanten

als einen hinderlichen Juristen und zu kleinen Ränken immer aufgelegt, faßte er den Gedanken, den Doctor der Philosophie mit dem klösterlichen Katharinchen zusammen zu bringen. So ließ er sich denn gegen sie mit lebhaftem Lob über ihn aus und vertraute ihr an, wie eingenommen er von ihrer Bildung und Liebenswürdigkeit sei, und sich durch ihr solides Herz über die flatterhafte Dorette enttäuscht sehe.

Die Kleine schien sehr geschmeichelt. Sie verschwieg nicht, daß sie den Doctor bei seiner schlichten Offenherzigkeit in den paar Stunden Wegs als sehr schätzenswerth kennen gelernt habe, und ereiferte sich über Dorothea, die einem so braven Manne unziemlich begegne und ihm einen Gecken vorziehe.

Wie ich höre, sagte Wilhelmi, so haben Sie in ein Kloster gehen wollen. Wo denken Sie hin! das ist ein Irrthum in Ihrer Selbstkenntniß! das Kloster ist Ihr Beruf nicht.

Mein Beruf nicht? lachte sie verlegen. Woher kennen Sie denn meinen Beruf, Herr Procurator?

Woher? Ei der liegt doch am Tag. Ein liebreiches und liebebedürftiges Herz verräth sich dem Auge des Kenners. Was Ihnen die gütige Mutter Natur zum schönsten Schmuck gegeben, das gehört unter den Shawl einer Dame, nicht unter das Nonnenskapulier.

In ihrer unsäglichen Verlegenheit brachte die hoch-

erröthende Katharina nur die bebenden Worte: Wenn Sie meinen —! hervor, und blieb, an ihrem Anzug ordnend, stehen, um zu ihrer Rettung das nachfolgende Paar zu erwarten — den Doctor mit Susetten. — —

Die Straßen waren ungewöhnlich lebhaft; die Fabriken stockten, und die Arbeiter betrieben die öffentliche Politik. Versammlungen fanden Statt und man sprach von drohenden Bewegungen in Frankfurt. Es sollte zu Malmö ein Waffenstillstand mit Dänemark abgeschlossen worden sein, wobei Preußen die ihm von der Centralgewalt ertheilte Vollmacht gegen das Interesse der deutschen Nation überschritten hätte. Man erwartete nur noch bestimmtere Nachrichten und sah den entsetzlichsten Folgen entgegen.

Stiller ging es dazwischen mit der Liebespolitik unserer mitreisenden Paare zu. Während beide Mädchen vor dem Putzladen einer Demoiselle Sponsel stehen blieben, nahm Wilhelmi den Rector bei Seite.

Ein prächtig Mädchen, das Katharinchen! sagte er. Laßt's Euch nicht entgehen, Doctor der Weltweisheit! Geld und Gemüth! Ich hab' ihr Euretwegen auf den Zahn gefühlt: sie beißt an, auf mein Wort!

Und indem er mit schalkhaftem Lächeln auf den Namen des Ladenschildes wies, setzte er hinzu:

Sponsalia, Doctor! Ominös! —

Der Doctor lachte in sein Sacktuch hinein, und der

Advocat, um ihm Gelegenheit zur Erklärung zu geben, führte Susetten weiter, indem er sie auf das vorauswandelnde Paar aufmerksam machte.

Der Prakticant ging mit Entschlossenheit auf sein Ziel los.

Das Mädchen hatte ihm schon länger angestanden, nur nicht die Lage in der es mit der Mutter, einer Bauverwalterswitwe, von kleiner Pension und etwas Gartenbau lebte. Hieran war nicht viel zu theilen-indeß das Lotterieloos ein recht annehmliches Lebensloos versprach.

Er vertraute jetzt der Geliebten seine Aussicht auf Anstellung beim Justizamt, sprach von seinen Träumen einer schönen, geselligen Häuslichkeit, und warb um das süße Händchen, das ihm solche schaffen sollte, und das er eben in der seinigen hielt.

Mädchenhaft befangen und doch mädchenhaft vergnügt, halb ausweichend, halb aus Eitelkeit sich geltend zu machen, versetzte Dorette:

Lieber Hertwig, — vor Allem muß ich Ihnen sagen, welche Angelegenheit mich nach Frankfurt —

Nein, nein! fiel er ihr in's Wort. Ich habe schon bemerkt, daß es ein Geheimniß ist, an dem ich keinen Antheil haben will und darf, ehe ich nicht Ihr Herz besitze, himmlische Dorette. Das Herz ist die Kapsel der Seelengeheimnisse. Schenken Sie mir ihr Herz, so bi-

komme ich den Mitverschluß ihres Depositums, ich werde, wie es beim Amte heißt, — Condepositar ihres Geheimnisses.

Das war aber zu lieb von dem uneigennützigen Geliebten! Dorette drückte ihm die Hand, und blickte ihm erröthend in die Augen.

Also ja? Engel des Glücks — ja? fragte er, und vernahm ein halblautes: Ja, lieber Philipp!

Er drückte ihr wieder und wieder die Hand, indem er flüsterte:

O ich glücklicher Viellieb! Wie verwünsche ich diesen belebten Paradeplatz, der mir nicht gestattet, mein Glück und Alles an mein klopfendes Herz zu drücken! — —

Er mußte sich aber doch sehr an die Glücksbraut angeschmiegt haben; denn der hinter dem Paare herkommende Advocat machte Susetten aufmerksam auf diese Zärtlichkeit und deren Bedeutung. Mit einem lebhafteren Schritt erreichten beide auch das träumerische Paar, und der maliciöse Wilhelmi redete ihn mit den Worten an:

Aha, Herr Collega in Ulpian, Sie stehen an der juristischen Materie von der dos (Mitgabe); Sie decliniren aber nicht dos — dotis, sondern dos — Doris!

Ach nennen Sie mich doch auch lieber Dorette, Herr Procurator! bat die rosige Schöne.

Recht gern! entgegnete er. Wie Sie es wünschen. Meinetwegen — Dorette wiener Währung.

Apropos, Herr Procurator! Ich höre, unser großer Gewinn sei — wiener Währung: was heißt denn eigentlich „wiener Währung?“

Will ich Ihnen sagen, schöne Dorette! versetzte, eine Prise nehmend der Advocat. Sehen Sie, weil man in Oesterreich so unpünktlich zahlt, daß es immer eine Ewigkeit währt, bis man sein Geld kriegt, so stellt man alle österreichischen Zahlungen auf wiener Währung.

Um Gotteswillen, das könnte ja mithin auch so mit unserm Gewinn gehen?

Möglich! Ja, er könnte ganz ausbleiben, neckte Wilhelmi. Drum müssen Sie's machen, wie jener Bauer der heirathen wollte, und mußte der Verwandtschaft mit seiner Verlobten halber die Erlaubniß vom Pabst haben. Da lief er alle Tage zum Pfarrer, ob die Erlaubniß noch nicht da sei. Der ungeduldige Pfarrer jagte ihn endlich fort mit den Worten:

Laßt mir Ruh', Nachbar Michel! Rom ist weit von hier. Müßt's abwarten. Sobald's kommt, werdet Ihr's hören! — — Worauf der Bauer versetzte: Nun, Herr Pfarrer, nichts für ungut! Ich will Geduld haben; aber — in der Hauptsach' fahren wir derweile fort.

Sehen Sie, Dorette, so machen Sie's auch! Fahren Sie mit dem Heirathen all' die Weil fort!

Susette fand natürlich kein Wohlgefallen an diesen Späßen, und wendete sich gegen Katharine und den Doctor Schnegel zurück. Wilhelmi folgte ihr mit verbissenem Lachen.

Der glückliche Amtspraktikant hatte eine stille Wuth über den Advocaten, durfte aber nicht verrathen, daß er vom Loose und der wiener Währung etwas wisse, denn jetzt erst kam Dorette dazu, mit aller Hast ihrer Besorgniß, dem Geliebten den Glücksfall mitzutheilen.

Hertwig suchte sie zu beruhigen. Es ist eine glückliche Fügung, sagte er, daß ich Dir gefolgt bin, theure Dora! Dieser Rabulist und der Wirth Hambach haben offenbar betrügerische Absichten gegen Euch Mädchen. Beide, die doch das Geschäft gar nichts angeht, haben sich nur zugedrängt, um ihren Schnitt dabei zu machen. Ich habe gleich diesem Wilhelmi den Aerger angemerkt, den er gegen mich faßte. Daher die läppischen Späße, mit denen er sich an mir zu reiben sucht. Mit der wiener Währung hat er Dich nur geneckt, zugleich aber auch seine böse Absicht verrathen. Vorgeblich, daß das wiener Haus noch nicht zahle, wollen Sie euch mit einer kleineren Summe abkaufen. Aber nun hat er es mit mir zu thun. Du gibst mir Vollmacht in Deinem Interesse zu handeln. Und wartet nur, ihr Eindring-

linge! Wir wollen nun suchen, das Loos in die Hand zu kriegen, und ihnen beim Frankfurter Bankier zuvor zu kommen. Wir wollen uns des Vortheils bemächtigen, den sie im Auge haben.

Wie nun im täglichen Leben einer bösen Absicht nur allzu oft die gute Gelegenheit zur Hand ist: so hatte der junge Prakticant seine Voraussetzung einer betrügerischen Speculation kaum gefaßt, oder erfunden, als er sich von einer barschen Stimme mit: Hertwig, altes, fideles Haus! angerufen hörte, und ein bärtiges Gesicht erblickte, aus dem er nicht ohne einige Anstrengung einen Universitäts-Kumpan herausfand, der früher sehr glatt um's Kinn gewesen war.

Lebhafte Begrüßungen, hastige Fragen und stockende Antworten begegneten sich. Hertwig stellte Doretten aber nicht als seine Verlobte, sondern einfach mit Vor- und Familiennamen vor. Flügel begrüßte sie mit deutschem Händedruck und fragte im Ton des Geschäftigen:

Wo treffen wir uns heut? Wir haben uns viel zu sagen. Himmel, wie hätten wir diesen Umschlag der Zeit nur im Traum geahnt, Hertwig? Unser Volk hat über Nacht das große Loos seiner Zukunft gewonnen.

Apropos, Flügel, ich hab' ein Anliegen

Gut! Wo seh'n wir uns? Ich muß jetzt fort. Wir haben eine Sitzung. Ich gehöre zum Volksrath. Wir wollen eine Petition an's Parlament erlassen, eine

Deputation hinsenden mit der Forderung, daß jeder Friede mit Dänemark verworfen, und der preußische Particularismus verdammt werde.

Nochmal apropos! fiel Hertwig ein. Wir haben's eben mit einem privaten Particularismus zu thun. Wir begleiten Dich eine Strecke. Höre! Ein Wirth und ein Advocat aus Neuenzell gehen damit um, dies Fräulein und zwei Freundinnen, drei Töchter des Volks, um ein Lotterieloos zu prellen, das gewonnen hat, und dessen Betrag zu einem edeln Volkszweck verwendet werden soll. Klagen, Untersuchen wäre zu umständlich. Könnte man ihnen nicht das Loos abnehmen, und Beide ein vierundzwanzig Stündchen einstecken? Ließe sich das nicht von Volksrathswegen machen?

Warum nicht? erwiderte Flügel. Wofür hätten wir die neue Freiheit errungen, als daß man auch einmal solche Gesellen einstecken kann. Wo halten sie sich auf?

Im Rebstock, bis zum nächsten Bahnzug. Siehst Du dort! der mit den beiden Frauenzimmern ist der Rabulist, und der Wirth sitzt beim Wein.

Gut! nun laß mich machen. Halt ihn hier ein wenig auf, daß wir ihn gleich finden.

Hertwig bat nur noch, daß man ihn selbst aus dem Spiel lasse. Dann trat er zum Advocaten und erzählte den beiden Mädchen, wie er eben einen Universitäts-

Freund gefunden, und was er wegen einer Deputation an das Parlament von ihm erfahren habe.

Ich dachte, Sie wollten auf dem „Flügel" eine Freiheitssonate vierhändig spielen, bemerkte Wilhelmi.

Flügel? Kennen Sie ihn? fragte betroffen der Practicant.

Ich habe dort einen Bürger gefragt, und gehört, es sei ein beflügeltes Volksrathsmitglied.

Eben traten drei Bewaffnete von der Freischaar heran und forderten den Advocaten auf, ihnen zu folgen. — Der Prakticant entfernte sie mit Doretten, und Wilhelmi protestirte vergebens, auch im Namen der Demokratie, gegen seine Arrestation: er wurde auf's Rathhaus zur städtischen Polizei abgeführt.

7.

Flügel, der Volksmann, hatte sich bei seiner polizeilichen Vorkehrung nicht auf seinen Freund Hertwig, sondern nur auf dunkle Anzeigen gegen die beiden Durchreisenden aus Neuenzell berufen können. So kam's daß der untersuchende Polizei-Commissar auf durchaus unparteilichen Boden trat. Er war ein älterer, erfahrener Mann, der zu manchen Vorgängen jener Zeit lächelte. Und da ihm die Möglichkeit vorschwebte,

daß die gegen beide Fremde gerichtete Beschuldigung betrügerischer Absicht und Gaunerei, bei der herrschenden Aufregung, auf Mißverständniß oder Parteilichkeit beruhen könnte: so glaubte er um so mehr sein Verhör beeilen zu müssen, als den vielleicht schuldlosen Reisenden durch Verzögerung doppeltes Unrecht geschehen würde.

Bei dieser Voraussetzung legte er kein großes Gewicht auf das Vorgeben des Advocaten, daß sie Abgeordnete der Demokratie ihres Wahlbezirkes seien, beauftragt mit den Frankfurtern über besondere Fragen Rücksprache zu nehmen. Nöthiger aber hielt es der Untersuchende die drei Frauenzimmer vorzuladen. Doch erschien nur Susette und Katharine: Dorette war mit ihrem Begleiter noch nicht in's Gasthaus zurück gekommen.

Nun verlangte der Commissar die Papiere der beiden Männer, — Heimathscheine, persönlichen Ausweis u. d. gl.

Wie nun Hambach seine Brieftasche hastig öffnete fiel mit dem bekannten Zeitungsblatte ein noch unerbrochener Brief auf den Tisch, den der verblüffte Mann hastig wieder an sich nehmen wollte. Desto bestimmter aber forderte der Commissär ihn zu sehen, und las die Adresse:

„An Susette Maienschein, Kammerjungfer auf Burg Stöckelberg bei Neuenzell.“

Das bin ich ja! lispelte Susette erblassend.

An Sie ist der Brief? fragte der Commissär. Und wie kommt er in Ihre Tasche, Bürger Hambach.

An meinem Haus, wie die Jungfer selber weiß, wird die Post abgegeben, die Nachts vorüberkommt; denn wir haben keine Poststation, erklärte Hambach. Darunter war auch dieser Brief. Und da wir nächsten Morgen mitsammen reisen wollten, steckte ich den Brief für die Jungfer ein, und hab ihn über uns[illegible] Angelegenheit rein vergessen.

Da Susette um schnell in den Besitz des Briefes zu kommen, gegen diese ihr gleich verdächtige Erklärung nichts einwendete, so erhielt sie den Brief und der Untersuchende fragte nach dem Lotterieloos.

Das verwahrt der Forstaufseher Remmert, der mitreisende Oheim dieses Fräuleins, mit Zustimmung dieser beiden Theilhaberinnen berichtete Wilhelmi. Uns beide Begleiter geht die Sache nichts an: aber gelegentlich unserer Mitreise gehen wir den drei jungen Frauenzimmern gern mit Rath und Beistand an die Hand. Da hat sich aber noch ein Dritter zugedrängt; so ein banausischer Liebesbewerber des abwesenden Fräuleins, den ich unmittelbar vor meiner Arrestation sehr eifrig mit dem Volksrathe Flügel habe verhandeln sehen. Ich

bitte, Herr Commissar hiervon „Act zu nehmen“, wie man sich jetzt ausdrückt. Dieser Dritte ist nicht in unserer Ordnung, sondern gehört — zur Dorischen Säulenordnung.

Was heißt das? fragte der Untersuchungsmann.

Ich will sagen, er bewirbt sich um die Mamsell Doris, die Mitbesitzerin des Looses, die er zu gewinnen sucht.

Der Commissar lächelte; glaubte nun aber auch den rechten Einblick in die Anklage gethan zu haben, und nach einigen weiteren Fragen entfernte er sich um auf der Stelle einen Beschluß in der Sache zu veranlassen.

Susette zog sich von den nun erfolgenden heftigen Ausfällen des Advocaten gegen den tückischen Prakticanten nach einem Fenster zurück, um ihren Brief zu lesen. Sie ahnte eine gute Nachricht von ihrem Tanner, obschon es ihr jetzt fast lieber gewesen wäre, wenn sie selbst ihm mit ihrem eignen Glück hätte helfen und beispringen müssen. Nur der Wirth Hambach, dem mit diesem Briefe, wie man zu sagen pflegt, die Butter vom Brote gefallen war, beobachtete die Lesende mit verstohlenen Blicken. Er hätte gern am Eindrucke, den das Schreiben auf sie machte, errathen mögen, wie's mit dem „Hochzeiter“ bestellt sei. Und wirklich, als Susette über den beendigten Brief hinaus mit feuchtem, nachträumendem Auge gen Himmel blickte,

nahm er diese leid- und freudvolle Rührung einer innigen Seele für Betrübniß und faßte wieder einige Hoffnung für seinen Lorenz.

Ihr hört mir so zerstreut zu, Hambach, bemerkte der Advocat. Nicht wahr, Ihr möchtet gar zu gern — Fräulein Susette!

Sie schrack bei diesem Anruf ordentlich zusammen.

Der Hirschwirth möchte gern wissen, was Sie von Mosjö Tanner für gute Nachrichten haben.

Den Brief zusammenfaltend erwiderte sie mit Lächeln:

O nein Herr Procurator, so neubegierig ist Nachbar Hambach nicht. Er müßte sich ja vor mir schämen: ich bin doch ein Frauenzimmer und verlange nicht zu wissen, wie es gekommen, daß Herr Hambach den Brief, dem Postzeichen nach, so lang zurückbehalten, und warum er ihn nicht mit den andern Briefschaften geschickt hat, die mir sein Lorenz gestern Morgen entgegen brachte.

Eben als Hambach zu seiner Rechtfertigung den Mund aufthun wollte, kehrte der Commissar höflich zurück mit der Erklärung:

Die Sache hat sich als ein Mißverständniß ausgewiesen. Nehmen Sie nicht übel, daß Sie incommodirt, und mit ihrem Mittagessen ein wenig verspätet worden sind. Letzteres trage ich selbst mit Ihnen und zwar bloß um Ihretwillen. Reisen Sie glücklich und

nehmen Sie meine Gratulation zu dem hübschen Gewinnste, den Sie in Frankfurt zu empfangen haben. Möchte das Loos Deutschlands aus dem Glücksrade des Parlaments bald, gleich Ihrer Nummer, mit dem höchsten Treffer herauskommen!

Es lebe das Parlament! rief der Anwalt. Es lebe —

Er war im Augenblicke zweifelhaft, sollte er sagen — die Republik oder der deutsche Kaiser, und setzte daher, das Es auf das Parlament zurückbeziehend, hinzu: Ja, es lebe — hoch!

Mit einem Scharrfuß gegen den Commissar öffnete er beiden Mädchen die Stubenthür. Unter andern Umständen wäre er ganz der Mann gewesen, der wegen grundloser Verhaftung arg rumort, und von Entschädigung gesprochen hätte: jetzt war er zufrieden, so früh loszukommen, und hätte sich nur auch gestehen dürfen, daß der ihm ungewohnte Anstand des Commissars ihm doch ein wenig imponirt hatte.

Unterwegs zum Rebstock erklärte der Advocat, man müsse den Windbeutel von Prakticanten seines boshaften Streiches wegen, eine innere Verachtung fühlen lassen, seine Gesellschaft ganz ignoriren und über die Vernehmung gänzlich schweigen. — Dies werde ihn am meisten drücken. — Uebrigens, sagte er, habe ich

eine Feige in meiner Tasche, die er am schicklichen Ort an's Ohr bekommen soll.

Nur nicht in unserm Beisein, Herr Procurator! neckte ihn Susette. Das ist eine Heldenthat, die keine Zeugenschaft verträgt und von uns Mädchen lieber auf guten Glauben angenommen wird.

Ja, fügte Katharina hinzu, und wenn's eine Wohlthat sein soll: so heißt's ja in der Bibel: laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut.

Ihr Teufelsmädchen! rief Wilhelmi. Wo bekommt Ihr denn auf einmal den Witz her? Euer Liebessommer, glaub' ich, brütet solche Schnaken aus.

Wie sie, kaum schon erwartet, in's Gastzimmer traten, schienen in der That Hertwig und Dora so unangenehm, als Remmert und der Rector freudig überrascht. Man saß bereits beim Nachtische und da es auf zwei Uhr ging, so mußten sich die Verspäteten mit ihrer Mahlzeit kurz fassen. Der Advocat konnte doch seinen Aerger nicht ganz verwinden, und ließ ihn nach seiner Gewohnheit in gesuchten Witzen und Wortspielen aus. Er schob einige der vor ihm stehenden Schüsseln zurück, indem er mit anzüglicher Betonung sagte:

Von der einfältigen — Torte mag ich nichts! Auch der Rosinenkloß ist mir zuwider. Aber, Herr Gastwirth, die Windbeutel in Ihrem reichlichen Dessert

hätten Sie sparen können: wir — practiciren schon mit dergleichen.

Aber Wirth Hambach schenkte dem Rebstock nichts, sondern leerte unter dem Bezahlen für seine Gesellschaft, von der er aber den Practicanten ausschloß, seine Flasche.

Auf dem Wege zum Bahnhof nahm Wilhelmi den Rector bei Seite, erzählte ihm die Tücke des Practicanten, und fragte, ob er sich gegen Katharinchen erklärt habe. Schnegel antwortete:

Wie ich so recht im Zeug und Zug war, wurde sie nach dem Rathhause abgeholt. Nun will ich eine gute Frankfurter Gelegenheit abwarten, und da sie selbst über ihren Gewinn sich gegen mich ausgesprochen hat: so ist's ja nun auch einerlei, ob ich vor oder nach dem Geldempfang werbe, Vertrauen oder Mißtrauen in meine Uneigennützigkeit bleibt ja so doch sich gleich.

Während dessen hielt sich Susette an Katharine, und erzählte ihr flüchtig den Inhalt des Briefes.

Peter Tänner hatte nach manchen vergeblichen Schritten durch glückliche Fügung eine gute Anstellung gefunden. Er war nämlich auf dem kölner Rhein-Dampfschiffe durch sein gutes Aussehen dem mitreisenden Prinzen Adolf in die Augen gefallen, und hatte sich ihm auf dessen Anfrage als gelernter Gärtner bekannt gemacht. Der Prinz, ein großer Gartenlieb-

haber, nahm ihn mit nach Biebrich und Schwetzingen zur Besichtigung der Gärten. Dort ließ er ihn von den geschicktesten Garten-Inspectoren ihm selbst unvermerkt prüfen, und da er mit dessen Bildung so zufrieden war, als ihm Tanners Persönlichkeit schon gefallen hatte, bot er ihm die Stelle eines Hofgärtners auf seinen in Böhmen erkauften Besitzungen an. Die Bedingnisse waren günstig und die Erlaubniß zur Verheirathung gegeben. Nun verweilte der Prinz aus Interesse an den Parlamentsverhandlungen in Frankfurt und Tanner fragte in dem Brief an, wie bald er nach Neuenzell kommen und Susetten als Hofgärtnerin mit nach Böhmen nehmen könnte.

Ach Gott! rief Katharine unser gewonnenes Gut liegt ja auch in Böhmen. Da kann's ja Tanner übernehmen, und zahlt uns beiden andern heraus.

Aber wo so viel Geld hernehmen? fragte die überraschte Susette.

Ei, sein Prinz schießt's ihm vor, oder — der Prinz übernimmt noch die Besitzung, und vielleicht höher als sie für uns angeschlagen ist.

Gut! ich will's mit Tanner besprechen. Ei was bist Du so berechnend geworden, Katharinchen!

Ach, was werdet ihr nicht alles mündlich abzumachen haben! sagte Katharinchen über ihre eigene Schalkheit erröthend.

Du — Nonne! drohte Susette.

O wegen der Nonne —! lächelte die Kleine.

Hat dich der Doctor von Deiner Schleiersucht curirt? drohte Susette mit dem Finger.

Eduard hat sich ziemlich deutlich erklärt, er wurde aber gestört, flüsterte Katharine. Ach wie wurde mir, als er mich bei der Hand faßte so beklommen! Ich glaubte schon das platte Nonnenmieder anzuhaben.

Also Eduard heißt er? lächelte Susette. — — —

Es läutete zum zweiten Mal und man verließ den Wartesaal und eilte nach den Wagen. — —

Die Fahrt nach Frankfurt war nur 30 Minuten lang und ziemlich still. Als man, dort ausgestiegen, den Bahnhof durchschritt, fragte Susette, wo die Gesellschaft einkehren werde. Der Advokat schlug den Gasthof zur Windmühle, nahe der Zeil, vor. Nun übertrug Susette die Vertretung ihres Antheils an Remmert und Katharinchen, nahm einen Fiaker und eilte voraus — „Zum englischen Hof."

8.

Es fügte sich günstig genug, weil der Prinz erst um 4 Uhr zu Mittag speiste, und nicht eher auch seine Leute entließ, daß Peter Tanner zu Hause war, als Susette anfuhr und ihn beim Portier erfragte.

Wie groß seine Ueberraschung war, läßt sich denken.

Er würde erschrocken sein, wäre sein Brief nicht voraus gegangen, dessen vergnügte Beantwortung er mit jedem Tage erwartete und nun zu erhalten glaubte.

Wie lieb ist es von Dir, Herzensbräutchen! sagte er, daß Du mir so umständlich antwortest.

Er führte sie in das Vorzimmer seines Herrn, der heut an der Table d'hote speiste, und drückte hier die ganze Umständlichkeit an sein Herz.

O nein, Peter, so ist's nicht gemeint, sagte sie. Du sollst mir nur aus einer großen Verlegenheit helfen, wobei ich auf Deine Großmuth rechne. Darum komme ich eben selber. Ich habe nämlich dem jungen Hambach, dem Lorenz, mein Wort gegeben. Du ließest ja monatelang nichts von Dir hören.

Der Schalk spielte um ihre Lippen bei diesem Bekenntniß, und so ward freilich ihr Muthwille mit Küssen, statt mit Eifersucht erwidert.

Aber ernstlich, Peter, — es ist nicht ganz ohne, wehrte sie sich. Er hat mir in aller Ehrlichkeit erklärt, er dürfe mich jetzt heirathen, weil ich sehr reich geworden sei. Da machte es mir Spaß, ihm die reiche Susette zuzusagen, und so war ich gefangen, als er darauf ein Zeitungsblatt hervorbrachte, wornach unser Loos — denk dir Herzenspeter! unser Loos — Du erinnerst Dich ja, Peter! — die böhmische Besitzung gewonnen hat. Du lächelst? Nicht wahr,

Du glaubst mir nicht? Aber ja, Peter — es ist richtig, und wir sind gekommen, das Geld zu heben, wir drei Mädchen, mit dem alten Hambach und dem Advokaten Wilhelmi, und Du mußt mir nun heraus helfen, gegen Hambach. Aber, — so glaub' mir doch, und lächle nicht so, wie der ungläubige Thomas. Da lies nur selbst in der Zeitung, und freue Dich mit uns!

Sie hielt ihm das Blatt hin.

Ja, ja, versetzte er, das ist das vorgestrige Blatt und ich erinnerte mich auch noch ganz gut eurer Nummer. Nun will ich dir auch gleich heraus helfen: der Lorenz verliert, und der Peter bleibt Peter. Es ist eben mit dem ganzen Gewinn — nichts, — ein reines Nichts. Du kannst heut an allen Ecken angeschlagen und in einem Extrablatte der Zeitung lesen, daß die erste Nachricht eine falsche Ziffer hat: es ist die 3 statt einer 5 telegraphirt worden. 75,747 hat gewonnen.

Heiliger Jesus! rief Susette, und die Augen wurden ihr feucht. Erst komme ich durch Deinen Brief um die Freude, Dir mit dem Gewinnst einen Weg zu machen, und nun —.

Sie mußte sich setzen; doch nur ein paar Augenblicke, und sie hatte sich gefaßt, trocknete die Augen und lächelte den Geliebten mit dem Ausruf an:

Nun, meinetwegen mag auch das ganze Glück zum Kuckuk fahren: ich hab's ja doch für dich nicht nöthig!

O du Engel! lachte Peter vergnügt. Du hast mir mit deinem Loos ein Sort machen wollen, wie sich deine Baronin ausdrückt, und mußt dich nun drein ergeben —. Aber, Suschen! Eigentlich hast du ja doch in Böhmen gewonnen: statt eines böhmischen Guts — einen böhmischen Hofgärtner! Statt eines Grundbesitzes — einen mobilen Burschen.

Ach ja, und die „Treue" hat also doch und allein gewonnen! rief Susette und umarmte ihn.

Mußt dich also mit meinem Sort begnügen, Kind!

Nun ja! klagte sie. Du willst wieder alles allein thun, und ich — was kann ich Dir denn sein, Peter?

Du? Ei Du bist meine Petersilie im Hausgärtchen. Und so wahr Gott herab sieht in den englischen Hof, wohin er mir einen Engel geschickt hat, — kein Gericht der Zukunft, keine Schüssel des Lebens soll mir ohne diese Petersilie angerichtet werden!

Als das Paar aus seiner Rührung und Zärtlichkeit zu weiterer Ueberlegung kam, sprach der wackre junge Mann seine heitere Ergebung in die Glückstäuschung aus. — Ei, sagte er, der Mann muß sein Lebensglück durch eigne Thätigkeit schaffen. Das liegt jetzt in unserer faulen Zeit, daß man nicht verdienen, sondern gewinnen, nicht arbeiten, aber genießen will.

Im Uebrigen wurde rasch das Nächste besprochen. Peter wollte ein Zimmer für Susetten im Gasthof

nehmen. — Aber nicht in euerm, sagte sie. Du mußt wissen, daß ich noch fern von dir bin, und abgeholt sein will.

Du hast Recht! erwiderte er. Also drüben im pariser Hof oder im Weidenbusch. Morgen früh stelle ich dich meinem Prinzen vor.

Dem Prinzen, Peter? —

Sie blickte und strich mit beiden Händen an ihrem Anzug hinab, indem sie flüsterte:

Ist das auch gut genug für — Petersilie?

Peter nickte lachend, und fuhr fort:

Ich nehme dann Urlaub und bringe dich nach Mainz zu meiner — zu unserer Mutter.

Ach ja, das ist herrlich, Peter! Dort besprechen wir das Weitere. Nun aber mußt du zu deinem Prinzen, und ich will sehen, wie sich die Reisegefährten in's böhmische Glück theilen.

Peter begleitete sie nach dem pariser Hof, wo er mit ihrer Reisetasche ein Zimmer belegte.

Inzwischen war unsere Gesellschaft aus dem Bahnhofe nach dem Allerheiligenthor und durch die Allerheiligengasse gewandelt, erstaunt über das Drängen und Treiben in der Handelsstadt.

Der Praktikant, vernachlässigt wie er sich sah, schloß sich vorausgehend an den alten Forstlaufer an, der,

wie er jetzt wußte, das Loos in der Tasche hatte. Wilhelmi traute ihm nicht, und rief den Alten an:

Remmert, die neue Hose nicht zu vergessen!

Richtig! versetzte dieser und kehrte zu den andern zurück. —

Der Gasthof hatte sein Schild in letzter Zeit verändert und hieß jetzt: Europäischer Hof. — — Der Wind hat sich gedreht, erklärte der befragte Gastwirth mit schalkhaftem Ernst, und da hab' ich meine Mühle abgebrochen. Das Parlament hat den Wind.

Das ist ein bedeutsames Ereigniß! meinte der Advokat. Da nebenan, auf dem Brunnen steht nämlich noch die schwarze Figur des römischen Königs. Wenn aber nun das Parlament den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählt, so hat's der besser, als der alte Fritz: er hat mit keiner Windmühle mehr zu schaffen.

Auch über Hambach war durch das bewegte Leben eine eigne Jovialität gekommen. Er fragte nach richtigem Hochheimer und bestellte gleich drei Flaschen zu einer guten Collation. — Es muß 'was darauf gehen! rief er. Es muß mit Hochheimer dem Glück ein Hoch gebracht werden. Das Uebrige findet sich schon.

Eigentlich traute er dem guten Ausgang mit Susetten nicht mehr, und dachte, sich durch eine große

Auslagenrechnung und den Mitgenuß des Besten einigermaaßen schadlos zu halten.

Nach eingenommener Erfrischung, bei der man dem Praktikanten kein Glas angeboten hatte, sollte es zum Bankier gehen. Hambach und Remmert hatten einen Spitz. Als sie sich der Fahrgassenecke näherten, da, wo man sich links nach Rothschilds Haus wendet, erblickte Remmert ausgehängte Kleider. — Hier gibt's Hosen! rief er, in die Hände klatschend, und trat ohne weiteres in den Laden. Sein bescheidener Geschmack fiel auf ein Dunkel gewürfeltes Beinkleid aus baumwollenem Stoffe, das um wenige Gulden angeboten wurde.

Hambach in seinem milden Rausche, zog alsbald den Beutel, was dem Advokaten ganz recht war. Lachend rief Wilhelmi:

Nachbar Hambach, Euch passirt 'was!

Warum das, Advokat? fragte er.

Ihr ändert Eure Natur und fallt in's Freigebigkeitsfieber.

Ei was! versetzte jener. Hab' ich nicht gesagt, daß ich auch generös sein kann, wenn 'was dabei heraus kommt?

In diesem Augenblicke stürzte der Praktikant, etwas blaß, in den Laden, und nahm den Advokaten mit

unerwarteter Vertraulichkeit am Arm mit sich auf die Straße.

Er hatte sich, das Ladengeschäft abwartend, an die nächste Ecke getrieben und die Anschläge gelesen. Stillschweigend wies er hier auf die Bekanntmachung wegen des vorgefallenen Irrthums in Betreff der Glücks-Nummer.

Auch der Anwalt hatte Mühe, sich zu fassen, und murrte unverständliche Worte vor sich hin. Er mußte sich gestehen, daß hier mit Advokatensprüngen nichts zu machen war.

Lassen Sie uns gehen! sprach jetzt der kleinlaute Praktikant. Die Mädchen kommen vom Laden her. Ich kann diese unglückliche Wendung der guten Dorthe nicht mittheilen, — nein, mein Herz vermag es nicht! Thun Sie's für mich, Herr Collega! Ich bin niedergeschmettert von Theilnahme, und gehe, einen Bekannten beim Parlament aufzusuchen, der mir etwas Geld —. Er wollte sich um die Ecke stehlen, aber Wilhelmi faßte ihn am Arm und sagte:

Hören Sie erst! Ich hatte die vertrauliche Absicht, Ihnen wegen des uns durch den Volksrath gespielten Streiches bei schicklicher Gelegenheit eine Ohrfeige zu spendiren. Nun haben Sie an der Ecke eben einen Schlag erhalten, der Sie gegenüber der jetzt sogenann-

ten „Dorthe“ zum niederträchtigen Schurken stempelt, und ich schone meine Hand. Gehen Sie!

Er stieß ihn in die Straße und wendete sich gegen die Herankommenden. Er theilte ihnen den Inhalt der Bekanntmachung mit und führte sie in den Gasthof zu einer Berathung zurück. —

Hier erfuhren sie vom Wirthe, daß wirklich ein Courier gestern die richtige Nummer überbracht habe. Der Gewinn sei einem Frankfurter Hause zugefallen, das die Besitzung in Böhmen antreten wolle und bereits einen Bevollmächtigten abgeschickt habe.

Aus der allgemeinen Niedergeschlagenheit kam Hambach zuerst zur Besinnung; indem er unter bewandten Umständen den Ersatz seiner Auslagen und Versäumniß zur Sprache brachte. — Der Advokat verlachte ihn aber, und erinnerte ihn an die schriftliche Uebereinkunft, wornach er die Hin- und Herreise vorbehaltlich der Erstattung aus dem Gewinn zu bestreiten übernommen hatte. Der Irrthum in der Nummer, sagte er, ist ein Zufall, und da heißt es: casum sentit dominus, — Unglück trägt der Hirschwirth.

Er rief zugleich den Wirth herbei und erklärte ihm, daß Herr Hambach für die Kosten der Gesellschaft gut sei.

Remmert saß wie verwirrt da, gestützt auf die beiden Elbogen. Er hielt fortwährend das Loos in

der Faust, das erst so schwer, und nun wie ein ausgeblasenes Ei war. Er schien in ein Mährchen von einem in Kohle verwandelten Diamant verzaubert. Die Erwartung solchen Reichthums mit dem Opfer eines Bartes, — die plötzliche Enttäuschung mit dem Vortheil einer neuen Hose verknüpft, bannte seine schwerfälligen Gedanken in wundersame Widersprüche.

Dazwischen fragte Dorette wiederholt nach Herrn Hertwig. Der Advokat berichtete in seinem eignen Verdruß schonungslos, was ihm der Entwichne aufgetragen, der guten „Dorthe" zu sagen. — Sehen Sie, sprach er, wie schnell er beim unglücklichen Umschlag einer Nummer von den schönen, raschen Errungenschaften der Dora, der Dorette und Doris zur alten Dorthe zurückgegangen ist. Da haben wir die Reaktion in ihrer alten Herrlichkeit!

Bei dieser Nachricht erhob sich Doctor Schnegel und sprach zur schweigsam-betrübten Katharine:

Liebe Freundin, lassen Sie uns einen kleinen Wandel in die Stadt thun! Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen.

Auf der Straße bot er ihr mit steifer Artigkeit den Arm, und fuhr in etwas schulmeisterlichem Tone fort:

Sie sind mir in den unvergeßlichen Stunden unserer kurzen Bekanntschaft so achtbar, schätzenswerth und lieb geworden, daß — wenn sich ebenso meine Wenigkeit

in einigermaßen erklecklichem Grad Ihres Vertrauens erfreuen dürfte, ich Ihnen statt des verlornen Looses das freilich viel bescheidnere meines kleinen Schulhauses nebst Gärtchens anbieten würde mit dem Wunsche, unser beiderseitiges Lebensglück auf Nummer Herz zu setzen und auf einer Rabatte treuen Fleißes anzupflanzen.

O Sie edler, treuherziger Mann! flüsterte Katharine und drückte ihr Tuch an die Augen.

Und wollten Sie mir zu diesem höchsten Lob auch ein Zeichen Ihres zustimmenden Herzens —?

Schon drückte sie ihm die Hand mit: Geliebter Eduard! und schlug die glänzenden Augen zu ihm auf.

Ich danke Ihnen aus vollem Herzen, sagte er erröthend; den innigsten Kuß behalten wir uns auf sympathetischere Umstände vor, als dies brausende Straßentreiben ist, das uns umfluthet.

Eben stießen sie auf Susette. Ihr wißt wohl schon das Mißgeschick unseres Looses? fragte sie.

Ja, antwortete Katharine frisch. Hier aber ist eine bessere Nummer, die ich gezogen.

Sie stellte ihren Verlobten vor.

Beide Bräute umarmten sich. Susette lud das Paar in den pariser Hof ein, wo es auch ihren Peter finden sollte. Dann wandelten sie zurück nach

dem Europäischen Hof, um sich dem Onkel vorzustellen.

Eduard wurde gebeten und versprach Dortchen seine Heimbegleitung anzubieten, damit sie sich gleich weniger verlassen fühle.

Eben verließ Hambach den Gasthof. Er hatte den Wirth für das bis jetzt Genossene der Gesellschaft abgefunden und eilte nach der Eisenbahn, um mit dem Abendzuge nach der Stadt — und mit dem nächtlichen Postwagen nach Neuenzell zurück zu kehren. Er hatte berechnet, daß er wenigstens die Kosten des Uebernachtens und der Rückfahrt für die vier Personen erspare, wenn er ihnen entschlüpfte.

Simon Schwarzschild war der Erste aus der Nachbarschaft, der ihn am Morgen seiner Ankunft in Neuenzell begrüßte. Er hatte das Mißgeschick seiner Collekte-Nummer bereits aus der Zeitung ersehen, und sich durch die Schadenfreude gegen Hambach über seine verlorne Provision beruhigt.

Willkommen, Nachbar! rief er ihm zu. Ihr kommt von Frankfurt und dem Parlament: Gott, was stehen uns für Zeiten bevor!

Was denn? Warum denn? fragte Hambach verdrießlich.

Warum? Ihr fragt auch noch warum? rief Simon. Hat das nichts zu bedeuten, wenn der Hirschwirth einen Bock geschossen hat? Aber nicht wahr, Ihr bringt Euerm Lorenz das Gestänge, das Hirschgeweih mit, und bezahlt das Schußgeld?

IV.

Die

letzte Stunde eines Börsenmannes.

Sobald der Regen ein wenig nachließ, der nebelartig herab rieselte, eilte ich dem langgestreckten Laubgang im prinzlichen Schloßgarten zu, wo man unter hochgewölbter Decke, zwischen dichten Rankenwänden wandeln, ruhen und auf den See hinausblicken kann. Dieser liegt zwar heute früh gar trübselig da, — grau und grün gestreift, und die herrlichen Bergzüge verstecken sich bis auf den Fuß herab unter ziehenden Nebelwolken: doch läßt man sich bei solcher Witterung wenigstens Luft und Bewegung gefallen, bis man auch wieder bei Sonnenschein lieblichen Schatten, Blumenduft und paradiesischen Ausblick dazu bekommt.

Eine einzige Frau hatte sich hier eingefunden, und saß, ein paar spielende Kinder überwachend, auf einer der grünen Ruhebänke. Ich kannte sie aus dem Gasthofe, wo wir uns von verschiedenen Gebäuden her auf verbindender Gallerie unter überhangendem Schweizerdach täglich begegneten. Ich kannte sie als eine sinnige

Frau von einfacher Herzensbildung und wohlwollender Lebensauffassung.

Die Wohlthat des Gartens, deren wir eben Beide froh waren, führte uns von der Klage über das ungünstige Wetter sogleich auf die freundliche Gunst des Fürsten, der seine Gärten dem Mitgenuß des Publikkums offen läßt. Nur eine Warnung vor dem Abbrechen der Blumen war in's erste Beet gesteckt, und an den Eingängen in den Laubgang war in drei Sprachen das Rauchen verboten, — am umständlichsten deutsch, am artigsten französisch und am kürzesten englisch, — „No smoking permitted in the arbour or the garden."

Meine Nachbarin kannte den Platz. Sie erzählte mir vom Schloß und von dessen Besitzer. Diese weitläufigen Gebäude waren einst noch ausgedehnter und ein Benediktiner-Convent gewesen, nachmals aber durch Verkauf in Privathände und in den Besitz des verstorbenen Königs Max gekommen, dessen zweiter Sohn es dann ererbt hatte und im Sommer zu bewohnen pflegte. Zwei Töchter und Schwiegersöhne mit ihren Kindern waren eben zum Besuch anwesend. — „Eine Freude für den alten Herrn", setzte sie hinzu, „die leider durch Kummer und Sorge um das organische Halsleiden einer der Enkelinnen, eines begabten Kindes, nicht ungetrübt ist; wie denn auch solche hochgestellte und vom

Glück begünstigte Familien gleich anderen von Leiden und Sorgen heimgesucht werden."

„Es wäre auch zu viel verlangt, liebe Frau", sagte ich, „wenn dieselben zu den Vortheilen, die ihnen der Staat und die Gesellschaft gewähren, auch noch von den Gesetzen der menschlichen Natur begünstigt sein wollten."

„Gewiß!" antwortete sie. „Und unser Prinz hat dabei den Vorzug eines edeln Herzens bei großem Reichthum, so daß er durch Wohlthätigkeit und Schaffen sich über häusliche Sorgen erheben kann. — Aber welch' ein betrübter Anblick ist es, wenn Reichthum, — diese schöne Macht des Glücks — seinen Besitzer an Geist und Herzen verschlingt, — ich will sagen, jede menschliche Theilnahme, jede edle Empfindung, ja selbst jeden höhern Gedanken aufzehrt, wie ich es jüngst in einer angesehenen Familie auf entsetzliche Weise erlebt habe."

Die gesprächige Frau sah mich dabei wie fragend an. Ich wußte schon, wie gern sie sich mittheilte, und als ich ihr daher aufmunternd zunickte, erzählte sie mir folgende Geschichte.

„Lassen Sie mich Ihnen mit dem Namen Andreas Aldringer einen Mann bezeichnen, der ein ererbtes Kapital erst durch angestrengte Thätigkeit im Waarengeschäft, dann durch verständige Unternehmungen in's Weite, zuletzt durch glückliche Wagnisse in Wech-

sel- und Börsengeschäften zu wachsendem Reichthum gesteigert hatte. Mein seliger Vater, dem ich so viel verdanke, was sich nicht in Geld anschlagen läßt, pflegte zu sagen, was den Menschen früh und anhaltend beschäftige, befriedige und in seiner Weise beglücke, werde zuletzt sein Gott und sein Himmelreich."

„Sehr wahr!" unterbrach ich sie. „Geht es nicht einer jüngern Schule unserer Naturforscher neuerdings ebenso? Der Stoff der Sinnenwelt, in den sie sich mit rühmlichem Eifer und mit mehr Scharfsinn als Tiefsinn versenken, wird ihnen, um der Offenbarungen willen, die sie ihm abringen, zum Gott, so daß sie im Stoffwechsel das ewige Leben erkennen und damit ihre Seligkeit abschließen. Aber fahren Sie fort."

„Nun ja! Aehnlich erging es unserm Herrn Aldringer. Sein Herz war — ganz biblisch — bei seinem Schatz. Er hätte bald für nichts mehr Sinn und kaum noch für irgend etwas Anderes einen Gedanken, als für Geld und Werthpapiere. Seine Seele setzte sich nur in Bewegung für Eisenbahn-Unternehmungen, für Wechselcourse und für das Steigen und Fallen der Staatspapiere.

„Mit einem so gestimmten und erfüllten Herzen hatte er bald nach Eröffnung seines Geschäftes sich um die Zuneigung oder doch um die Hand einer sehr vermögenden Waise beworben, die unterm Druck eines

hypochondrischen Vormundes lebte, und mit demselben frommen und beschränkten Sinn, womit sie diesen ertrug, sich den jungen Freier gefallen ließ.

„Therese war Katholikin wie ihr Mann. Sie gebar ihm die beiden Söhne, die nun erwachsen und Besitzer des großen Geschäftes sind. Aber beide Eheleute kamen immer weiter auseinander, wie es nicht anders sein konnte, wenn das Eine ebenso ausschließend die Erde, als das Andere den Himmel sucht. Die stille Frau kam früher als ihr Mann zum Ziele: sie starb.

„Nun heirathete Aldringer, aus dem Gesichtspunkt ein Haus zu machen, ein jüngeres Fräulein von guter Familie und gesellschaftlicher Bildung, — eine Protestantin, von der er sich mehr Verkehr mit der vornehmen Welt, als mit den Kirchen versprach, und mehr von Soiréen als von Betstunden zu hören dachte."

„Durch meinen Mann, der als Architekt von Ruf mancherlei für Herrn Aldringer zu bauen hatte, kam ich in Bekanntschaft mit der jungen, liebenswürdigen Frau, ja wir wurden Freundinnen, was man weltläufig, ohne tiefere Bedeutung des Wortes so zu nennen pflegt. Ein inniges Verhältniß mit ihrem Manne bestand eben nicht, so daß sie sich um so mehr zu einer Freundin gedrängt fühlte. Albertine war wie ohne Vermögen, so auch ohne äußere Reize. Was sie an graziöser Lebhafigkeit und artigen Manieren für die

gute Gesellschaft besaß, nahm ihr Mann auf guten Kredit ihrer Bewunderer gläubig an, und that stolz damit. Sie selbst gefiel sich in den breiten Verhältnissen des Hauses Aldringer, und suchte in dem, was sie sich und Andern Angenehmes bereiten konnte, einen Ersatz für alles, was dem Chef dieses Hauses abging.

„Ich kam damals viel in das glänzende Haus — an Prunkabenden und in vertraulichen Stunden. Ich ging nicht ungern hin, und konnte hier an dem Reichthum, aus dem mein Mann so manches baute, mich selbst erbauen. Da es nämlich ein Reichthum ohne inneres Glück war, so kehrte ich niemals in unsere heitere kleine Wohnung zurück, ohne auf's neue die Seligkeit zu empfinden, die hier zwischen unsern einfachen Wänden webte, wo uns das fehlende Gold durch unsere Liebe, die Staatspapiere durch gute Bücher und Musikalien, die Geldwechsel durch Verkehr mit edelen Freunden, und die Kapitalzinsen durch das Interesse an allem Wahren, Schönen und Guten im Leben ersetzt wurden.

„Aber noch ein — vielleicht weniger egoistisches Interesse fesselte mich an das Aldringer'sche Haus — ein schönes und holdseliges Wesen, das wie eine fremde, höhere Erscheinung diesem gewöhnlichen, mitunter niedrigen Lebenskreis angehörte.

„Meine Freundin Albertine war nämlich die ersten

zwei Jahre ihrer Ehe mit dem Geldmanne ohne Kinder geblieben, und hatte beim Tod ihrer Mutter eine jüngere Schwester zu sich genommen. Bertha war ein schönes, zartes, wie gesagt holdseliges Geschöpf, das durch seine körperliche Anmuth und sein loderndes, schwärmerisches Herz alles für sich einnahm. Eine zarte Neigung, ein inniges Einverständniß mit einem ausgezeichneten jungen Künstler gab ihrer Erscheinung, ihrem Benehmen noch einen mysteriösen Duft, — den Zauber einer in sich selbst befriedigten Heiterkeit und liebreichen Hingebung. Selbst unser Börsenmann konnte diesem Zauber nicht widerstehen, so täppisch und lächerlich zugleich auch die zärtliche Zuthätigkeit sich anließ, womit dieser vom Erdgeist eingenommene und besessene Mann einem solchen ätherischen Wesen huldigte und kleine Opfer darbrachte.

„Zuerst — ich muß es gestehen — war mir bange bei dieser Aufmerksamkeit, die zum erstenmal sich selbst zu vergessen schien, — bange um das unbefangene und zugleich abhängige liebe Kind. Ich war aufmerksamer, ich beeiferte mich über meinen Liebling zu wachen. Doch ich überzeugte mich bald, daß es mit solcher ungewöhnlichen Gunst nicht so schlimm gemeint war, als ich gefürchtet hatte, und daß nur die Miene und Geberde einer ungewohnten Empfindung sich ungeschickt und roh ausnahm. Ich ward nun vielmehr dem Manne etwas

gewogener dafür, daß er noch einen Sinn für eine himmlische Erscheinung hatte, daß sein vom Irdischen bestricktes Herz noch eine lichtempfängliche Stelle bewahrte, von der aus er vielleicht noch erlöst werden konnte.

„Doch eine Aufgabe blieb mir noch übrig: das liebende, liebliche Wesen vor dem brutalen Reichthum des Schwagers und dem verlockenden Geschmack der Schwester in seiner anspruchlosen Einfalt und idealen Schwebe zu erhalten.

„Albertine, meine reich gewordene Freundin, war allerdings nicht ohne edeln und höhern Sinn in das geldmächtige Haus gekommen; aber ihr Wohlgefallen am Aeußern und die Beschäftigung mit dem Oberflächlichen, die ihr der gesellschaftliche Verkehr auferlegte, nahmen in dem Maße zu, als die Macht, die sie über den Gatten gewann, ihr die Mittel vermehrte, mit denen sie nicht bloß ihre Freude am Aufwand, sondern auch ihrer Neigung, Andern Freude zu machen oder wohl zu thun, befriedigen konnte. Selbst diese Neigung und der ihr angeborene Trieb der Wohlthätigkeit, je leichter die heitere Frau beiden nachgeben konnte, schienen sich nur desto mehr in's Aeußerliche, Nichtige zu verlaufen, und das üppige Blätterwerk der Herzensgüte drohte rückwirkend die heilsame Wurzel selbst zu verderben. Mußte ich mithin nicht suchen, meinen Liebling mit

seiner sanften Schwärmerei für das Ideale gegen den Einfluß zu schützen, den der Reichthum des Hausherrn und der Gebrauch, den die Hausfrau davon machte, so leicht auf ein junges Herz zum Verderbniß seiner Zukunft hätten ausüben können? Bertha sollte mir nicht vergessen, daß es die Zukunft eines Künstlers war, die sie zu bewirthschaften hatte.

So gingen Jahre vorüber, in denen das Geld die einander so fremden Herzen beider Eheleute mehr und mehr vereint hatte, so daß Albertine nun auch ihrem Manne drei Kinder schenkte, die eben sechs bis neun Jahre alt geworden waren, als ihr Vater von einem heftigen Typhus ergriffen wurde.

Die Sache nahm sehr schnell ein ernstes Ansehen. Meine Freundin, in solchen Begegnissen unerfahren, nicht geduldig genug zum Ueberlegen und gewohnt selbst in leichteren Anliegen sich an mich zu lehnen, ließ mich rufen. Ich hatte zu überlegen, ob ich bei den Pflichten für die Meinigen mich in den Ansteckungskreis eines so gefährlichen Fiebers wagen dürfe. Mein Mann rieth mir nicht ab: er wußte, daß ich in solchen Lagen resolut und nicht apprehensiv war. Ich eilte also dahin, wo ich so oft auch fröhlicheren Einladungen gefolgt war. Albertine warf sich an meine Brust und ich richtete sie auf.

„Der Kranke lag in hefitgem Fieberwahnsinn. Der

Arzt war da und der Geistliche kam bald. Jener konnte noch mit seinen Medicamenten dem stürmischen Körper beikommen; diesem aber mit seinen Sacramenten entzog sich die irrredende Seele. Beide thaten, was sie vermochten. Als sie fort waren, und die Aufmerksamkeit der beiden erwachsenen, dem Geschäft associirten Söhne sich ausschließend auf den unruhigen Vater richtete, nahm ihr Bedenken und ihre eigene Unruhe noch mehr zu. Es entging mir nicht, daß der Inhalt des Irredens beiden nicht weniger Sorge machte, als das Delirium selbst. Denn der Fiebernde sprach unaufhörlich von nichts Anderem, als womit freilich seine Seele sich das bisherige Leben lang ausschließend beschäftigt hatte, — von Goldstücken, die nicht vollwichtig, von Aktien, die im Fallen, von Coupons, die fällig wären. Er schrie nach der Goldwage, nach dem Börsenblatte; er bezeichnete die zu verkaufenden Papiere, berechnete, was und wieviel angekauft werden sollte. Er machte mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand die Bewegung einer Scheere, und einer der beiden Krankenwärter, ein hämischer Mensch, warf ihm Papierschnitzel auf die Decke, die er wie Zinsabschnitte hinter einander steckte, — ärgerlich, zornig, fluchend, wenn er im Zusammenrechnen der Gulden und Kreuzer immer wieder irre wurde, wie er ja in seiner ganzen Existenz irre war.

„Mich überlief's ein und das andremal eiskalt.

„Inzwischen waren auch die kleinen Mädchen ihrer Erzieherin entlaufen und, die Mutter aufsuchend, in's Zimmer gekommen. Sie starrten erst ängstlich, bald aber lachend den närrischen Vater an. Die Mutter, meine Freundin Albertine, achtete der Kinder nicht. Ihre gespannte Aufmerksamkeit war auf die beiden Stiefsöhne gerichtet, die mit unruhigen Mienen eine heimliche Angelegenheit verhandelten. Der Fieberwahnsinn beunruhigte mit seinem Gegenstande ihren Geschäftsverstand, und die unmündigen Halbgeschwister, die verwöhnten Mädchen, die jetzt unartig an's Bett schlichen, an der Decke zupften und kichernd wieder fortliefen, fielen mit ihrer Ausgelassenheit in die Ueberlegung der Stiefbrüder, — nicht als erziehungsbedürftige Kinder, sondern als Mitberechtigte an der Hinterlassenschaft des Sterbenden, um derentwillen das Gericht sofort einschreiten werde. Vergebens stieß ich meine Freundin an, den Kindern zu wehren, die durch das Zunicken des tückischen Krankenwärters immer ausgelassener wurden. Albertine hatte nur Sinn für das Räthsel ihrer Stiefsöhne, und diese fühlten sich mehr und mehr gedrückt, durch das große gespannte Auge der Stiefmutter, das auf ihnen ruhte und ihre Absichten zu bedrohen schien. Nicht lang, so zogen sie Albertine in ihre Ueberlegung und entfernten sich mit ihr, ich weiß nicht zu welchem Vorhaben, nach dem nahen Comptoir.

„Ich sah mich jetzt mit den Kindern und den beiden Wärtern allein. Diese hatten nun zu wachen und zu halten genug, da der Kranke immer wieder fort und an sein Pult wollte, plötzlich aus dem Bette sprang und nur mit voller Anstrengung der beiden Männer wieder unter die Decke zu bringen war.

„Kniet nieder und betet, ihr Unarten!" gebot ich zürnend den ausgelassenen Kindern. „Euer Vater stirbt! Fühlt ihr das nicht?"

„Im ersten Augenblicke gehorchten sie mir, und ich betete ihnen laut das Vaterunser vor mit dem protestantischen Schluß: denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. — Dann aber schrieen sie und riefen „Mutter!" und ich brachte sie zu ihrer Gouvernante.

„Wie ich wieder zurück kam, schien mir der Kranke bedenklich still geworden. Ich eilte durch's nächste Zimmer nach dem Comptoir. — Hier fand ich die beiden Brüder über das große Geschäftsbuch gebeugt, der Stiefmutter vorrechnend, die von entgegengesetzter Seite auf beiden Ellbogen über den Tisch gestreckt lag. Der schwere Deckel der angeschraubten eisernen Kiste stand offen; Geldsäcke waren herausgehoben; allerlei Papiere lagen umher; man zählte und rechnete. Auch mein Mann stand dabei. Er war gekommen, nach mir zu sehen, und man hatte ihn statt eines höflichen Em-

pfanges, wozu alles zu pressirt war, als unparteilichen Zeugen in das Geschäft gezogen, über das im Allgemeinen die Brüder mit der Stiefmutter einverstanden schienen. Es galt — ich weiß nicht um welche Anordnungen oder Vorkehrungen, womit man dem nach dem Tode des Geschäftsvorstandes und Erblassers einschreitenden Gerichte zuvorkommen wollte. Ich rief ihnen zu, sie möchten doch eiligst herüberkommen, Herr Aldringer liege im Sterben.

„Wir können aber noch nicht!“ versetzte der ältere Sohn ungeduldig. — „Wir sind noch nicht fertig,“ setzte der Andere gelassen hinzu. — „Bitte, liebe Fritze, laß doch meinen guten Mann noch ein Viertelstündchen —!“ — Albertine besann sich noch, ehe sie in ihrer Eingenommenheit von dem Geschäft den eiskalten Unsinn aussprach, und erröthete.

In diesem Augenblicke trat Frau Bertha leise herein. Mein Liebling war nämlich seit einem Jahre mit ihrem bei der Academie angestellten Maler verbunden, und kam zu sehen, wie es um den Kranken stehe. Jetzt erschien sie mir noch einmal als ein Engel des Trostes ob man ihr gleich schon ansehen konnte, daß sie selbst auf einen kleinen Engel hoffte. Ich winkte ihr, und nahm sie mit in's Krankenzimmer.

„Beim Anblicke des Kranken erblaßte sie noch ein wenig mehr, als sie es schon von ihrem Zustande war.

Sie hob die kleinen Hände und faltete sie zum Beten! das Halstuch glitt von ihren Schultern, und so stand sie mit einer Anmuth da, die mich zu Thränen rührte, als ich zumal empfand, daß sie als ein Bild der Hoffnung an das Lager eines scheidenden Erdenwurms gekommen war.

„Eben geht's zu Ende mit ihm!“ rief mitleidig der ältere Wärter, als er den stillgewordenen Mann sich entfärben sah. — „Ja“, lächelte der jüngere in seinen röthlichen Bart, „Der schneidet keine Coupons mehr ab. Selbst ein Coupon für den Wechsler Tod!“ —

„Ich stürzte nun wieder hinüber und rief: „Er stirbt, er stirbt!“ —

„Um Gottes willen, wir müssen uns eilen! keuchten die Söhne.

„Aber — Albertine —?“ rief ich meiner zögernden Freundin mit einem Tone zu, worin sich alle Bitterkeit meines empörten Herzens aussprach. Mein Mann fühlte die Entrüstung mit. — „Geht zum Teufel mit eurem Mammon!“ zürnte er, raffte die umher liegenden Papiere zusammen und schmiß sie in die eiserne Kiste, griff nach den Geldsäcken, und —

„Ich hatte Albertinen an der Hand genommen, als die Brüder gegen meinen Mann Widerspruch erhoben und zog sie mit hinüber. Der Kranke lag er-

blaßt. Albertine wankte ohnmächtig; ich fing sie mit meinen Armen auf.

Im Augenblicke schlug drüben dröhnend der schwere Kistendeckel zu. Der Sterbende fuhr empor und starrte umher. Seine gläsernen Augen fielen auf die betende Bertha. Ein Strahl der Erkenntniß und Erinnerung zuckte über seine Stirne, ein Lächeln glitt über das verzogene Gesicht, und ein Blick aufwärts verrieht einen aufdämmernden Gedanken an die Ewigkeit; er hob mit Anstrengung die flehenden Hände. Bertha eilte zu ihm sie zusammen zu fügen; er zog einen tiefen Athem, und sank in die Kissen zurück.

Alle knieten wir feierlich nieder, nur Bertha blieb über dem Sterbenden gebeugt. Eine Stille war im Zimmer. Wir athmeten die hohe Luft zwischen Zeit und Ewigkeit, und als wir ängstlich aufsahen, lag auf dem Antlitze des armen Mannes das Siegel des Todes.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine bewegte Nachbarin schwieg. Sie schien von der lebhaften Erinnerung sehr erschüttert.

„Sehen Sie, liebe Frau," versetzte ich nach einer Weile, — so hatten Sie doch richtig voraus gesehen, daß die liebevolle Empfindung des armen Geldmannes für ein edles Geschöpf ihm noch zum Heil ausschlagen könnte. Er ist also doch nicht ohne die Ahnung — soll ich sagen, ohne ein Keimauge des Ewigen vom

Baume des Lebens abgefallen, so unreif er auch sonst gewesen sein mag!"

„Hoffen wir," flüsterte sie, „daß der flüchtige Augenblick der Erkenntniß, der Reue und Sehnsucht ihm drüben hoch genug angerechnet werde, wo er Rechenschaft über Vieles zu geben haben wird, — zu verantworten, wie er sein Vermögen erworben, wie er es verwendet, was er unnütz vergeudet, und was er Gutes vergessen hat. Ich fürchte, er wird ein starkes Saldo behalten."

„Diese Vorstellungen und Bilder Ihrer Kirche passen diesmal recht für einen Mann aus der Handelswelt", erwiderte ich. Aber auch mit rein vernünftiger Betrachtung bleibt im schönen Sinn Ihres Glaubens ein Mann, wie dieser, zu beklagen. Wenn wir nämlich einmal ein jenseitiges Fortleben annehmen, so können wir es uns auch nur als eine Fortsetzung des diesseitigen denken, aber nicht mit Dem, was wir hier, der Erde angehörig, zurücklassen, sondern mit Dem, was wir daraus Geistiges gewonnen haben. Wie arm und verlassen, hülf- und trostlos muß sich nun dort ein Geist finden, der Das entbehrt, was ihn hier einzig erfüllt hat, und dem nun eben Das fehlt, was dort allein gilt, und was er sich mit jenem hätte einwechseln sollen. Versäumt ja schon kein verständiger Mensch, sich vor einer Reise bloß in fremdes Land mit dort giltigen

Wechseln zu versehen: wie viel mehr vor einer so lange drohenden Ueberfahrt hinüber. Und man weiß ja, was dort Cours hat! — Doch davon läßt sich nicht reden, und man muß einem jeden seine eigenen Gedanken oder Phantasien darüber lassen. Sagen Sie mir lieber noch, was aus der Familie geworden ist."

„Ei nun — sie hadern jetzt um Das, was der Hingegangene zurückgelassen hat, und verhädern es. Die Söhne der ersten Ehe und die Muter der zweiten Kinder liegen vor Gericht. Die beiderseitigen Advokaten finden bei dem großen Vermögen, um dessen Theilung es sich handelt, ihre Rechnung hinter den Kniffen und Ränken, die sie ihren Parteien anrathen, und womit sie dieselben gegen einander aufhetzen und immer wieder erbittern. Eine Göttin der Vergeltung waltet in den Verlusten, die beide Theile dabei an den Summen und Werthschaften erleiden, über die sie in der Sterbestunde des Vaters und des Gatten ihrer heiligsten Pflichten vergaßen. Mein Mann und ich sind mit ihnen zerfallen: desto inniger stehen wir noch mit der liebenswürdigen Frau Bertha, der ich ihr erstes Kind aus der Taufe gehoben." —

Die Schloßuhr schlug eben mit ihren schweren, langsamen Schlägen zwölf. Die Erzählende erhob sich und rief ihre Kinder herbei. Ich begleitete sie durch den

Laubgang. Das Gewölk hatte sich gehoben; die Gebirgsgipfel lagen frei, die Sonne brach hervor. Der See schimmerte in seinem schönsten Blau, und ein weißer Kahn mit Flügelrudern brachte eben die Freunde herüber, die wir zu Mittag erwarteten.

V.

Zwei Mecklenburger.

Der Regierungspräsident, Graf Blentingk, gab einen großen Ball. Die Gesellschaft war eher zahlreich, als ausgesucht, eher geschmückt, als geschmackvoll zu nennen. Aber aller Aufwand von Staat der Damen, von Artigkeit der Herren wollte anfangs nicht verfangen. Ein einzig Paar zog die Aufmerksamkeit auf sich, obgleich, wie es schien, mehr zur Störung, als zur Befriedigung der zahlreichen Gäste. Was dem Paare so viel Ansehen verlieh, war nicht etwa die hohe Stellung der Verlobten: der Bräutigam galt bloß als unadlicher Rittmeister, die Braut wog nur als Kaufmannstochter. Bürgerlich war der größere Theil der Gesellschaft in dieser Beamten- und Garnisonsstadt. Allerdings stach die Braut als jüngste und anziehendste Schönheit hervor; so daß neben ihr auch der Bräutigam mehr auffiel, — als viel älter und etwas abgelebt, dem man es ansah, daß er keck, und gewandt, dem Leben schon manche Beute abgejagt hatte. Doch dies alles

war es nicht, was die Gesellschaft so heimlich aufregte. Die leisen Bemerkungen, die unzufriedenen Mienen, die finstern Seitenblicke sprachen eine moralische Mißbilligung aus, die den nicht Einheimischen ein Räthsel war.

Einer dieser fremden Gäste, der Dame des Hauses empfohlen, näherte sich ihr und gab sein Befremden zu erkennen. — „Was ist es mit dem verlobten Paare? fragte er. Man scheut sie offenbar. Was sitzt auf ihnen, während sie doch eingeladen sind? Ich tanzte um alles gern mit der reizenden Braut; nur fürcht' ich mich zu exponiren. Wahrhaftig, gnädige Gräfin, wie man eben den beiden Leutchen begegnet, dürfen sie sich ein ausgezeichnetes Paar nennen!"

„Die arme Clementine!" flüsterte die Gräfin, indem sie ihren Gast auf ein kleines Ecksofa einlud, in dessen Nähe zufällig für keinen Lauschenden ein Sitz war.

„Arm, gnädigste Gräfin? Bei all' dem Reichthum an Schönheit und — an Schmuck?"

„Ich rede nicht von der schönen Braut, fuhr die Hausfrau fort; diese heißt Sophie. Ich meine dies liebe gute Kind nicht, das mich heute recht dauert: ich rede von einer verlaßnen Frau, die eben alle Theilnahme meiner Gesellschaft findet, aber eine Theilnahme, um die man sie eben beklagen darf."

„Ich errathe! Es ist seine Frau: der Rittmeister hat sich scheiden lassen, und —."

„Das nicht! unterbrach ihn die Gräfin. Clementine war nur — seine Freundin, seine Vertraute. Aber die arge Welt hält ihn für den Vater des liebenswürdigen Kindes, das Clementine hat.“

„Das ist interessant!“ rief der junge Mann, der sich in leichtfertiger, witzelnden Weise gefiel.

Die Gräfin, mit lebhaften Augen die Gesellschaft überwachend, fuhr fort:

„Der Rittmeister war mehrere Jahre Hausfreund des Geheimrathes Ildefons. Der zufriedne Gatte vernahm erst spät zwischen seinen Akten ein Echo der Stadtgespräche, aber ein so deutliches, daß er den Rittmeister zur Rede setzte.“

„Ei wie artig, gnädige Frau, daß er ihn auch noch setzte!“ Ich hätte ihn hinausgeworfen, oder er hätte sich mir an einem dritten Orte, — stellen müssen!

Lassen wir die Wortspiele! fuhr die Gräfin fort. Es gab eine Scene, in Folge deren der Rittmeister das Haus nicht mehr besuchte. Die Stadt wußte damals wortgenau, was gesprochen und haarklein, was geschehen war. Es ist nun vergessen. Aber mit dem guten Vernehmen zwischen beiden Männern war auch das Einverständniß der Gatten abgebrochen; Clementine entbehrte den Umgang des Freundes, und ließ es sich mit jedem Tage leidiger werden, es bei ihrem Gemahl auszuhalten.“

Sehr natürlich! lachte der Fremde. Die albernen Männer wollen es nicht begreifen, wie viel sie durch einen Hausfreund erträglicher in den Augen der Gattin werden."

Die Gräfin verwies ihm und verbat sich solche frivole Aeußerungen; worauf sie in der Erzählung fortfuhr:

Auch den Geheimrath drückte das Aergerniß. Er brachte es dahin, daß er versetzt wurde, und da das Paar als Katholiken nicht geschieden werden konnte, kamen sie, wie man glaubt, über eine freiwillige Trennung überein. Wenigstens zog Clementine nicht gleich mit ihrem Manne fort, sondern nahm mit ihrem Töchterchen eine Wohnung dem Rittmeister gegenüber und führte mit ihm eine gemeinschaftliche Wirthschaft über die etwas einsame Straße. Ein so unverhohlner Umgang konnte sich nicht lang im Gespräch der Societät halten. Man läßt am Ende auch den Scandal gelten, um ihn nur fallen zu lassen. Wäre es doch dabei geblieben! Aber da sehen Sie ja, Baron, was leider! gerade unter unsern Spiegeln vorgehen muß."

„Aber, ich weiß noch immer nicht, was es ist", lachte der Baron.

„Was es ist? Nichts weiter, wenn Sie wollen, als daß eben jenes unstatthafte Verhältniß gelöst und ein erlaubtes angeknüpft ist. Der Rittmeister hat seine

Wohnung verlassen, um ein junges, schönes und reiches Mädchen zu heirathen. Die Stadt aber sieht es anders an: er habe eine um ihn unglückliche Frau geopfert, ein Kind, das nur seinen Namen nicht führt, aufgegeben, heißt es. Sehen Sie, lieber Baron, — so verwirren sich die Lagen der moralischen Welt! Hier wird nun Treue und Beharrlichkeit beim Unerlaubten über das in der äußern Erscheinung Rechte und Erlaubte geltend gemacht, weil diesem eben die innere Wahrheit und Rechtschaffenheit abgeht. — — Mein Gott! dort hat sich Sopie in den Sessel geworfen und der Bräutigam ist um sie bemüht! Sie scheint unwohl. Ich muß doch sehen — —."

Die Gräfin wollte eben dahin eilen, als sie das Paar aufstehen und in die Fensternische treten sah. Sie kehrte zurück, indem sie dem Baron zuflüsterte:

„Ist es nicht recht fatal! Ich glaube das unbefangene Kind merkt endlich die kränkende Stimmung des Salons, ohne zu begreifen, warum man es in dem rauschenden Ballkleide so mit Tadel bewirft. Wie in aller Welt konnte auch nur diese Sophie, mit allem Anspruch die erste bürgerliche Partie der Stadt zu sein und von jungen, hübschen Söhnen der besten Familien umworben, gerade diesem von Ruf und Jahren angenagten Manne den Vorzug geben?"

„Geschmack, gnädige Frau! schmunzelte mit Selbst-

zufriedenheit der auch schon alternde Baron. Man bricht ja auch das Obst etwas später, als es am frischesten aussieht."

„Meinethalben auch wenn es morsch ist!" versetzte die unruhige Dame. Hätte die gute Sophie nur diesen Geschmack nicht in unserem Hause gefaßt, an unsern musikalischen Abenden, wo sie den Rittmeister kennen lernte. Wer hätte aber auch so 'was Unangenehmes heut erwartet! Ich dachte vielmehr, das auffallende Paar würde gerade auf einem zahlreichen Balle noch am unbemerktesten mit unterlaufen. Ich dachte sie unter der Menge zu verstecken. Denn wie wir mit der Familie der Braut stehen, mußten wir sie einmal einladen."

„Ihr Banquier, gnädige —?"

„Nein, versetzte sie kurz. Sophiens Eltern leben nicht mehr. Sie ist bei Onkel und Tante, — Leuten ohne Welt, aber reich und rechtschaffen, und die ganz in den Händen der Geistlichkeit sind. Die Pfaffen haben diese Partie in ihrem Interesse gefunden."

„Ha! So wird man also diesen Herrn besondern Dank schuldig! rief der Fremde mit spöttischem Lächeln aus. Lassen sie uns doch an der Moral eine frische Zuthat der Geselligkeit gewinnen! In der That, die sociale Welt fing an so glatt und gescheidt zu werden, daß dem guten Ton, der nobeln Medisance wenig übrig

blieb. Ist es da nicht dankenswerth, wenn in diesem abgetriebenen Revier der Societät auf einmal moralisches Hochwild erscheint? Freilich, etwas waidmännisch treibt man es hier. Geist und Witz von früher küßten doch noch die Hand und beleckten ihre Beute. Das moralische Urtheil aber stößt von sich, was es verwirft. Da haben Sie das richtige Wort, meine Gnädige: *verwirft*, — wirft weg! Wahrlich, der moralische Unwille in Ihrem Salon ist im besten Anlaufe, die Verlobten zur Thüre hinaus zu werfen, beide auf einmal, durch die Flügelthüre. So würde allerdings die verwünschte *Verbindung* am nachdrücklichsten durch den Wundarzt hintertrieben, der die gebrochnen Beine zu *verbinden* bekäme.

Die Gräfin überhörte diesen gesuchten Witz; denn sie sah den Rittmeister mit seiner Braut lebhaft herankommen, von einem Diener begleitet, der ihnen die Mäntel nachtrug. Sie eilte dem Paar mit angenommenem Befremden entgegen. — „Was? rief sie. Sie brechen schon auf. Sind Sie unwohl, liebste Sophie?"

Sie umarmte die blasse, bebende Braut, die mit einem halblauten — „Nein, nicht gerade unwohl!" — antwortete.

„Nicht? versetzte die Hausfrau. Dann Herr Rittmeister kann ich Ihnen nicht vergeben, daß Sie so früh

fort wollen. Wissen Sie, daß Sie uns den Abend stören?"

Dies übereilte Wort nahm der Rittmeister eben so rasch auf, indem er mit verhaltnem Grimm erwiderte:

„Das ist es eben: wir stören, meine Gnädige. Gerade darum gehen wir. Man verschwendet alle Aufmerksamkeit an uns allein. Es ist Zeit, daß wir uns entfernen und Ihren übrigen Gästen auch etwas gönnen. Die Verschwendung so feiner Manieren setzt allen Aufwand von Spitzen, Tüll und Seide im Schatten."

Lieber Anton!" flehte die ängstliche Braut den Zürnenden an, dessen Stimme bebte, dessen Blicke wild umher schossen.

Sophie verabschiedete sich mit einer wehmüthigen Umarmung; der Rittmeister neigte sich auf die Hand der Gräfin, über die er statt des Kusses ein so verletzendes Wort hauchte, daß selbst diese so weltgewandte Frau für einige Augenblicke die Fassung verlor.

Diese plötzliche Entfernung des Paares ließ doch einigen Eindruck in der Gesellschaft zurück. Man erkannte, daß die Kränkung, die nur dem Rittmeister gelten sollte, doch auch die liebenswürdige Sophie mit getroffen hatte. Die Tanzlustigen zwar setzten sich mit leichten Sprüngen sehr bald über allen Vorwurf hin-

aus; in einem Nebenzimmer saß aber, bei guten Erfrischungen, ein kleiner Kreis gebildeter Männer, die ihre Mißbilligung des Vorfalles laut werden ließen, und zuletzt auch das Räthsel, wie ein so liebes und unschuldiges Mädchen gerade für solch' einen Mann eine Neigung habe fassen können, mit Verstand und Menschenkenntniß besprachen. Manches Geistreiche war darüber vorgebracht worden, als der Arzt des Hauses das Wort nahm.

„Ich gebe, von meinem Standpunkt betrachtet, auch die Zeit zu bedenken, in welcher der Rittmeister sich Sophien zuerst näherte, sagte er unter andern. Es war in jenem reizbaren Alter, da junge Mädchen im Kreise von Frauen, die noch keineswegs alle Ansprüche abgelegt haben, gerade für die Aufmerksamkeit gesetzter Männer empfänglicher sind, als späterhin. Denn dies ist, wohlgemerkt! das Alter, in welchem ahnungsvolle Gefühle, eine süßathmende Sehnsucht, ein unbewußtes, bängliches Schweben um das hohe Geheimniß der Liebe die knospende Weiblichkeit bewegen. Noch haben diese unberührten Seelen kein Verständniß von Dem, was anrüchigen Männern zur Last gelegt wird; oder es wirkt in seinem Dunkel auf manche Gemüther wie ein Zauber. Das Glück, das solche Männer bei den Frauen gemacht haben, umgibt sie mit einem Rufe, wie mit einem betäubenden Duft, einem Leuchten, wie

es auch dem faulen Holz eigen ist, und das in die erst halb erwachten Mädchenaugen wie ein Nimbus fällt. Die eigenthümliche Verwegenheit jener Heroen leichtfertiger Liebesabenteuer, oft für Gebildete so abstoßend, hat gerade für Erstlinge der Gesellschaft, die sich in ihrer unsäglichen Befangenheit nicht zu fassen wissen, etwas, woran sie sich halten und aufrichten können."

Man gab dieser Ansicht Beifall, und Einer der Herren bestätigte, wie sehr Oheim und Tante Sophiens, bei denen die schöne Waise lebte, über das so ungestüme als unerwartete Interesse der Nichte für einen ihnen so widerwärtigen Mann betroffen gewesen. Hätten sie sich nur nicht, wie es so oft vorkömmt, mit aller Lebhaftigkeit ihrer Mißbilligung gerade der ersten so reizbaren Vorliebe widersetzt, meinte er: vielleicht wäre die rasche Neigung wie eine Laune verdampft, oder, wie ein selbsterkannter Irrthum zu Boden gefallen. Sie bedachten eben nicht, daß die Neigungen der Mädchen, wie ihre Kätzchen, blind geboren werden. Und so tadelten sie und schmähten den Geliebten, ja sie untersagten Sophien alle Gelegenheit ihn zu sehen, und trieben dadurch das von ihnen selbst verwöhnte Mädchen zu gefährlicher Verheimlichung und stillem Trotz. Dadurch war in das Haus des Oheims, wo man bisher nur die geschäftliche und gesellschaftliche Unruhe kannte, eine innerliche, quälende Verwirrung gekommen;

zumal die eignen Töchter des Hauses sich auf die Seite der liebenden Base schlugen. Dabei blieb der kluge und keineswegs blöde Rittmeister nicht müßig, sondern begleitete seine Bewerbung mit Artigkeit gegen die Tante und mit Hochmuth gegen den Oheim. So wurden die Alten nach und nach mürbe, und gaben, um des häuslichen Friedens willen, des Rittmeisters Besuche zu. Im Stillen mochten sie auf einen glücklichen Zwischenfall hoffen, der das übertriebene Verhältniß brechen sollte.

Der Arzt war eben im Begriff, diese Mittheilung zu ergänzen und die Bemühungen der vom Rittmeister gewonnenen Geistlichkeit anzuführen; als er sich besann, daß einige der eifrigsten Freunde derselben am Tische saßen, die er nicht reizen mochte.

Inzwischen war Sophie nach Hause gekommen und fand mit ihrem empörten Herzen eine sehr unruhige Nacht. Der unerwartete Richterspruch einer Ballgesellschaft, diese stumme und darum unwiderlegliche Mißachtung drückte das kindliche Bräutchen ganz aus seiner naiven, seelenfrohen Verfassung hinaus, quälte es, regte aber auch zum Nachdenken auf. Sophie fühlte sich wie eine Schuldige behandelt, und begriff nicht, wo ihre Schuld liegen sollte.

Sie darüber aufzuklären oder vielmehr zu verwirren, fand sich ein ungeschickter Vetter ein, — ein vorlauter,

gedankenloser Mensch, Freund und Gefährte jener kaufmännischen Zierlinge oder Schläfse, die sich auf langweilige oder lächerliche Weise für Sophien interessirten. Er war ebenfalls auf dem Ball gewesen, und bis zu Ende geblieben, und machte, von seinen Kameraden gehetzt und in der angenehmen Stimmung seines Katzenjammers, einen Morgenbesuch; da er denn die niedergeschlagne Verlobte mit allem Unangenehmen unterhielt und reizte, bis er ihr denn auch von des Rittmeisters Verhältniß zu Clementinen erzählte. Dies empörte sie, wie sie nun einmal für den Rittmeister schwärmte. Erst bestritt sie den Vetter mit dem lebhaftesten Widerspruch, wobei sie immer mehr und Bedenklicheres zuhören bekam; dann machte sie in erzwungener Lustigkeit den Schwätzer und seine Freunde lächerlich, und drohte zuletzt mit des Rittmeisters Pistolen. — „Hüte nur vor andern Dein verläumderisches Maul, Franz, sagte sie, oder der Rittmeister stopft es Dir, mit einer der schweren Cigarren, die mit Pulver angesteckt werden und Dir die Nase verbrennen!"

Den Vetter Franz verdroß es, daß seine Mittheilungen bei Sophien so wenig verfangen wollten. Es fehlte ihm gänzlich an Einblick in die Bewegungen eines Mädchenherzens: sonst würde er gerade in dieser Art von überspanntem Muthwillen den bittern Kern ver heimlichter Kränkung nicht verkannt haben. Um so

roher wurden nun seine Ausfälle gegen den Rittmeister. Und wenn dabei auch mancher Ausdruck prahlerischen Muthes nur ein Belachen verdienen mochte: so fiel doch die wiederholte Drohung, daß er dem elenden Rittmeister auf Ehre! noch einen Possen spielen werde, woran er denken solle, durch Blick und Miene auf, und verrieth unverkennbar ein tückisches Herz. — — „Ja, ja, er soll an mich denken!" rief er noch einmal und eilte mit viel Selbstzufriedenheit fort. Woher auch hätte der öde Mensch eine Ahnung davon nehmen sollen, was er in der hingebenden Seele Sophiens angerichtet hatte?

Denn war schon von der Liebe und durch den Kampf mit den Verwandten das kindliche Herz des Mädchens mächtig entwickelt und gereift worden: so kamen nun die Erfahrungen vom Ball und des Vetters Mittheilungen hinzu, dies auf Gegenliebe gestützte Herz in sich selbst zurückzuziehen, und mit eigener Kraft, mit selbstständigem Muthe zu rüsten. Die Frucht der Liebe umgab sich, so zu sagen, ehe sie noch süß geworden war, mit einer stachlichen Hülle. Eine mehrtägige Abwesenheit des Rittmeisters im Dienste, ließ dem kämpfenden Gemüthe Zeit, die rechte Fassung zu gewinnen. Lebhaft empfindend, offen und zum Rechten leicht entschlossen, ging Sophie bei der nächsten traulichen Gelegenheit den Verlobten geraden Weges an

und fragte nach seiner Verbindung mit Clementinen und nach seinen früheren Verhältnissen überhaupt.

Auf diese Fragen hatte sich der Rittmeister längst vorbereitet. Sein Verkehr mit der Geheimerathsfrau war ja stadtkundig, ihr Zurückbleiben nach der Versetzung des Mannes viel besprochen worden. Sophie selbst hatte auf die kränkendste Weise erfahren, wie viel Theilnahme die Stadt einer Frau widmete, die, von ihrem Liebhaber verlassen, lebhafter bedauert wurde, als sie vielleicht früher wegen Treubruches an ihrem Gatten getadelt worden war.

Der declamatorische Ton, in welchem der Rittmeister sich gegen Sophien erklärte, entsprach gewissermaßen ihrer gespannten Stimmung, und sagte ihr eher zu, als daß er sie mißtrauisch gemacht hätte; wie denn auch ohnedies jugendliche Gemüther an rednerischem Pomp und Aufwand, besonders wenn er um ihretwillen gemacht wird, nicht leicht ein Mißfallen finden.

„Deine Fragen, Sophiechen, kommen mir nicht unerwartet," sagte er. „Vielleicht hätte ich Dir früher schon mit meinen Erklärungen oder Bekenntnissen entgegen kommen sollen. Allein, wenn man sich nicht genug thun kann, wo man den Menschen Freundliches erzeigen will: so kann man auch wieder nicht zu wenig thun, wenn man die Verächtlichkeit der Societät zur Sprache bringen muß. O ja doch! Der Himmel be-

schere diesem Gezücht nur immer Gelegenheit, ein zartes Verhältniß der Freundschaft mit dem Argwohn ihres eignen unreinen Herzens zu belasten! Wie streicheln sie die eigne begehrliche Sinnlichkeit, wenn sie mit heuchlerischer Moral sich an den falschen Voraussetzungen einer edlen Wechselneigung reiben können. Erröthe nicht, mein süßes, seraphisches Mädchen! Jene Brut ist der Rosenblüthen nicht werth, die Deine heiße Wange um sie abblättert! Höre denn weiter! Ob man also die uneigennützige Freundschaft eines Mannes für eine unglückliche Frau wirklich nicht begreift oder nicht begreifen will, mag für diesmal hingestellt sein. Eine solche Unglückliche ist aber Clementine. Du kennst ihren Mann nicht, meine theure Sophie, sonst hätte es keines Wortes bedurft, mein und ihr Verhalten zu rechtfertigen. Sie habe ihren Mann verlassen, wirft man ihr vor: ich sage Dir als Mann von Ehre, — sie hat sich vor ihm gerettet! Wie oft hatte ich ihm in seiner pedantischen quälerischen Behandlung der zarten, etwas empfindsamen Frau entgegentreten müssen und mich der leicht Gekränkten angenommen! Oder, besser gesagt: ich hatte mich seiner selbst angenommen; indem ich als rechtschaffener Freund in abzuhalten suchte, unedel und unwürdig an einer Frau zu handeln, deren freilich etwas schwärmerisches Wesen er nicht begriff. Doch das verdroß ihn und er benahm sich nur desto brutaler gegen

sie. So war ich aus einem Beschützer Clementinens ihr Schuldner geworden. Durfte ich sie verlassen, als sie bei seiner Versetzung mit seiner Zustimmung zurück blieb? War sie nun nicht ganz an meinen Beistand gewiesen? Sieh' da mein Verhältniß zu ihr."

„Aber nun hast Du sie ja doch verlassen, Moritz?" wendete Sophie naiv ein, indem sie, selbst zu rein gesinnt, um einen zur Schau gestellten Edelmuth zu bezweifeln, lebhaft hinzusetzte: „Du hättest mich zu ihr bringen sollen, so hätte sie einen rechten Halt gehabt, in ihrer Verlassenheit."

„Ich habe ihr andere Freunde zugewendet", erwiderte er verlegen. „Sie ist nicht vereinsamt. Wegbleiben aber mußte ich um ihrer selbst willen, nachdem uns einmal der Argwohn der Menschen zu Ohren gekommen war. Ich war schon zu lange unachtsam auf die bösen Zungen der Menschen gewesen. Dich zu Clementinen bringen — hätt' ich freilich gesollt. Aber wär's am Ende wohl gut gewesen? Der Dunstkreis der Verläumdung bleibt immer bedenklich für ein reines junges Herz. Ich wollte Dich lieber entfernt halten. Hast Du nicht selbst erfahren, wie ungerecht die Welt ist? Hat die Mißgunst der Gesellschaft, die doch nur mir und dem Glück meines liebenden Herzens gilt, nicht auch Dich, liebenden schuldlosen Engel mit getroffen, — auf jenem Ball? verlaß Dich drauf, mein Herz, —

ehe die giftigen Mäuler die gute Gelegenheit mich zu verläumden aufgegeben, lieber hätten sie Dich mitbegeifert.“

Schmeichelei, Betheurungen, Zärtlichkeiten suchten zu ersticken, was Sophie vielleicht noch zu fragen und einzuwenden haben mochte. Sie war freilich durch all diese Vorspiegelungen nicht beruhigt worden; doch war es kein Mißtrauen in die Versicherungen des Geliebten, was sie auf's neue niederschlug; sondern ihr Herz, das nach den Fingerzeigen des Freundes so trostlose Blicke in's Leben und in das verworrene, verwilderte Treiben der Menschen gethan, war auf's Tiefste entmuthigt. Der Rittmeister aber mißverstand dies Gefühl. Er begriff nur, daß Sophie durch Mittheilungen Anderer zu ihren Fragen angeregt sei, und vermuthete, sie möchte wohl noch irgend ein zartes Bedenken auf dem Herzen haben, für welches sie nach Worten suche. Er glaubte es zu errathen und am besten zu beseitigen, wenn er damit der Geliebten zuvorkäme. Mit etwas kurzem, gleichgiltigen Tone sagte er:

„Was mir bei meiner Entfernung von der Geheimeräthin wirklich leid thut, ist ihr allerliebstes Kind, — ein kleines Mädchen voll Anmuth und Lebhaftigkeit. Allerdings etwas zart und reizbar; was aber begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß die Mutter gerade während ihres Hoffnungsstandes von ihrem hypochondrischen

Gatten besonders viel zu leiden hatte. Wie manchmal mußte ich damals zu ihrem Schutze dem Unhold entgegen treten! Nun findet die dankbare Mutter in Mund und Blick des Kindes, wenn es sich über seine Puppe ereifert, etwas von dem Ausdrucke meines Gesichtes aus jenen, ihr freilich unvergeßlichen Auftritten. Ich sagte Dir ja, Clementine ist ein wenig Schwärmerin. Aber gerade Du würdest sie darum lieber gewinnen. Denn" — setzte er schmeichelnd hinzu — „ich weiß schon mein Mäuschen, daß Du ähnliche kleine Vorurtheile hegst, und vergesse nicht, wie andächtig Du Deinem Oheim zuhörst, wenn er über den Ausdruck des menschlichen Gesichts und über die Bedeutung des menschlichen Schädels etwas langweilig wird. Verzeih', und mach' mir kein Mäulchen! Ich bin so ungläubig nicht, und habe früher auch mancherlei über die Physiognomie und besonders auch über die oft wunderbaren Störungen des Geistes durch Kopfverletzungen und Hirnerschütterungen gelesen!"

„Laß es gut sein, lieber Moritz!" fiel Sophie ein. „Wenn ich dem Onkel in seiner aus England mitgebrachten Liebhaberei gern zuhörte: so war's oft auch aus Rücksicht für den guten lieben Mann. Glaube mir, Moritz, — ich baue mein Glück lieber auf das Herz, als auf das Hirn eines Menschen. Und da ich letzte Nacht Clementinens Lage in anderm Licht zu sehen

glaubte, als Du sie mir jetzt gezeigt: so dachte ich lang darüber nach, wie sie sich von Dir verlassen und unglücklich fühlen möchte. Ach! da empfand ich so recht aus tiefster Seele den Zustand mit, sich von einem Menschen den man liebt, vernachlässigt, verkannt oder gar betrogen zu finden. Entsetzlich, liebster Moritz!"

Der Rittmeister rückte mit einer Schwadron wohlgesattelter Betheurungen diesen Vorstellungen entgegen, die nicht ohne heimlichen Vorwurf für ihn waren. Die Unterhaltung kam seitdem noch öfter auf Clementinen: doch hielt der treulose Freund darin guten Takt, daß er von der Verlassnen nie anders, als mit lebhafter Hochachtung sprach.

Was immer auch der Rittmeister zur Beschönigung seines frühern Verkehrs mit Clementinen vorbringen mochte: soviel blieb wenigstens wahr, daß er jetzt die trostlose Freundin auf alle Weise vermied. Im Winter hatte er seine Wohnung gewechselt, und ließ nun, sobald es das trockne Märzwetter erlaubte, in der neuen Behausung einen Stall einrichten, um auch sein Reitpferd herüber zu schaffen. Außer dem Vortheil, das Pferd bei sich zu haben, erinnerte es ja auch, so oft es aus dem alten Stall geholt ward, Clementinen an den Reiter, und er selbst konnte nicht vermeiden, zuweilen

nach dem Gaule zu sehen, und also unter Clementinens Fenstern vorüber zu kommen.

Das Pferd war ein Mecklenburger aus englischer Vollblutmischung — edel von Gestalt, lebhaft von Temperament. Der Rittmeister war ein ausgezeichneter Reiter, der gern ein reizbares Thier ritt, das seinen Mann wach und wacker hält. So oft es von Konrad, dem Burschen des Rittmeisters, aus dem Hause geführt ward, sah ein blasses Frauengesicht mit glänzend schwarzen Locken und eben so dunkeln Augen aus einem Fenster der gegenüber liegenden Wohnung. Konrad grüßte hinauf; sie nickte hinab und ein melancholisches Lächeln glitt über dies ausdruckswarme Gesicht. Meist rief dann auch eine Kindesstimme mit lallendem Ausdrucke seinen Namen. Dann pflegte Konrad mit dem Riemen des Zaums hinauf zu drohen: „Wart, wart' nur, Mathildchen, wenn ich Dich kriege!" — Laut lachte dann am Halse der Mutter die Kleine, und schüttelte die blonde Lockenfülle.

Seit dem Auszug des Rittmeisters hatte diese Scene in der einsamen Straße sich täglich wiederholt, und heut' sollte es das Letztemal sein. Clementine wußte, daß der Gaul in den neuen Stall geführt werden sollte. Denn Konrad kam fast jeden Abend zu ihr und erzählte, bei irgend einem kleinen Imbiß knapp auf dem Stuhle sitzend, vom Rittmeister, — was er den Tag

über gethan und gesprochen, ob er heiter und aufgeräumt gewesen, oder ihn ausgescholten habe. Wenn's ihm dabei, nach Art solcher Leute, nicht darauf ankam, zuweilen auch etwas hinzu zu setzen, was der Frau angenehm sein sollte: so beantwortete er auch wieder manche lebhafte Frage schlicht und gerade aus, ohne zu merken, was damit gemeint war, und welches Leid die Trauernde aus der ehrlichen Antwort schöpfte.

Es war ein heitrer, frischer Märzmorgen, als Konrad das Pferd aus dem Stalle führte. Er war eine Stunde früher gekommen, und hoffte es unbemerkt fortzubringen. Er mochte gar nicht nach Clementinens Fenster aufblicken, weil er wünschte, sie möchte nicht da sein oder ihn nicht sehen wollen, wenn sie hinter den Scheiben stände. Da hörte er aber, und diesmal nicht von des Kindes Stimme, seinen Namen rufen in einem Tone, daß ihm auch gleich die Thränen in die Augen schossen. Wie er nun mit dem linken Aermel über das Gesicht streichend empor sah, verstand er Clementinens Wink, und führte das Pferd durch den schon geöffneten Thorweg in den Hof ihrer Wohnung. Die schöne Frau erschien im Morgenanzuge mit einem Taschentuche, das vom Thau glänzender Augen benetzt war. Mit hochklopfender Brust näherte sie sich dem Pferde, etwas furchtsam oder vielleicht auch sehr bewegt. Nun trat sie aber ganz dicht an das stolze

Thier hinan, und legte ihm hoch reichend die kleine weiße Hand an den Hals. Sie klopfte und streichelte es einigemal sanft, und konnte kein Wort hervor bringen. Endlich flüsterte sie doch mit bebender Stimme:

„Du verstehst Dich recht gut auf Pferde, Konrad, das Thier ist schön gehalten und glänzt."

„O ja, Madam, der Rinko ist rechtschaffen. Wissen Sie, was ich wollte? Alle Reiter der Welt sollten so sein. Der Rinko steckt in einer ehrlichen mecklenburger Haut drin, und ehrlich glänzt am besten."

„Du reitest ihn ja zuweilen aus, Konrad: reite doch hier vorüber; damit ich wenigstens das Pferd zu sehen bekomme. Sonst —"

Sie konnte nicht weiter reden, und auch Konrad brachte vor Schluchzen nichts hervor als ein laut stöhnendes: „Ja sonst —!"

Clementine klopfte des Pferdes Hals. — „Trag' ihn," rief sie in aufwallendem Gefühl, „trag ihn sicher! Und — bring' ihn uns zurück!"

Ueberwältigt von verhaltenem Leid, umschlang sie, auf den Zehen emporgestreckt, des Pferdes Hals; das Tuch entfiel ihr, und entblößte die schöne Fülle der Schultern. Sie drückte die heiße Wange an das edle Thier, dem von den rinnenden Thränen die Haut schauerte. Es wendete den Kopf, und sah mit sinnigem Auge nach der Seite nieder. Konrad in seiner bäuer-

lichen Empfindsamkeit weinte laut und stöhnte dazwischen:

„Ihre Schabracke, Madam! Ihren Shawl, sage ich. Erkälten Sie sich nicht! Es macht sehr frisch den Morgen. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht bediene; aber ich darf's Pferd nicht los lassen, es wird leicht unruhig.“

Bei diesen Worten bückte sich Clementine nahm ihr Tuch auf, hüllte sich hinein bis an die Augen und ging stillschweigend, mit einer gewissen Fassung in's Haus zurück. Konrad sah ihr nach, wischte die Augen und brummte, wie aus Verlegenheit über seine eigne Schwäche vor sich hin:

„Flenn' ich alter Esel auch noch! Als ob man die Weiber nicht kennte! Einen müssen sie immer haben. Da kommt Die von droben herunter — ganz niedergeschlagen über ihren ungetreuen Schatz, — wirft sich dem ersten besten Mecklenburger an den Hals, und — geht auch gleich getroster hinauf.“

Unter Kopfschütteln und sauersüßem Lächeln faßte er die Zaumriemen kürzer, schnalzte mit der Zunge und so ging's in kurzem Trabe laufend, die Gasse hinab.

Den Nachmittag brachte der Rittmeister bei seiner Braut zu. Das beste Vernehmen war zwischen beiden hergestellt. Sie saßen traulich zusammen und nur die Tante ging ab und zu; während die Männer noch auf dem Comptoir blieben. Nur der Vetter verließ bei Zeiten sein Pult, in der Absicht, an dem mild gewordenen Abende den Schnepfenstrich zu versuchen. Wie die Flinte geladen und die Jagdtasche zurecht gelegt war, kam er herüber, ein Butterbrod mitzunehmen. Er konnte es kaum verbergen, daß er zu seinem Verdruß den Rittmeister im Wohnzimmer antraf. Eben wurde dessen Pferd von Konrad vor das Haus gebracht. Das verlobte Paar trat an das Fenster und Sophie fand den Rinko allerliebst. Dies und des Rittmeisters prahlendes Lob reizte den Vetter, mit Uebertreibung ein Pferd zu rühmen, das sein Freund Denning vorige Woche gekauft habe. — „Ich kenne es," versetzte der Rittmeister: „es ist ein treffliches Pferd, nur etwas zu rasch für einen solchen Sonntagsreiter."

Wie nun einmal den jungen Menschen Alles verdroß, was der Offizier auch im besten Sinne vorbrachte, so nahm er auch diese unbefangene Bemerkung empfindlich auf, und erwiderte mit der raschen, ungeschickten Frage:

„Hat Ihr Rinko Sie noch niemals abgeworfen, Rittmeister?“

In demselben Augenblicke fiel Sophie erschrocken ein: „Um Gotteswillen Franz, — welche unglückliche Frage kommt Dir da in den Mund: Gleich setze hinzu: Unberufen, unberufen!“

Der Rittmeister lachte aus voller Kehle, und erschreckte damit Sophien, die ihn bat, doch nicht so freselhaft zu lachen, sondern zu ihrer Beruhigung lieber nicht auszureiten. Worauf er schmeichelnd erwiderte:

„Geh', sei doch kein Kind, Sophiechen, wer wird so abergläubig sein. Dennoch wollt' ich Dir gern den Willen thun, aber es ist ein Dienstritt. Ich muß nach der Heide hinaus; die Schwadron soll morgen einüben, wenn der Boden trocken genug für die Pferde ist, und das will ich selber nachsehen.“ Und indem er sich zu Franz wendete, fuhr er fort:

„Nein, lieber Vetter, seit ich Rittmeister bin, hat mich kein Pferd abgeworfen. Das wäre mir auch ein schöner Meister im Reiten, der sich von irgend einem Bucephalus abwerfen ließe. Aber ihr, auf euren ledergepolsterten Comptoirstühlen, könnt vom Spazierenreiten nie recht sattelfest werden. Dafür werdet ihr federfest, packtuchfest und Meister in andern Stücken, — Rechenmeister, Wagemeister oder dergleichen.“

Dieser, freilich nicht ganz gutmüthig gemeinte Scherz

kränkte den Vetter auf's Tiefste. Da es ihm aber an wahrem Muth und an natürlichem Witz zu raschen Repliken fehlte: so brachte er nur die kindischen Worte vor: „Wer weiß, worin Sie noch all' Meister sind."

Damit ging er fort und schlug die Thüre hinter sich zu. Er fühlte aber selbst, daß er eben den Kürzeren gezogen, und nahm mit der Jagdtasche und der Flinte einen Anlauf zu einer heimlichen Kühnheit. Sein unbefriedigter Groll wuchs mit jedem Schritte, und seine Phantasie suchte mit Drohungen gut zu machen, was dem Herzen an Muthe gefehlt hatte. In dieser Stimmung vergaß er den Freund abzuholen, der ihn erwartete, und schlug einen andern, als den verabredeten Weg ein. —

Was man oft einen bösen Geist nennt, der den Menschen zum Schlimmen lenken soll, ist für den Menschenkenner nur die eigne, von böser Leidenschaft getriebene Seele. Sie faßt dann in ihren dunkeln Abgründen Entschlüsse, die allmählich wie Eingebungen uns zum Bewußtsein kommen, und wie mit Naturgewalt unser widerstrebendes Herz fortreißen. So stand jetzt Franz, wie aus einem Traum gefallen, an den Tannen vor der Heide. Es war ein alter, stark gelichteter Wald, der aber unten am Wege zum Dorf von einem breiten Saum angesäeter Tannen umzogen war. Hier brach der grollende Schütze in's Dickicht der noch ungelichteten

Stämmchen ein, mit der knabenhaften Bosheit, das Pferd des Rittmeisters wo möglich scheu zu machen. Er wollte doch zusehen, ob der Rittmeister in allen Fällen sattelfest sei. Wie freute er sich, den ihm widerwärtigen Menschen, wenn er wirklich abgeworfen und in diesem Zustande gesehen würde, zu hänseln. Weiter dachte er an nichts, und vielleicht war es nicht einmal Folge seiner Ueberlegung, daß er sich an einer Stelle verbarg, wo er, im Falle des Mißlingens seiner Tücke, recht gut entspringen konnte; weil für einen Reiter nur um den Saum der jungen Tannen herum in den Wald — und hier wegen der sumpfigen Strecken nicht weiter zu kommen war.

Der wegelauernde Commis hatte nicht lang genug zu harren, um einige Ungeduld oder beß're Ueberlegung zu fassen. Er hörte schon den kurzen Trab eines Pferdes, und erkannte zwischen den Spitzen der jungen Tannen hindurch seinen Mann auf hohem Gaul. Der Reiter hielt den Zügel schlaff in der Linken, und wendete sich eben rückwärts, nach einem Raubvogel aufzublicken; wobei er, das rechte Bein ein wenig am Leib des Pferdes herauf gezogen, sich mit der Hand auf den Rücken desselben stützte. So saß er freilich nicht fest und geschlossen, als die Flinte dicht vor dem Pferd losknallte, und das erschrockne Thier empor fahrend rechts absprang. Der Rittmeister sank von der andern Seite herab, sein

linker Fuß glitt in den Steigbügel. So ward er von dem verscheuchten Thiere eine Strecke über Stock und Stein nach der Stadt zurückgeschleift.

Durch welche Wendung der Fuß des Reiters aus dem Bügel loskam, ist nicht zu sagen. Das Pferd langte mit tollen Sätzen in der Stadt, und wie hirnverwirrt, des neuen Stalles vergessend, vor der alten Wohnung an. Als es hier das Thor verschlossen fand, wendete es sich rechts und links, bis es endlich in den Hof gegenüber trabte, und auf der Stelle, wo es am Morgen von der schönen Frau gestreichelt worden, verschnaufend stehen blieb. Die schöne Frau selbst kam aber nicht herab, zu fragen, wo der Reiter geblieben sei. Ohnmächtig vor Schreck, als sie das Thier ohne Reiter erkannt und mit lebhafter Empfindung das Unglück wirklich errathen hatte, lag sie auf dem Teppich des Bodens. Von dieser Ohnmacht unter den Essenzen ihrer Dienerin und dem Weinen ihres Kindes zu sich gekommen, ging sie zur verzweifelnden Unruhe über. Sie hörte das Pferd wegführen und rief, auf die Kniee gestürzt und die Hände emporringend:

„O gerechter Gott, wie streng nimmst Du es mit mir, und gehst mit meinem sündigen Herzen in's Gericht! Ich flehte das Thier an, Moritzen sicher zu tragen, und ihn mir zurück zu bringen. Ist es denn ein so arger Frevel, daß ich zu einem unvernünftigen

Thiere geredet, daß ich aus dem Abgrunde meines Leides an eines Thieres Halse geweint habe? O vergib mir die Schuld, Barmherziger! Ich erkenne es: Dich soll man anflehen, Dir unsere Bitte gönnen und nicht einer Creatur, Deinem Geschöpfe. Aber ach! erhörst Du mich denn? Hab' ich nicht schon Tage und Nächte gerufen?" —

Und was die leidenschaftliche Frau noch weiter ausstieß. Wie denn so verworrne Seelen aus Zerknirschung leicht zu Klagen gegen den Himmel übergehen und mit reumüthigen Redensarten die alten Gelüste in frische Flammen setzen. Sie unterbrach sich auch nur, um das Mädchen auf Erkundigung auszuschicken, was eigentlich geschehen sei. Denn mitten in ihrem Beten und Klagen hatte es Lisette an eben so lautem Zuspruch nicht fehlen lassen. —

„Muß denn just ein Unglück vorgefallen sein, Frau Geheimräthin?" rief sie aus. „Wissen Sie was ich glaube? Das Pferd hat nicht in den neuen Stall hinein gewollt, und ist ausgerissen — hierher. Und wer weiß ob das nicht sein Gutes hat! Vielleicht nehmen der Herr Rittmeister ein Exempel an dem unvernünftigen Thier und kehrt auch wieder zurück."

Inzwischen hatte ein Bauer, der vom Markte heimfuhr, den verunglückten Reiter in todtähnlichem Zustand

aufgehoben, und auf seinem Karren nach dem Land-krankenhause gebracht, das zwischen den Gärten der Vorstadt lag. Die zur Abendvisite versammelten Aerzte erkannten den Rittmeister, und fanden seinen Kopf bedenklich zugerichtet. Die Militärärzte wurden dazu gerufen, Waschungen und Ueberschläge vorgenommen. Der Leidende athmete freier auf, blieb aber bewußtlos unter seinen Verletzungen. —

Auf minder schreckhafte Weise als Clementine erfuhr die Braut das Unglück. Der Vetter kam nämlich auf einem Umwege sehr kleinlaut nach Hause und brachte ihr, mit mehr Geschicklichkeit als Wahrheit in den erzählten Umständen, die Nachricht bei. Dennoch war sie entsetzt und in peinlichster Unruhe, bis sie durch das Benehmen des Vetters auf die Vermuthung seiner Schuld oder Mitschuld kam. Dieser neue Kummer hielt ihrer innersten Angst einiges Gegengewicht. Als sie aber in ihrer Entrüstung den unbesonnenen Menschen zur Rede stellen wollte, stieg ihr die Frage auf, ob sie nicht etwa selbst, durch ihre abergläubige Besorgniß beim Wegreiten ihres Verlobten, den Vetter auf den Gedanken irgend eines frevelhaften Unternehmens gebracht habe. Diese Betrachtung gab dem wahrhaft religiösen Mädchen eine demüthig zerknirschte Stimmung; wobei ihr Gemüth durch Ergebung in das unbegreif-

liche Walten einer höheren Macht Fassung und Muth zu erringen suchte. —

Wir übergehen die Krankengeschichte. Der Schädel des verunglückten Reiters fand sich so tief verletzt, daß er mit dem Trepan geöffnet werden mußte, um das Hirn von den Stoffen zu befreien, die es belasteten und das Bewußtsein der Seele unterdrückten.

Trauriger Zustand eines Menschen, da man mit schmerzlichem Instrument die Werkstätte des Geistes erbrechen muß, um Hülfe zu bringen. Die Liebe weicht hier der Kunst; das Mitleid tritt zurück, und überläßt das Theuerste einer fremden Hand, die nicht zittert. Sophie und Clementine glaubten beide ein Recht auf die Pflege des Leidenden zu haben. Und war auch dies Recht sehr verschieden begründet: so blieb doch für Beide das gleiche Bedürfniß, den geliebten Mann wenigstens zu sehen, einen thätigen Antheil an seinem Zustande zu nehmen, um, wenn auch ihm nicht zu helfen, doch die eigene Angst und Sorge zu beschwichtigen. Begreiflicherweise wurde keine von Beiden vorgelassen. Was war auch von solcher Annäherung zu erwarten, als daß sie den Aerzten lästig und dem Kranken gefährlich werden möchte.

So verging mancher Tag, an dem die Bewußtlosigkeit des einen Leidenden durch die Unruhe zweier Liebenden eben nicht aufgewogen ward. Nur langsam dämmerte es in der Seelennacht des Schlummernden. Oefter und anhaltender schlug er die Augen auf mit dem irren Blick aus einer gestörten in eine unverstandene Welt. Nach und nach erinnerte er sich, fand Gedanken und suchte sie in Worten zu verbinden. Beides fiel ihm anfangs schwer, so daß es ihn zum Einschlummern ermüdete. Sophie bekam über den Gang der Genesung Nachrichten durch den Hülfsarzt, der im Krankenhaus zur steten Aufsicht wohnte. Bei fortgeschrittner Besserung bestand sie darauf, ihren Verlobten, wenn auch nur unbemerkt, zu sehen. Ihr Verhältniß zu ihm war auch zu anerkannt, um es ganz unberücksichtigt zu lassen, und sie gelobte, sich stumm hin zu setzen, den Kranken unangesprochen zu lassen, und Herrin ihrer Empfindungen zu bleiben.

Mit welchem Herzklopfen betrat sie das Krankenzimmer. Es war eins der kleinern, die für einen einzelnen Kranken von besonderer Berücksichtigung gegeben wurden. Moritz schlummerte; sie konnte ihn lang ansehen, sich unter dem Anblicke sammeln, und das klopfende Herz, die beklommene Brust frei werden lassen. Ein Gemisch von Mitleid, Hoffnung, Freude, aber

auch von wundersamer Angst bestürmte ihre Seele und fand endlich seinen Ausbruch in ihren Thränen.

Sobald der Kranke sich regte, trat sie hinter den Schirm zurück, der das Bett schützte. Sie hörte Moritzen ächzen und lallen, und mußte sich entfernen, um vor der Thüre laut weinen zu können. Diese Selbstbeherrschung gewann ihr vollends das Vertrauen des Arztes; so daß sie ohne Frage ihre Besuche wiederholen durfte?

Bald gewöhnte sie sich an die Erscheinungen des Leidens, und bemerkte, wie Moritz mehr und anhaltender sprach. Es betraf seinen Zustand und seine Bedürfnisse. Wie ängstlich lauschte sie, daß er ihren Namen nennen, eine Frage nach seiner Verlobten thun sollte. Sie wußte vom Arzte, daß er es bis jetzt noch nicht gethan.

Dieser junge Mann knüpfte nun in ihrem Interesse ein Gespräch mit dem Kranken an. — „Gute Freunde, sagte er, liebe Personen sind sehr bekümmert um Sie, Herr Rittmeister, und möchten gern zu Ihrer Pflege beitragen. Nicht wahr, Sie wollen sie noch nicht sehen, Sie fühlen sich noch nicht stark genug für solche Eindrücke des Wiedersehens?

„Doch, doch! erwiderte nach einiger Anstrengung des Besinnens der Kranke. Nicht wahr, Clementine?“

Der Arzt schwieg.

„Und mein Mathildchen? Oh!“

Der junge Arzt blickte verlegen zu Boden. — „Nein, sagte er endlich kleinlaut, aber Fräulein Sophie!“

„Sophie, Sophie —? lallte Moritz befremdet und mit dem Kopfe schüttelnd.

Auf einen Wink des Arztes trat Sophie hervor und sah den Kranken mit schmerzlichem Lächeln an. Moritz starrte nach ihr empor und richtete sich ein wenig auf, als ob er höflich grüßen wollte.

Wie, Herr Rittmeister, fiel der Arzt ein, besinnen sie sich denn nicht auf Fräulein Sophie, Ihre —.“

Einerlei, einerlei! antwortete der Patient etwas gereizt von der Anstrengung. „Womit kann ich dienen?“

Sophie trat zurück. Sie sank in den Lehnstuhl; ihr Athem drohte zu stocken. Der Arzt bemühte sich, ihr etwas zu sagen; sie reichte ihm lächelnd den Arm, und ließ sich hinaus führen. Auch kam sie erst nach einigen Tagen wieder. Der Arzt empfing sie nicht ohne Befangenheit. Ihr selbst sah man die ängstliche Spannung an, mit der sie sich, da Moritz schlummerte, am Bett niederließ. — „Hat sein Gedächtniß, seine Besinnungskraft zugenommen? fragte sie kleinlaut.“

„Es scheint damit gar langsam zu gehen, antwortete der junge Mann. Es muß eine Stelle seines Hirns besonders schwer getroffen und noch unthätig sein. Sie wissen, mein Fräulein, — man nimmt an,

daß die Seelenthätigkeit in ihrer vielfältigen Richtung an besondere Organe des Hirns geknüpft sei, wie ja auch ein ordentlicher Geschäftsmann seine Arbeiten Papiere, Instrumente u. dgl. gesondert von einander hält. Natürlich wird durch eine solche Verletzung, wie der Herr Rittmeister erlitten, ein Organ mehr als ein anderes geschwächt. Es kömmt darauf an, wo gerade im Hirn das Extravasat, der Bluterguß, sich gebildet, welche Partien der zartesten Nervengeflechte getroffen oder in Mitleidenheit gezogen sind. So ist die Erinnerung unseres Kranken bis auf eine gewisse Strecke seines Lebens wieder ziemlich klar, und nur die jüngste Region desselben liegt noch ganz im Schatten."

Sophie war froh, daß sie unter der Miene der Aufmerksamkeit auf die Erklärung ihre heimliche Pein verbergen konnte. Der junge Mann, der aus Theilnahme und Verlegenheit immer gelehrter und belehrender wurde, fuhr inzwischen fort:

„Ich vergleiche gern des Menschen Schädel mit dem Erdballe. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch dieser ungeheure Schädel von einer Seele bewohnt wird, die wir die Erdpsyche nennen. Wie wir nun an Kindern beobachten, daß während der Jahre ihrer Entwicklung auch ihr Kopf durch Erhöhungen und Vertiefungen sich verändert: so ist es wohl auch der Erde mit ihren Gebirgen geschehen. Dagegen sinken denn

auch wieder bei innern Revolutionen, bei Erdbeben ganze Länderstriche ein- und verschwinden unter dem Meer mit allen lebenden Wesen darauf. So hat man auch bei Schädelverletzungen schon die Fälle gehabt, daß der Unglückliche eine fremde Sprache, die er vollkommen sprechen und schreiben konnte, nach seiner Genesung rein vergessen hatte. Darum, mein Fräulein —."

Welchen Trost der befangne junge Arzt mit seinem „Darum", an einen so traurigen Vergleich, an so beängstigende Voraussetzungen knüpfen wollte, läßt sich nicht vermuthen. Der Kranke erwachte plötzlich, setzte aber, wie es schien, mit irren Blicken einen Traum fort, den er gehabt haben mochte. Denn er sprach mit Clementinen und scherzte mit ihr; er liebkoste „sein" Mathildchen. Der höchst verlegene Arzt unterbrach ihn mit der jähen, lauten Anrede:

„Herr Rittmeister! Fräulein Sophie ist hier, — Ihre Braut!

Braut? lachte Moritz. Oho! Ueber die Braut sind wir hinaus, guter Freund! Wir haben sie umgangen, und stehen schon bei den Kindern. Aber warum lassen die Pfaffen Clementinen nicht wieder heirathen?"

Der erschrockne Arzt trat an Sophien heran und sagte:

„Versuchen wir es, ob Ihr Anblick ihn heut etwa entwirrt!"

Er führte die Zitternde, Widerstrebende hervor. Wie Moritz bei ihrem Anblicke ein lachendes Aha! rief, glaubte er auch wirklich gewonnen zu haben, und versetzte vergnügt: Nicht wahr, Herr Rittmeister?

Mit einem rohen Lachtone erwiderte dieser:

Aha, ihr habt hier auch die Einrichtung mit den barmherzigen Schwestern! Was für eine Art von Barmherzigkeit ist denn die da? Hm?

Der Arzt erröthete bis an die Schläfe. Sophie entfernte sich raschen entschlossenen Schrittes.

Vor der Thüre wankte sie, von einer Ohnmacht bedroht, nach dem nächsten Fenster und faßte sich an der Brüstung. Der junge Arzt war zu verlegen, um ihr zu folgen.

Auf dem entlegenen Gang war es still. Aus dem Garten kam die Luft so erquickend herein. Drunten grünten und knospeten die ersten Stauden, und auf den geschützten Beeten blühten Crocus und Narzissen. Wie jubelten die Sperlinge! Und vom Feld herüber sang eine aufsteigende Lerche. Solche Eindrücke üben eine wohlthuende Macht auf ein verlass'nes Herz: ein Lenzgefühl, ein wunderbarer Muth drang in Sophiens Brust. Sie athmete tief auf, und ihr Vorsatz war gefaßt. Wie zu einem Lebewohl blickte sie noch einmal nach der Thüre zurück, aus der sie gekommen war. Jetzt erst fiel ihr die Nummer 13 auf, die drüber stand.

Sie ward betroffen, sie besann sich. „Mein Gott! seufzte sie, mir träumte die Nacht, ich hätte mit der Nummer 13 das große Loos gewonnen. Sieh' da! mein Erinnern geht bis in die jüngsten Stunden: wie wird es aber mit meinem Vergessen werden?"

Sie wandelte gefaßt und gehalten den Gang und die Treppe hinab. — „Wie, sagte der Arzt? flüsterte sie vor sich hin. Ganze Regionen der Erinnerung versinken mit dem schönen Leben darin! Es käme vor, sagte er, daß Mancher eine fremde Sprache, die er so fertig redete, rein vergessen hätte? O ja! Warum nicht auch die Sprache der Liebe? Ach, vielleicht war sie ihm fremd, auch als er sie so angelernt sprach?" — —

Der Pförtner öffnete und sie blieb zwischen den zwei Eingangssäulen stehen; indem sie unter den Bäumen gegenüber eine Dame bemerkte, die eiligst über den Weg herüber kam. — „Endlich Jemand, der ihn eben gesehen hat! rief sie. Sagen Sie mir, mein Fräulein, täuscht man mich nicht? Ist Moritz wirklich außer Gefahr, und geht's zum Guten mit ihm?"

„Der Herr Rittmeister scheint körperlich sehr wohl, und ist — sehr munterer Stimmung", antwortete Sophie kalt.

Der Herr Rittmeister — sagen Sie? Sie haben Recht, mein Fräulein: so ziemte mir ihn zu nennen. Ich meinte auch — Ihren Moritz. Verzeihung! Also

wirklich auf dem Wege der Besserung und der Herstellung?

„O gehen Sie doch hinein, Frau Geheimräthin! Man wird Sie nicht hindern. Der Kranke nennt Ihren Namen, fragt nach Ihnen und nach dem —, nur nach Ihnen. Sein Bewußtsein ist zurückgekehrt, — zu Ihnen zurückgekehrt. Was er nach Ihnen erlebte, ist ihm alles vergessen. So nehmen Sie ihn denn und — seien Sie ihm forthin auch alles für das Vergessene!"

„O mein Gott!" rief Clementine erschrocken und wußte Sophiens Worte oder sich selbst nicht gleich zu fassen.

„Erstaunen Sie nicht! fuhr Sophie fort, indem das mädchenhafte Gefühl ihrer erlittnen Kränkung noch einmal aufloderte. Man hat solche Fälle der Geistesstörung — behauptet der Arzt. Doch, immerhin bleibt es ein — geheimnißvoller Weg, auf dem ihn sein Unglück zu Ihnen zurückführt. Und da Sie mir doch — wie durch eine Schickung gerade hier begegnen: so übernehmen Sie gefälligst mein Lebewohl an den Herrn Rittmeister, falls er sich —."

„Nein, mein Fräulein, nimmermehr!" fiel Clementine ein. „Moritz wird wieder zu sich kommen, sich Ihrer erinnern, seines neuen Glücks, seiner schönen Zukunft froh werden!"

Thränen unterbrachen ihre bewegten Worte.

„Und wenn auch Frau — wenn auch!" versetzte Sophie mit einer gewissen stolzen Entschlossenheit. „Versunken bleibt doch für immer der moralische Boden auf dem ich unsern Bund und Hausstand gegründet dachte. Moritz hat mich über sein Verhältniß zu Ihnen, über seine Pflichten für — das Kind, über sein früheres Leben überhaupt getäuscht. Diese Region seiner Vergangenheit ist für mich erst an seinem Lager aufgetaucht. Das Unglück, das ihn wie sein unvermeidliches Schicksal zu Ihnen zurückführt, ist für mich nicht weniger verhängnißvoll. Möchte es für Sie eine so würdige Wohlthat sein, wie es für mich ist! Er hat unwahr und unehrlich an mir gehandelt. Es war kein Felsengrund eines männlichen Wortes, womit er sich mir verlobte: es war aufgeschwemmter Boden, faules Moor, worauf er unsere Zukunft stellen wollte. Daß er so zu handeln fähig war, — könnte ich das je vergessen? — — Also, — Sie übernehmen meinen Auftrag?" fuhr Sophie fort, als Clementine erschüttert und keines Wortes fähig, der Sprechenden Hand ergriff. „Sie sagen ihm, wenn er sich meiner je wieder erinnern sollte, mein Lebewohl und meine eben ausgesprochene Ansicht dessen, was mich zu meinem Rücktritt bestimmen mußte. Von dem Arzte kann er, falls es ihm beliebt, erfahren, was mich zu meinem Entschluß bestimmen

mußte. Ich werde Ihnen auch für ihn die Andenken zustellen lassen, die ich von ihm besitze. Wie könnte ich Andenken haben, wo er selbst kein Erinnern hat? Also Sie bestellen das?"

Clementine warf sich höchst bewegt und verwirrt, an Sophiens Brust. Sophie drückte sie sanft von sich ab, und schied mit einer stummen Verbeugung. —

So bewegt, aber gehoben erklärte Sophie sich auch gegen Oheim und Tante. Diese hatten die Nichte stets sehr niedergeschlagen und schweigsam aus dem Krankenhause kommend, beobachtet. Nun erfuhren sie mit doppeltem Erstaunen den Grund; denn eine doppelte Offenbarung lag vor ihnen: wie sich nämlich der unselige Gemüthszustand des Rittmeisters entdeckt und wie dadurch die Seele des Mädchens in wenigen Stunden tief erlebten Unglücks sich rasch entfaltet und ihr edelstes Wesen auf's wunderbarste geläutert hatte. Der verhängnißvolle Sturz vom Pferde hatte einen tiefen, ewigen Abgrund zwischen zwei verlobten Herzen eröffnet; indem durch ihn die Versunkenheit des einen und das verborgene Gold des andern Gemüthes an den Tag gehoben, erschien.

Daß diese Verlobung gelöst war, verstand sich von selbst. Auch hielten Oheim und Tante sich nicht so abhängig von ihren Geistlichen, daß sie nicht das An-

sehen derselben der höhern Fügung eines so wunderbaren Ereignisses untergeordnet hätten.

Man kam überein, Sophien auf einige Zeit zu entfernen. Der Frühling stand bevor, und diese günstige Jahreszeit machte den Aufenthalt bei einem Mutterbruder Sophiens angenehm, der im nördlichen Deutschland ein bedeutendes Gut besaß und bewirthschaftete. Die Tante wollte sie selbst dahin bringen. Mit der vergnügten Lebhaftigkeit in die Alle versetzt waren, wurde die Angelegenheit betrieben. Am Tage der Abreise erwies sich besonders Vetter Franz sehr behülflich und zuthätig. In einem Augenblicke, wo er mit Sophien unter vier Augen war, faßte er ihre Hand und sagte mit befangenem, aber bezüglichen Lächeln:

„Base Sophie, — ein Wort unter uns! Ich sehe euch Alle froh, und Du bist einem lebenslangen Unglück entgangen: dürfte ich Dir sagen, wie sehr das — gerade mich freut!“

„Schweig, unbesonnener Mensch!“ gebot Sophie mit strengem Blick. „Sprich nicht von Freude, sondern lege die Hand auf's Herz! Es gibt Mittel, Vetter, die so verhaßt sind, wie die Krankheit, die von denselben gehoben wurde. Ich bitte Dich, begrabe Deinen Frevel in ewiges Stillschweigen, aber halt' ihn vor Augen und laß ihn Dir dienen, um ernsthaft und gemessen für die Zukunft zu werden!“

Als die Tante nach einiger Zeit von der Reise allein zurück kam, war sie voll von einem liebenswürdigen, jungen Mann aus dem Mecklenburgischen, den sie auf der Besitzung des Schwagers kennen gelernt hatte. Bald enthielten auch Sophiens Briefe zunehmend umständliche und warme Nachrichten über den interessanten Mecklenburger. Später kamen Entschuldigungen dazu, daß sie noch nicht heimkehre: Oheim und Muhme ließen sie nicht fort. Gegen den Winter wechselten auch dicke Briefe zwischen Oheim und Muhme dort und Onkel und Tante hier. — — —

Und als die Knospen abermal aufbrechen wollten, und Safran, Narzissen und Primeln auf allen Beeten in Blüthe standen, kamen die jungen Eheleute auf einem Honigwochenausfluge zu Besuch. Sie verweilten einige Zeit, während deren der Regierungspräsident, Graf Blentingk, zu Ehren des liebenswürdigen Paares wieder einen glänzenden Abend gab.

Die Erinnerung an das frühere Fest lag manchen Gästen nahe, und mehrere besprachen sich in vertraulicher Unterhaltung darüber, daß der völlig genesene Rittmeister wieder die alte Wohnung, Clementinen gegenüber, bezogen habe, und auch der verhängnißvolle Gaul seines alten Stalles wieder froh sei. Einer der Frommen, von denen damals auch die kleine Stadt nicht verschont war, seufzete:

„Altes Sündenleben!" Man sollte nicht davon reden. „Ich finde die ganze Erzählung solchen Rückfalles unmoralisch." — Worauf die Gräfin mit Lächeln versetzte:

„Bedenken Sie doch, strenger Herr, daß der sittliche Kern der kleinen Begebenheit in der glücklichen Rettung der kindlichen Sophie liegt, und daß im wirklichen Leben ein altes, verirrtes Paar, selbst wenn es sich zu den Frommen zählte, nicht so schnell auf beßre Wege zu kommen pflegt. Treue, hört' ich oft sagen, rechtfertige zwar nicht, aber entschuldige und versöhne auch eine verirrte Liebe.

VI.

Schalk, der Benedictiner.

Ein begabter Mann, der im tiefsten Widerspruche mit seiner Lebensstellung die Welt nicht verkennt und sich selbst nicht verliert, sondern sich zu den Ideen erhebt, in denen jener Zwiespalt seine Lösung findet, — ein solcher Held bietet ein anziehendes Schauspiel dar, mehr oder weniger interessant durch die Beleuchtung der Zeit, in der es spielt, und durch die Gesinnung der Menschen, die darin mitwirken. Die Ueberschrift bezeichnet einen Mann solcher Art, als Mensch und Schriftsteller nicht ohne Einfluß, den ich aber gleich, um meine Vorliebe für ihn zu bekennen, als meinen Landsmann und vorausschreitenden Zeitgenossen bezeichnen muß. Er stahl sich aus Fulda in demselben Halbjahre, in welchem ich geboren war, und mehre der Männer die Einfluß auf sein kämpfendes Leben hatten, gehören noch zu meinen frühesten Erinnerungen.

Indeß war Karl Siegmund Schalk doch nicht von altfuldischer Abkunft; seine Vorfahren waren nicht neben den Wachholderwurzeln jenes basaltischen Bodens er=

wachsen. Religiöse Verfolgungen und Religionswechsel gehörten zu den Ueberlieferungen der Familie und fielen als erste Aussaat von Fragen und Zweifeln in die erwachende Seele des Knaben.

Als nämlich die Hugenotten aus Frankreich vertrieben wurden, kamen erwidernde Gewaltthätigkeiten — Repressalien — in den Niederlanden gegen die Katholiken vor, und die katholische Linie der in Herzogenbusch begüterten, altadeligen Familie der Schalke von Blumenthal sah sich zur Auswanderung genöthigt. Ihre Nachkommen sanken allmählich in Vermögensverhältnissen und bürgerlicher Stellung zurück, sodaß sie etwa um dieselbe Zeit, in welcher die reformirte Linie ausstarb, theilweise ihren Adel aufgaben. Der Vater unsers Schalk, Arzt in östreichischen Kriegsdiensten, kam im Jahre 1757, gelegentlich der damaligen Kriegsläufte, mit dem zum Fürst-Bischof erwählten Adalbert von Walderdorf, als dessen Leibwundarzt, nach Fulda, und verheirathete sich mit einer Enkelin des Superintendenten Grünebaum in Rudolstadt, dessen Sohn zum katholischen Bekenntniß übergetreten war. Den 19. Juni 1758 ward Karl Siegmund geboren; zwei Brüder und eine Schwester folgten ihm nach. Die Mutter, die Herz und Bildung verband, leitete den Unterricht ihrer Kinder unter guten Hauslehrern und betrieb die Vorbereitung ihres begabten Aeltesten für das Gymnasium.

Dieses war damals noch in den Händen der Jesuiten. Karl that sich unter den besten Schülern hervor und ging nach Aufhebung des Ordens zum philosophischen Unterricht der Benedictiner über. Die Enkelin eines Superintendenten setzte das volle Mutterherz darauf, an ihrem Karl einen Priester zu erleben, und brachte ihn dazu, beim Fürsten, der zugleich Abt des adeligen Convents der Benedictiner war, um Aufnahme in diesen angesehnen Orden, aus dem die adeligen Capitelsherren und die bürgerlichen Professoren hervorgingen, mit einem Gesuch einzukommen.

Nach Jahresfrist ward die Aufnahme zugestanden. Inzwischen aber hatte sich der Sinn des gehorsamen Sohns geändert und eine entschiedene Abneigung gegen den geistlichen Stand hatte sich seiner bemächtigt. Unglücklicherweise war aber auch der Vater sehr entschieden für den Eintritt seines Sohnes in den Orden; weil er sich wahrscheinlich auf diesem Wege gute Verbindungen für seine eigene Person und eine ehrenvolle Lebensstellung für seinen Karl versprach. Auch sah man es damals in Fulda sehr ungern, wenn ein guter Kopf aus dem Bürgerstande etwas anders als Geistlicher werden wollte. So fand sich der junge Schalk zugleich mit einer schwärmerischen Mutter und einem leidenschaftlichen Vater in heftigstem Widerspruche, der sich endlich an der ihm von dem Vater mit Entschiedenheit vorge-

legten Wahl brach, entweder die Cucullе des heiligen Benedict, oder die Montur des östreichischen Kaisers zu nehmen. Karl unterwarf sich und legte, achtzehn Jahre alt, das Ordenskleid an.

Doch die äußerliche Umwandlung änderte nichts an dem innern Unmuthe des Novizen. Das Gewand brachte ihn vielmehr zu einer stillen Verzweiflung, in der er mehrere mal zu entfliehen versuchte, was aber der mißtrauisch wachsame Vater stets zu verhindern wußte. So kam der 5. Juni des folgenden Jahrs heran —, das einheimische Fest des heiligen Bonifacius, an welchem der junge Schalk das Gelübde ablegen sollte.

Bei dieser feierlichen Handlung ward ihm mit dem Klosternamen Bonifaz das weite, schwarze Kuttengewand, die gewöhnlich sogenannte Flocke, angelegt und die über den Kopf gezogene Kapuze unterm Kinn zugenäht. In dieser Verhüllung hatte ein junger Conventuale drei Tage und Nächte fromme Regel zu halten, worauf ihm die Kappe unter herkömmlichen Ceremonien wieder aufgeschnitten wurde. Diesmal aber ereignete es sich, daß Schalks Kapuze schon in der ersten Stunde von selbst aufging. Wahrscheinlich, daß das Fadenende nicht gut verwahrt und der unwillige Kopf auch unruhig unter dem Zunähen gewesen war. Der Superior forschte aber nach keiner natürlichen Erklärung, sondern nahm es für eine Vorbedeutung. „Sie werden gewiß

Ihren Profeß widerrufen", sagte er lächelnd, „ich nehme die aufgegangene Kapuze in diesem vorbedeutsamen Sinne."

Jedenfalls war es von einem geistlichen Vorgesetzten ein humanes Wort. Und mit so heiterm Blick und Aussehen wie er diese Erwartung ausgesprochen, steht mir jener Prälat in der Erinnerung vor. Bis zu meiner Zeit war er Propst auf dem Michelsberg, neben dem uralten Kirchlein der Stadt, geworden. In diesem stillen Gartenbau, dem jetzigen Sitze des Bischofs, lebte Baron von Warnsdorf sehr gesellig mit zwei alten Schwestern, in deren Mitte man ihn täglich die Linden-Allee entlang in die Stadt gehen sah — weltlich gekleidet, in vornehmer Nachlässigkeit etwas vorgebeugt, die Lorgnette auf jeden Gegenstand richtend, der sich näherte, und jeden Gruß mit heiterer Miene und aristokratischem Wohlwollen erwidernd. Der Propst Warnsdorf war der fröhlichste Theilnehmer an den sommerlichen Scheibenschießen, der fleißigste Besucher des Theaters das unter dem Prinzen von Oranien sich in dem schönen Orangeriegebäude des Hofgartens aufthat, wohin aus dem Propsteihofe nur über die Straße zu gehen war. Diese Neigung wendete der alte Herr später unserm Liebhabertheater zu, das in demselben Bau spielte, und ich erinnere mich, daß er uns für die Garderobe einen

guten Sammetrock mit dem Wunsche anbot, ihm zu Liebe das kleine Stück „Der Sammetrock“ zu geben.

Von einem solchen Weltmanne darf man wohl eher annehmen, daß er mit seiner milden Bemerkung die Abneigung des jungen Schalk gegen das Gewand, die ihm nicht unbekannt sein konnte, habe andeuten oder ihm einen Wink geben wollen, als daß er an ein wirkliches Vorzeichen geglaubt hätte. Der bedrängte Novize war aber ganz in der hohen Stimmung, eine solche Vorbedeutung mit Ahnung oder Aberglauben zu ergreifen. Das hoffnungsvolle Wort seines Superiors fiel wie eine Losung für sein Leben in die Brust des eingekleideten Jünglings, — dunkel mahnend, leise drängend, — wir werden sehen, zu welchem Ausgang!

Schalk warf sich nun mit dem neuen Muthe der Ergebung auf seine philosophischen Studien, schrieb eine Abhandlung „Von den Farben“, und hielt im Herbst eine öffentliche Disputation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde. Kaum aber zu dieser innern Befriedigung gelangt, wurde er von seinen Vorgesetzten zu gemessenem Studium der Theologie angehalten und fand sich wieder auf dem alten Boden des Widerwillens gegen seinen Beruf.

Diese Bewegung werden wir immer wiederkehren und sich zu höhern Zielen erweitern sehen. Schalk erhebt sich aus seinem Zwiespalt zu einer ideellen Sphäre,

sucht hier den innern Widerstreit durch einen geistigen Kampf zu lösen und wird, infolge dessen oder wohl auch durch ein äußeres Ereigniß, wie von einem unsichtbaren Verhängniß immer wieder auf den alten Boden seiner Entzweiung zurückgedrückt, um sich auf's neue zu erheben.

Die Theologie, zumal in der scholastischen Behandlung der damaligen Professoren, erregte seinen Widerwillen. Er suchte Trost und Erhebung bei den deutschen, englischen und italienischen Dichtern und Schriftstellern, die er sich heimlich anschaffte und unvorsichtigerweise sogar mit in die theologischen Stunden brachte, bis man den allzusehr vertieften Zuhörer über Pope's „Lockenraub“ und bei eigenen Versen ertappte. Die Folge war, daß er eines Tages, auf sein Zimmer zurückkehrend, es von allen Büchern geräumt fand, die sich nicht auf Theologie bezogen.

In diesem neuen Mißmuth wendete er sich an einen Freund seiner Familie, den Domcapitular von Hanrleden in Passau um Vermittelung einer andern ihm angemessenern Unterkunft. Eine solche anzutreten war das herkömmliche Quinquennium, der Zeitraum von fünf Jahren, während dessen man seinen Profeß zurücknehmen konnte, noch nicht abgelaufen; auch hätten die vier kleinern Weihen, die Schalk inmittelst empfangen hatte, seinen Austritt nicht gehindert: leider aber

ging jener Gönner auf ein solches Vorhaben nicht ein, und der aufgefangene Brief desselben regte Schalk's Vorgesetzte und seinen leidenschaftlichen Vater auf's neue gegen ihn auf. So wurde er denn festgehalten und konnte der Priesterweihe nun nicht mehr entgehen. —

Jetzt auch innerlich durch ein unverbrüchliches Band gefesselt, fand er vollends nur Zuflucht bei seinen Studien. Aus den Fächern der Theologie nahm er sich das Kirchenrecht und die Kirchengeschichte heraus, womit er Philosophie und orientalische Sprachen verband. Außerdem bildete er sich für geistigen Verkehr einen auswärtigen Kreis, durch Verbindung mit namhaften Gelehrten und wissenschaftlichen Journalen. Die Literatur des katholischen Deutschlands gewann einen thätigen Arbeiter.

Hier betrat aber der junge Schriftsteller ein Feld nicht blos der Arbeit, sondern zugleich auch des Kampfes. Um jene Zeit wurde, besonders auch von katholischer Seite, eine sogenannte Religionsvereinigung, eine Art von Fusion des Katholicismus und des Protestantismus, der ältern und der jüngern Linie des Christenthums, wieder lebhafter betrieben. Es waren die alten Unionsbestrebungen aufgeklärter Theologen — schon durch des Erasmus Schrift von der Eintracht der Kirche im Jahre 1553 angeregt, von den Vorschlägen des mainzer Kur-

fürsten Johann Philipp Schönborn im Jahre 1660 unterstützt, durch die vermittelnden Reisen des kaiserlichen Beichtvaters Spinola nicht erreicht, durch die warme Theilnahme unsers philosophischen Leibniz nicht gefördert und in den Annäherungen des pseudonymen Febronius verworfen. Schalk theilte diese Ansichten und Bestrebungen einer vielleicht wohlgemeinten aber unbedachten Aufklärung nicht. Seine Ueberzeugung von der Freiheit christlicher Entwickelung hatte höhere Standpunkte, zumal Rom gegenüber, wo man unter Vereinigung stets nur unbedingte Unterwerfung verstand. Er gab zu den im Jahre 1782 zu Frankfurt erschienenen Religionsvereinigungsschriften einen geistreichen Beitrag, worin er das Unthunliche und Lächerliche jener katholischen Bemühungen nachzuweisen suchte. Vielleicht hatte er dabei besonders den Professor Böhm im fuldaer Convent im Auge, der sich an diesem Religionsverschmelzungswerke mit besonderm Eifer betheiligte. Und freilich war dieser Böhm der Mann nicht, der es einem Schalk allzu schwer gemacht hätte, ihn abzufertigen. Ich habe ihn noch als Bibliothekar gekannt und erinnere mich, daß sogar wir Gymnasiasten uns an ihm zu reiben versucht waren, so oft er besonders unsern Haarschnitt kritisirte, — derselbe, von dem in einer Reisebeschreibung durch Deutschland gesagt wurde, die größte

Seltenheit der fuldaer Landesbibliothek sei der Bibliothekar.

Wenn nun diese Angriffe auch nicht ohne Verdrießlichkeiten für Schalk abliefen, so hatten sie doch keine ernstere Folge und hinderten nicht, daß er im October 1783 zum ordentlichen Professor der practischen Philosophie an der fuldaer Universität bestellt wurde. Dieser Beruf, der ihn in geistigem Verkehr mit Rousseau, Helvetius, Montesquieu, Hobbes, Shaftesbury, Hume, Smith, Hartley, Hutcheson und Andern erhielt, hatte etwas Beruhigendes, Erhebendes für ihn. Grotius und Pufendorf waren ihm, wie Andern die Kirchenväter, zur Hand. Eine Neuerung, indem er nach Feder's „Untersuchungen über den menschlichen Willen" seine Vorträge deutsch hielt, zog ihm so viel Neckereien zu, daß er schon im Begriff war, das Buch mit Hofrath Feder's lächelnd ertheilter Zustimmung in's Lateinische zu übersetzen, als er sich noch entschloß seinen Weg unbekümmert fortzugehen.

Um diese Zeit drang von Königsberg her Kant's Name und Ruf in Deütschland vor und setzte unsern 26 jährigen Pater-Professor in neuen Aufschwung der Seele. Er ergriff mit Lebhaftigkeit die Kant'schen Ideen, — er, der Erste in Fulda, der die neue Philosophie nicht nur erfaßte, sondern auch einbürgerte. Denn dadurch, daß er in auswärtigen Journalen die öffent-

lichen Thesen und Lectionen seiner Collegen auf ihrem vorkantischen Standpunkte angriff und nach Kant'schen Sätzen beurtheilte, nöthigte er die fuldaer Professoren zum Studium der neuen Schule. Diesen gewaltigen, aus Königsberg vorrückenden Gedanken, die sich schnell alle muntern Geister und die nächste deutsche Zukunft eroberten, war es wohl auch beizumessen, daß Schalk statt verdrossener Gegner einen Anhang gleichbegeisterter Genossen gewann. Dies zeigte sich, als er von seinem damaligen Superior, dem Domcapitular Baron von Guttenberg, eine ungebührliche Begegnung erfuhr. Dieser enge, bigote Mann nahm den von Schalk behaupteten Satz: daß die Verknüpfung der Beweggründe mit einer Handlung unsere Verbindlichkeit zu derselben begründe, zum Anlaß, mit Mund und Miene eines Großinquisitors den Professor öffentlich der Ketzerei zu beschuldigen. Indem sich aber so das alte Mißgeschick wiederholen und Schalk von seiner geistigen Erhebung zur geistlichen Unterwürfigkeit hinabdrücken wollte, traten ihm seine Collegen zur Seite. Sie machten die ihm widerfahrene Unbilde zu ihrer allgemeinen Angelegenheit und zogen die Sache vor den damaligen Rector Magnificus der Schule, Propsten von Bibra. Dieser hochgebildete Prälat, literarisch durch das eben entstandene „Journal von und für Deutschland" mit Göckingk verbunden, brachte die Beschwerde an den Fürsten Hein-

rich und setzte es durch, daß der despotische Superior abtreten mußte.

Freilich war auch dieser Fürst Heinrich, ebenwohl ein Bibra, einer der leuchtenden Prälaten des 18. Jahrhunderts, der eine vortreffliche Schulordnung gab, und schon vor Ausbruch der französischen Revolution die Säcularisation des geistlichen Fürstenthums voraus sagte.

Auch den zurückgetretenen Superior habe ich noch als nachmaligen Propst gekannt — ein rechtes Gegenbild des michelsberger Propstes von Warnsdorf. Wenn dieser das anmuthige Gepräge des 18. Jahrhunderts trug, so war Guttenberg eine Bracteate des Mittelalters. Mit der Miene der Gottseligkeit, in der Haltung frommer Einfalt, die weltverschmähenden Blicke zu Boden gesenkt, wandelte der in seiner Weise sehr gelehrte Mann, so oft man ihn sah, auf dem Kirchenwege, hinter ihm der Famulus, der ihm das Meßbuch nachtrug, — ein junger Mensch mit langen Plattfüßen, das gutgebildete Gesicht in die nachgeahmten Mienen der Frömmigkeit gelegt, durch welche die Folie der Schelmerei hindurchschimmerte. So hatte der Famulus einst seine studentischen Freunde zu Abend bei sich eingeladen und bewirthete sie reichlich mit dem guten Weine seines in entferntem Zimmer studirenden und betenden Propstes. Zu seiner wachsenden Besorgniß wurden die Zechge-

nossen immer lauter und lärmender. Vergebens winkt er und wehrt, bis er endlich bedenkliche Bewegungen im Zimmer seines Herrn erlauscht. Und kaum auch sind die jungen Zechbrüder mit den Flaschen und Lichtern hinaus in einen Hintergang und ist der Wirth in sein Bett geschlüpft, als Guttenberg mit Licht herantritt. Hier hört er nun den schlummernden Heuchler lateinische Gebetsworte und Ausrufungen eines Traums von lieben Engelein lallen. Gerührt lächelt ihm der fromme Mann zu. „Deo gratias," sagte er endlich. „So habe ich mich doch in dem satanischen Spuk geirrt und habe dir in Gedanken Unrecht gethan, mein unschuldiger Jakob. Schlummere nur fort in deinen verklärten Anschauungen und die Engel, die dein nächtlich Lager besuchen, mögen dein tägliches Leben behüten!"

Inzwischen scheint in der Brust unseres Benedictiners die früheste Losung seiner aufgegangenen Cuculle nachgeklungen zu haben. Sein Profeß war freilich nicht mehr zu widerrufen, doch aus dem Kloster in die Welt zu treten, blieb für ihn eine lockende Verwandlung. Schalk besuchte jetzt die juristischen Collegien der Universität und studirte selbst die Amtspraxis. Bald sollte ihm die unerwartetste Muße zu solchen Studien zu Theil und die Sehnsucht nach einer andern Lebensstellung erneuert werden. Diesmal traf ihn nicht durch anfechtende oder mißliebige Doctrin, sondern durch die

Unbefangenheit eines mit der Welt wenig vertrauten Gemüths der schwerste Verdruß.

Zwischen dem Fürsten und dem Domdechanten war ein, damals selbst zur Publicität gelangter Rechtsstreit ausgebrochen, der auch die parteinehmenden Mitglieder des Capitels und den Anhang beider Theile in zwei feindselige Lager schied. Unser Schalk war auf seinem Platze klug genug, sich zwischen der leidenschaftlichen Erbitterung zweier Pfaffenparteien neutral zu halten; aber er war nicht vorsichtig genug, um gerade jetzt einen Besuch zu unterlassen, zu dem ihn bei seinem alten Gönner, dem Propsten von Piesport in Sannerz, eine herzliche Anhänglichkeit trieb. Nun hatte Piesport Partei für den Domdechanten genommen, und Schalk erschien daher in den Augen seiner lauernden Neider auf derselben Seite. Oder hätte er etwa keine Neider, keine mißwollenden Nager haben sollen? Seiner glänzenden Begabung, seinem zunehmenden Rufe gereichte es wenig zum Schutze, daß er weichen Gemüths auch noch Wohlthaten erwiesen, aus unbefangenem Herzen Bekenntnisse entlassen hatte, die man unter Pfaffenregiment nicht tief genug verschließen kann. Ja er hatte manchen Fuldensern durch literarische Arbeiten, die er ihnen leistete, allzu schwere Dankbarkeit auferlegt, als daß sie die gute Gelegenheit, solche abzuschütteln, nicht hätten ergreifen sollen. Und so wurde ihm, unter

tückischer Hinweisung auf jenen Besuch in Sannerz, die Gunst des Fürsten entzogen, dessen sonst so humanes Wohlwollen doch nicht über jene brennende Parteistimmung hinaus kommen konnte. Schalk wurde auf verletzende Weise zurückgesetzt und seinem Lehramte entzogen.

Eine fuldaische Intrigue hatte ihn gebeugt, eine große deutsche Frage kam den von ihm ergriffenen Studien des kanonischen Rechts und seinen Arbeiten für die deutsche Encyklopädie zu Hülfe, um ihn lebhaft zu ergreifen und wieder aufzurichten. Der Sommer 1786 hatte nämlich im Bade Ems die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe zu einem Congreß gebracht, auf dem man die Freiheit der deutschen Kirche gegen die Uebergriffe Roms feststellen wollte. Diese Absicht entsprach ganz den Ueberzeugungen Schalk's und veranlaßte ihn, einen Commentar zu den emser Punctationen zu schreiben. Fürst Heinrich, mit seiner Gesinnung ganz auf dem emser Standpunkte, gab seinem Benedictiner, als Zeichen seiner zurückgekehrten Gunst, die Erlaubniß, dieses Werk, jedoch ohne Namen des Verfassers, drucken zu lassen. So entstand das „Neue Magazin des neuesten Kirchenrechts und der Kirchengeschichte katholischer Staaten“ (Weißenburg 1789).

Wie schon angedeutet, läßt sich in einem einfachen Privatleben die Spirallinie seiner Entwickelung und

Erweiterung selten so rein verlaufend nachweisen, als in Schalk's Bestrebungen und Begegnissen. Sehen wir einen Augenblick zurück! —

Sein erster geistiger Kampf war blos eine gelehrte Disputation, der erste Bogen der Erhebung aus seiner Lebensstellung reichte nur bis zur philosophischen Doctorwürde. Wie erweiterten sich seitdem aber durch dazwischenfallende Zurücksetzungen die Kreise seines Bestrebens zum Lehramt an der kleinen Universität, zur Verbreitung der Kant'schen Philosophie, zu gelehrten Bezügen hinaus in die Welt, zur Schriftstellerei für die katholische Theologie! Und jetzt schwebt er auf der hohen Frage zwischen Deutschland und Rom!

Erscheint es aber nicht auch als ein umfassenderes Mißgeschick, daß gerade jetzt, im September 1788, Schalk's Gönner mit Tode abgehen mußte, der treffliche Fürst Heinrich „Buf", wie ihn das Volk nannte, von seiner gewöhnlichen Unterschrift B. u. F. — Bischof und Fürst? Die neue Wahl brachte den Fürstenhut auf den beschränktesten und eigensinnigsten Kopf, der sich im Capitel fand, auf Adalbert von Harstall. Aus dem neuen Cabinet erging nur allzu bald eine Mißbilligung des „dem heiligen Stuhle" feindseligen „Magazin," mit dem Verbot an Schalk, dasselbe fortzusetzen, ja sogar irgend eine andere Schrift kanonischen Inhalts herauszugeben.

Und so stand er denn wieder — man möchte sagen aller Schwungfedern beraubt — auf dem alten zwiespältigen Boden seines Klosterlebens. Denn kaum sogar war er in dem Stiftsarchive, wohin man ihn mit der Miene besonderer Gunst unter die alten Pergamente zu „reponiren" dachte, an eine Umgestaltung dieses interessanten Urkundenlagers gegangen, als er auch schnell wieder daraus entfernt wurde. Ohne Zweifel fürchtete man sich vor den Todten, die dieser Zauberer aus ihren Gräbern erwecken möchte. So blieb ihm kein Zweifel, daß ihn der alte fuldaer Sinn nach keiner Seite wollte aufkommen lassen.

Da mahnte denn lauter als lange nicht die alte Lebenslosung in seiner Brust. Alle idealen Kreise, die aus dem Kloster emporgingen, schienen sich verzogen zu haben und nichts ihm übrig zu bleiben als die weite wirkliche Welt. Und wie eine edle Frucht um ihren innern Kern nicht zeitigt, ohne daß auch die äußere Schale sich mit den duftigen Farben der Reife überhauche: so pflegen auch, wenn die Vorbestimmung eines Menschen sich erfüllen will, jene äußern Verhältnisse günstiger zu fallen, die sich erst hart und herb gezeigt haben. Dies war der Fall mit Schalk's Eltern. Das träumerische Herz der Mutter ruhte bereits im Grabe und der leidenschaftliche Sinn des Vaters war endlich zur Einsicht gekommen, daß er den begabten Sohn in

eine falsche, unglückselige Lebensstellung gedrängt hatte. Er rieth ihm nun ebenfalls zu seiner Befreiung. Die Welt selbst unterließ nicht, ihrem Candidaten zu winken. Die gelehrte Gesellschaft zu Mainz ernannte Schalken zu ihrem ordentlichen Mitglied; sie krönte seine Abhandlung „Ueber den Einfluß der Philosophie in das Kirchenrecht." Dort am kurfürstlich-erzbischöflichen Hofe ging es ja so freidenkerisch, so lebenslustig zu, daß ein geistreicher Mönch sich da wohl alle Förderung in's weltliche Leben versprechen durfte.

So reichte denn Schalk der Welt eine Hand, indem er sich zum Doctor beider Rechte promoviren ließ, um gewissermaßen einen Reisepaß, einen Titel der Bewerbung um eine Unterkunft zu haben. Dann erbat er sich im Juni 1790 einen Urlaub zu einem Besuche seines Vetters, des Geheimrathes und Vicariatsofficials Schalk von Blumenthal in Worms. Statt aber dorthin, begab er sich mit dem erhaltenen Urlaub nach Mainz, um beim erzbischöflichen Stuhle sein Säcularisationsgesuch anzubringen. Auf diesen Schritt, den man in Fulda sogleich erfuhr, ward er zurückberufen, erklärte aber, daß er erst seine Versetzung in die Welt und irgend eine Versorgung erlangen wolle, ehe er Fulda wiedersehe. Von Worms aus ließ er während des Wahlconvents für Kaiser Leopold eine Abhandlung: „Ueber die Fundamentalgesetze der deutschen katholischen Kirche

im Verhältniß zum römischen Stuhl, als Nachtrag zur Spittler'schen Geschichte", erscheinen, und brachte die ältere Schrift: „Grundsätze über die Regierungsform der katholischen Kirche", in zweiter Auflage.

Wie er nun doch nach Fulda zurückkehrte, weil er zur Betreibung seiner Angelegenheit in Rom eines Zeugnisses von seinem Fürst-Bischof bedurfte, empfing er die freundlichsten Zusagen zur Beförderung seines Säcularisationsgesuchs, konnte aber doch bemerken, daß man ihm hinterrücks alle denkbaren Hindernisse in den Weg legte. Man hoffte, daß es ihm draußen an Versorgung und an dem sogenannten Tischtitel fehlen werde. Unter letzterm versteht man die berechtigte Stelle, gleichsam das Heimatrecht eines Geistlichen in irgend einem bestimmten Kirchensprengel. Beides aber fand sich wider fuldaisches Erwarten. Im April 1791 erhielt Schalk vom Landgrafen Ludwig X. zu Hessen-Darmstadt den Ruf als Professor und Pfarrer in Gießen und vom Kurfürsten in Mainz den Tischtitel auf die Diöcese Worms. Und nun konnte ihm das Zeugniß nicht mehr versagt werden, mittelst dessen, gegen alle Einwendungen des kölner Nuntius, das Breve des Papstes zu seiner Säcularisation im August erwirkt wurde. Die frohe Verwandlung war bald geschehen, indem Schalk die Cuculle des heiligen Benedict von Nursia, die schwarze faltige Flocke, für immer abstreifte.

Unter lächelnden Artigkeiten aller Derer, die ihm Ränke gespielt hatten und nun seine Feder fürchteten, verließ er Fulda. Er war 33 Jahre alt.

Wir haben gleich anfangs Schalk's Leben ein Schauspiel genannt und schließen hier unsere Betrachtung, wie man eben ein Drama nicht mit dem Tode, sondern mit dem Siege des Helden beschließt.

Und in der That greift „der berühmte Papist", wie die Jenaische Literaturzeitung unsern Schalk zu nennen pflegte, mit seinem „Akademischen Programm" in unsere kämpfende Gegenwart herein und behandelt die große deutsche Frage des Augenblicks. Er spricht nämlich: „Ueber die Lage unserer deutsch-katholischen Kirche im Verhältnisse zum römischen Stuhle."

Diese Rede — gedruckt Gießen bei Braun, Univ. Buchdr. 1791 — ist heut wieder lesenswerth geworden. Denn — meint Schalk — „Fürsten und Unterthanen kann es nie gleichgültig sein, zu erfahren, wie die kirchlichen Verhältnisse des Vaterlandes beschaffen sind; nicht selten lauft mit denselben die ganze Wohlfahrt des Staates parallel. Ein mit den Grundsätzen des Staats unproportionirtes Steigen oder Fallen dieser Verhältnisse kann immer Zerrüttung im Ganzen, Trennung der Glieder vom Haupte, Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung anrichten."

Der Redner weist nach, unter welchen begünstigenden Zeitverhältnissen Pabst Hildebrand-Gregor seine offenbarsten Eingriffe in die Gerechtsame der deutschen Kirche habe wagen können. Treffend ist die fernige Schilderung dieser Umstände, der Entwickelung des Gregorianischen Systems für Deutschland und der deutschen Bestrebungen zur Herstellung der Kirchenfreiheit mittelst einer Reformation. Schalk's Kenntniß der Geschichte ist umfassend, die Zeichnung scharf, die Sprache höchst freimüthig. Dies besonders auch, wo er von der Richtung des jüngsten Concils von Trient, von den Arbeiten des neuen Jesuiten-Ordens zu Gunsten Roms und von der für Deutschland gefährlichen Politik der damals neuen Nuntien in Cöln, Wien, Brüssel und Luzern spricht. Nuntien, sagt er, schienen nun Idole für den schwach gewordenen Deutschen zu sein", von denen, als Ausspähern der Staaten, als Taschenspielern mit geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit, vor allem die Fürsten alles zu fürchten hätten, gegen die sich endlich auch Kaiser Leopold gesetzt und sogar das geistliche Churtrier und Churcöln Beschwerde erhoben hätten, bis endlich das aufhetzende Umschreiben des kölner Nuntius Pacca an die Pfarrer der rheinischen Erzbisthümer die geistlichen Churfürsten genöthigt habe, „den großen Freiheitsplan für die deutsche Kirche zu berathen."

Da galt es nun den „Curialisten“, Deductionsgeschütz schwersten Calibers gegen die deutschen Erzbischöfe aufzuführen, es mit „Drohungen von Verdammungsurtheilen, Excommunicationen u. dgl.“ zu laden, und hierzu — „alles zusammen zu suchen, was je der alte Sünder Isidor zum Besten des römischen Hofes gelogen hatte.“

Das Programm schließt mit Anführung dessen, was Kaiser Leopold, — „dieser weiseste Fürst, welcher schon zu Toscana der römischen Curie eine eiserne Stirne zeigte“ — bei seiner Wahlcapitulation gegen Roms Uebergriffe feierlich beschworen hatte. — So entrüstet der Pabst darüber war, so ließ er doch die Sache ruhen, „weil die französische Kirche, das bevorstehende Schisma, seine ganze Aufmerksamkeit forderte. — — „Wohl uns — ruft Schalk zum Schlusse seiner Rede — wenn Rom uns Frieden und Freiheit in der lang gewünschten Ruhe fernerhin genießen läßt, und nicht einst von neuem zu stören trachtet!“

Mit dieser letzten Besorgniß trifft er unsere Gegenwart, in welcher er wohl selber als katholischer Professor in Gießen unmöglich wäre. Oder würde vielleicht die Regierung in Darmstadt diesen namhaften Schalk gegen die wirklichen Schälke in Mainz halten und behaupten mögen?

VII.

Die Bekehrten.

Das herrlichste Maiwetter, voll Balsam des Frühlings, fiel auf jenen Wochentag, an welchem in dem Wirthschaftsgarten zur schönen Aussicht Musik zu spielen pflegte. Aus allen Klassen der Gesellschaft strömten die Menschen herbei, und nahmen nach und nach, mit immer engerer Wahl, die zahlreichen kleinen Tische unter den gestutzten Platanen ein, wo man sich, um es recht zu sagen — eng zusammen separirte. Auch Doctor Hellmuth, Redacteur der „Chronik für Politik und Literatur", hatte sich mit seiner kleinen Frau und einer jungen Freundin wieder einmal eingefunden, und zwar sehr früh, weil ihn die Abendpost zeitig wieder nach Hause foderte. Nicht lange, so fanden sich um seinen Tisch ältere und jüngere Herren ein, solche die gern um den jovialen und handelskundigen Mann waren, und Andere die von Klärchen Amelung angezogen wurden.

Angezogen konnte man in mehr als einer Hinsicht sagen. Ohne eine glänzende Schönheit zu sein, besaß

Klara bei äußerer Anmuth jene Lebhaftigkeit der Seele, die mehr fesselt, als hinreißt. Zugleich hatte sie aber auch ein artiges Vermögen, theils schon besessen, theils in Aussicht; was vielleicht noch mehr jene jungen Herren anzog, die sich demnächst auf ein eigenes Geschäft zu setzen dachten. Doch gerade für diese Bewerber war Klara kaum zugänglich; denn sie schwärmte für Literatur und Kunst und hatte dabei nur allzuviel Selbständiges, Zwangloses und oft sogar Trotziges dadurch angenommen, da sie seit ihrem 16. Jahre, nun schon sechs Jahre lang, als Waise bei zwei vermögenden Tanten lebte, an denen sie so viel Schwäche und Vorliebe fand, als für beide und zwei Großmütter dazu genug gewesen wäre, ein liebenswürdiges Geschöpf zu einem widerwärtigen zu verziehen.

Die Unterhaltung an Hellmuth's Tische wechselte mit jedem neu herantretenden Besuche. Und obgleich sie dadurch nicht bedeutender wurde, als die Zusprechenden selber waren: so lagen doch rings in der Zeit so ernste Spannungen, daß, woher auch der Windzug kommen mochte, ein Ton von denselben mit herein klang. So brachte Doctor Lukas Nachrichten von der kirchlichen Bewegung in Mainz mit. Er, ein älterer Arzt auch von auswärtigem Ruf, Schalk in Hemd und Haut und an beiden nicht immer ganz so sauber, wie es der neueste Luxus mit sich bringt, kam eben von dort zurück. —

Ich ... ist immer ein entschiedener Liebhaber von den Schriften der Gräfin Ida, sagte er lächelnd. Sie haben et... von dem scharfen Parfüm einer fahrenden Dame, den ich sehr liebe. Es war mir daher gar erwünscht, sie persönlich kennen zu lernen. Sie ist krank, und ihr Arzt, ein Universitätsfreund von mir, hatte mich zu einer gewünschten Conferenz vorgeschlagen. Ihr Mißbefinden hat nicht viel zu sagen. Sie hatte sich angewöhnt, die Gemeinde dadurch zu erbauen, daß sie sich vor dem Hochaltar des Domes ausgestreckt auf die kalten Steine niederwarf und eine Weile betete. Neubekehrte übertreiben gern. Aber sie war das von früher nicht gewöhnt, und erwog nicht, daß jede Lage ihr Bedenkliches hat, und daß man durch Umkehr nicht immer bessert. Da ich mich nun im Stillen überzeugte, daß sie in solcher frommen Lage doch wohl „mit Reflexion adorire“: so habe ich ihr erklärt, daß solches nur „momentan geschehen“ sein — nicht aber „permanent werden“ dürfe. Wenn auch solche „Allüren“ der Frömmigkeit „in der Societät Vogue“ hätten, gab ich ihr zu verstehen, so müßten doch Damen, die auf ihren Irrfahrten den „Rechten“ verfehlt hätten, sich auch vor den Liebhabern des Kreuzes hüten, von denen sie auch „zitternde Emotoonen“ bekommen könnten; das Einzige sei in ihrer jetzigen Lage gut, daß ihr in dem stillen asketischen Hause ihres bischöflichen Freundes „das

Getrappel der Bedientenstiefeln keine Crispat'onen machen werde."

Hellmuth war über die trockene Schalkhaftigkeit des alten Doctors in's Lachen gefallen, und konnte kaum wieder herauskommen. Die andern lachten zum Theil um des Lachenden willen mit; doch nur Klara war in den Schriften der Gräfin belesen genug, um die hocharistokratischen Ausdrücke derselben im Munde des Arztes wieder zu erkennen. Darüber hatte indeß unser Redacteur den diabolischen Pfiff des ankommenden Bahnzuges doch nicht überhört und brach auf. Man bat ihn, zu bleiben und kein Pedant zu sein; allein Hellmuth, der die französischen und englischen Blätter, so wie Correspondenzen und unbestimmte Zusendungen erwartete, ließ sich nicht halten. Er leerte mit verneigendem Gruße sein Glas und sagte: Chronos pfeift dem Chronisten: ihr Tagdiebe braucht's nicht zu hören!

Daß Frau und Freundin ihn begleiteten, verstand sich von selbst. Dies war aber gerade der jungen Herren Verdruß, zumal Klara ihren Hut und Schirm mit einer gar barschen Miene nahm, die keinen Zweifel ließ, daß sie mit Vergnügen ging, und sich um ihre Anbeter wenig bekümmerte. — Ja, Fräulein Amelung, rief einer derselben, treten Sie Ihrem Doctor nur hart an die Seite: dann wird der pfeifende böse Feind

vielleicht unschlüssig, ob er die Chronik bei der Politik oder bei der Literatur packen soll.

Diesem Stich, der auf Klara's Einfluß beim literarischen Feuilleton zielte, suchte Lukas rasch die Spitze abzubrechen, indem er den Abgehenden nachrief:

Ja, ja, Freund Hellmuth, bringen Sie bald wieder einmal was Pikantes! Mit der Politik geht's ja doch flau genug; geben Sie das Feuilleton nicht remis; häufen Sie aber auch nicht zu viel Bête unterm Strich!

Gegen die Zurückgebliebenen, die sich über Klara tadelnd ausließen, nahm er sich des Mädchens an. — Scheltet mir meinen Liebling nicht! rief er aus. Es ist doch ein interessantes Mädchen gegen ein Geschock anderer. Ihr nennt sie kalt: das ist sie nicht; sie hat Wärme des Herzens und der Phantasie, aber gebundene, und ihr Herren entwickelt eben die Geistesstrahlen nicht, die solche Wärme lösen. Ein bischen verschoben ist sie, auch ein wenig übermüthig, manchmal selbst eine allerliebste Fratze: aber solcher herbe Kern wird seiner Zeit nur desto süßer. Manches Mädchen ist nur aus instinctiver Furcht vor der eigenen Anziehungskraft so abstoßend; es wehrt sich gleichsam gegen die Angriffe, für die es die Reize in sich hat. Das versteht Ihr nicht. Der Mensch ist aus Widersprüchen zusammengesetzt und wird eben dadurch haltbarer. Meine Wenig-

keit z. B. laborirt an drei großen Widersprüchen, die glücklicher Weise mit den drei christlichen Cardinaltugenden zusammenhangen. Ich bin Katholik und glaube nicht an Rom; bin Mann und Bürger, liebe aber die Ehe nicht, und bin Arzt und hoffe nichts von der Apotheke.

Man lachte und gab dem wunderlichen Mann Klärchen's anziehende Begabung zu, tadelte aber desto mehr den Doctor Hellmuth, der immer eine Freundin als Echo seiner übertreibenden Aussprüche, ein weihrauchdampfendes Mädchenherz neben der kochenden Hausfrau haben müsse. Er nur, hieß es, habe dieser sonst so natürlich empfindenden Klara den Kopf verrückt, indem er ihrem Urtheil in literarischen Dingen zuviel einräume und sie zur schriftstellerischen Feder verleite, während er seine kluge Frau darauf beschränke — das Federvieh zu rupfen.

Wenigstens fügt es sich spaßhaft, meinte Lukas, daß der immer noch ein wenig burschikose Redacteur, der Alles was ihm gefällt, gleich genial nennt, das gute Mädchen mit einer wunderlichen Schwärmerei für Genialität, für alles sogenannte Geniale, angesteckt hat. Aber, ihr verliebten Jünglinge, laßt Euch das eben gesagt sein! Spielt einmal die Genialen und curirt das verkehrte Mädchen. Bei Hippokrates schwör ich euch, wenn es einmal diese Entwickelungskrämpfe über-

standen hat, wird es höchst liebenswürdig erscheinen. Ihr bewerbt euch aber mit allzu ehrlichem Philisterthum um Klara's — nun ich weiß es schon, ihr nennt es Herz: aber das Herz liegt bekanntlich in einem Beutel, Herzbeutel genannt. Drückt euch nobel aus und sagt: Herzbörse. Gut! Bewerbt euch, aber werdet Genies, da unser Herzens-Klärchen auf ein Genie gespannt ist. Begeht einige Extravaganzen! Laßt euch zuweilen etwas zu Schulden kommen, was Hellmuth genial und unsere gute Gesellschaft verrückt nennt. Schlagt ein Rad, wenn ihr Klärchen zu einem Walzer auffordert und seht zu, ob sie euch widersteht!

Man lachte, indem man dabei des Trinkens nicht vergaß; doch gab es Lukas mit spöttischem Lächeln auf, daß er einen oder den andern dieser ledernen Comptoirstuhlreiter durch Lachen oder Trinken in die Stimmung versetzen werde, den vorgeschlagenen Spaß alles Ernstes auszuführen.

2.

Kurz hinter den Heimgekehrten erschien auf Doctor Hellmuth's Schreibstube der Postbote, lieferte Zeitungen und Briefe ab, und legte ein unfrankirtes Päckchen mit dem Buche vor, worin der Empfang zu quittiren war. —

So gespannt unser Redacteur auch auf die auswärtigen Blätter gewartet hatte, die noch zur Druckerei ausgebeutet werden sollten: so lockte ihn vor allem doch das von unbekannter, etwas unsicherer Hand überschriebene Päckchen in seinem schlotterigen, nicht ganz saubern Umschlag. Aus diesem quoll unter den erbrechenden Fingern ein ziemlich starkes Heft hervor, das nach abgestandenem Taback duftete. Die Handschrift war unschön, doch in derben Zügen sehr lesbar. Die Ueberschrift „Eine Zuflucht nach Amerika" war für Hellmuth's Interesse zu verführerisch, als daß er nicht darin, alles Andern vergessend, hätte blättern sollen. Er las, er vertiefte sich, und seine Frau, die aus dem Nebenzimmer herüber schielte, konnte aus den immer schnelleren Zügen des Rauchenden, wie an den ausgestoßenen Dampfwolken einer Locomotive, wahrnehmen, daß die Zufriedenheit des Lesers immer rascher fuhr. Endlich riß er sich mit den Worten los: Prächtig, genial! He, Klärchen!

Die Freundin saß neben der Frau an einem Stickrahmen, um hier im Hause für eine der Tanten ein heimliches Geburtstagsgeschenk zu fertigen. Sie erhob sich und eilte zu dem Rufenden. — Entreiße mich der Verlockung, Klara! rief der lebhafte Mann; sonst versäume ich meine Chronik und beleidige Chronos, den knickerigen Gott der Zeit. Ich sage kein Wort, aber

lies und gib mir Dein Urtheil! Der Einsender schreibt mir da nur ein paar Briefzeilen, kurz und genial. Reisig, — der Name erinnert an den Präsidenten dieses Namens aus — Dings da; weißt Du, der beim Frankfurter Parlament im rechten Centrum so gut gesprochen. Er bietet das Manuscript für unser Feuilleton gegen „gutes Honorar“. Er scheint mir in genialen Schulden zu stecken, aber es freut mich, daß er doch nicht bettelt. Ein Gluthmensch — und vielleicht eine Fundgrube für mein Werk über Amerika.

Diese Erwartung war es ohne Zweifel, die den eben so erregbaren, als strebsamen Mann rasch eingenommen hatte, und ihm das dicke Manuscript in eine so günstige Beleuchtung rückte.

Hellmuth schwärmte nämlich für Amerika, und versprach sich alles von einem Werke, zu dem er seit Jahren lesend und erfragend sammelte, was nur irgend zu erreichen stand. Die neue Welt über dem atlantischen Ocean beschäftigte seine Phantasie nicht weniger, als sein Nachdenken. Eine so ungleichartig gemischte Bevölkerung, in wachsender Zunahme durch überströmende, unzufriedne, unfügsame Ausscheidungen des alten Europa über unkatastrirte Urgebiete sich erstreckend, in titanischen Bestrebungen von einer großartigen Natur unterstützt, bot zu Träumen und Berechnungen hinsichtlich einer ganz neuen Menschheits-Epoche die umfassendsten

Linien und die kühnsten Ziffern dar. Wie weit dort noch der sinnliche Unterbau der Gegenwart seine Bogen spannen, zu welchen nie dagewesenen Lebensgestalten die gewaltigste Thätigkeit in Verbindung mit früher Ueppigkeit und Genußsucht ihre Welt verarbeiten werde, und wenn demnächst aller Raum eingenommen wäre, und die politische wie sociale Beengung nicht ausbleiben würde, — welche veränderte politische, welche neue geistige und religiöse Bildung auf solch' erstaunlichem Fundament sich empor richten werde, diese Fragen fanden einen unermeßlichen Tummelplatz für die verwegensten Meinungen die auf so unzugänglichem Gebiet unwiderlegbar blieben.

Nun gehörte unser Redacteur zu den Männern, die sich im Nothfalle das Futter für ihr Steckenpferd etwas kosten lassen. Er dachte schon daran, wie er den Verfasser so feuriger Reiseberichte in seine Nähe bekommen und für sein Werk über Amerika ausschöpfen könnte. Denn schon das Manuscript enthielt viel neue Anschauungen und Einblicke, und ließ noch einen Vorrath von Kenntnissen und Beobachtungen über den Zustand des Landes und der gesellschaftlichen Einrichtungen im Gedächtnißtagebuche des Gereisten erwarten. Er drängte deßhalb die Freundin, die Handschrift mitzunehmen, und ja recht bald durchzulesen.

Hier war nun jene Seite, an der — wie es bei

phantasievollen, enthusiastischen Menschen leicht vorkommt — beide in wechselseitiger Selbsttäuschung einander streichelten. Klara, durch des Freundes Vertrauen zu ihrem Geschmack und durch das Aufheben das er bei Andern von ihrem Urtheil machte, lebhaft geschmeichelt, fiel unabsichtlich auf seine eignen Gesichtspunkte und selbst in seine Ausdrucksweise; er selbst aber nahm ein so wohlklingendes Echo seiner Worte gern für eine Bestätigung seiner Ansichten und konnte an der Freundin seinen ausgesprochenen Sinn und Geist mit aller Unbefangenheit bewundern.

So kam denn Klärchen schon am andern Morgen früh genug und sehr erregt mit dem gelesnen Hefte. Sie umarmte die Frau Doctor, die im Hauskleide mit Aufräumen der Zimmer, mit Anziehen ihrer Kleinen und Anschickungen für die Küche beschäftigt, der jüngern Freundin eben so blühende Wangen und strahlende Augen entgegen brachte. Klara küßte und beschenkte die Kinder; wie sie denn selten ohne Näschereien und Spielsächelchen für das gesunde und unruhige Dreigespann erschien. Sie folgte darin ihrem guten Herzen ohne Acht und Bedacht, der Mutter etwa wieder abzugewinnen, was sie an die etwas eifersüchtige Gattin verloren hatte. Eifersüchtig nämlich auf die geistige Geltung der Freundin bei dem Manne.

Dann gingen beide zu Karl, der seit 5 Uhr über seinen Zeitungen saß.

Guten Morgen! Da! sagte Klara, indem sie das Heft hinlegte. Es ließ mir die Ruhe nicht, drum komme ich so früh, lieber Freund. Ja, es ist etwas ganz Ungewöhnliches, — eine Gluth der Empfindungen und des Ausdrucks —.

Nicht wahr, eine Gluth, ein Feuer! fiel Hellmuth ein. Da sagst Du das richtige Wort!

Und welcher Wechsel der Gegenstände! sprach Klara weiter, während der Freund aus der langen Pfeife lebhafter dampfte. Bald sieht man die großartige Urnatur mit der einfachen Staffage des menschlichen Treibens, und — in welchen Farben! Man glaubt den anbrechenden Tag dieser neuen Welt im feuerrothen Abglanze des Morgenhimmels zu erblicken —.

Prächtig, Klara! rief Hellmuth. Im Widerschein eines brennenden Vulkans, einer noch nachglühenden Esse der eben fertig gewordenen Schöpfung, nicht wahr?

Bald wieder zeigt uns der Reisende das Weben, Wiebeln und Wimmeln der großen Stadt im Aufbauen und Erwerben, im Schaffen und Raffen, als gält' es, unter dem Entsetzen vor einem Erdbeben das theuerste Besitzthum zu retten und zu flüchten.

Genial, Klara! Ja, es ist etwas ganz Neues, was all' unsere Reisenovellen und Reisebilder todt

schlägt. Das soll unserm Feuilleton einen Schwung geben. Hast du gehört, wie man gestern auf das flau gewordene Blatt stichelte? Wir kündigen gleich das literarische Ereigniß an. Hast du dir schon eine Eintheilung des Ganzen in passende Abschnitte gedacht, Klara?

Doch nicht, lieber Freund. Ohne eine nochmalige Ueberarbeitung wird's nicht gehen. Die Darstellung liegt da und dort noch in ihrer ersten Rohheit da, es wimmelt selbst von sprachlichen Unrichtigkeiten.

Sapperment, 's ist wahr! fiel der Doctor ein. Es war mir ganz vergessen, und doch lag mir ein Einwand dunkel im Sinn. Auch kommen verflucht derbe Ausdrücke und Unziemlichkeiten besonders in Bildern vor. Unser Herr Reisig scheint ein genialer Sinnenmensch zu sein, urkräftig, der — soll ich sagen, gleich den Bestien der durchreisten Wälder und Savannen auf seine Beute stürzt. Freilich kann ich mir denken, wie inmitten solchen ursprünglichen Naturlebens ein gesundes Herz selbst wieder urkräftig, alle Zahmheit einer alternden Kultur abwirft, und wie die Empfindungen sich mit der riesenhaften Natur in Harmonie setzen müssen. Alle Tragbänder des socialen Anstandes platzen trotz ihrer Elasticität, wenn die Leidenschaften sich mit Titanen zu messen haben. — Aber, Klara, wer soll die Ueberarbeitung vornehmen? Ich habe die Zeit nicht:

der Gott Chronos hält seinen Sklaven zu knapp. Für dich schickt es sich nicht, die Wäsche eines genialen Mannes zu reinigen, der — nicht dein Mann ist. Eins bleibt nur noch übrig: Reisig muß es selber thun. Wir lassen ihn kommen. Es ist für dich gewiß auch interessant einen so genialen Mann kennen zu lernen, und für mich steckt wohl noch mehr Material in ihm, was er zu seinen Darstellungen nicht brauchen konnte und was ich aus ihm herausklopfe. Ohne Zweifel ist er ein Sohn des Präsidenten Reisig. Dieser gilt für reich, und ohne Vermögen hätte unser Genie seine Reisen auch nicht machen können. Sei so gut, und schreib ihm in meinem Namen. Das Manuscript sei angenommen, solle anständig honorirt werden, bedürfe aber der letzten Hand, jedoch mit derselben genialen Feder. Ob er nicht kommen könne. Da er ja doch seinem Briefe nach privatisire, möge er ein paar Wochen hier zubringen, wo es jetzt so reizend sei, durch die Nähe der Bäder, des Rheins u. s. w. Sei so gut! Mach' eine recht pikante Brühe d'rum!

Aber, bester Mann, wie quälst du Klärchen! wendete die Hausfrau ein.

Ah bah! das quält sie nicht, liebe Sophie. Das geht ihr mit der Feder so leicht ab, als wenn du — ein paar Tauben rupfest. Nun geht, und laßt mich! Ja, ja, ihr könnt beide mit Federn umspringen. Du

bleibst doch zu Tische, Klara? Wir müssen noch von unserm kolossalen Unbekannten sprechen. Nicht wahr?

Klara setzte sich an den Einladungsbrief, den sie mit ängstlicher Sorgfalt entwarf. Einem genialen Manne gegenüber bemühte sie sich, ein wenig eigenthümlich in ihrem Ausdrucke zu sein, ihre Feder unvermerkt in die Abgluth des unbekannten Vulkans zu tauchen. Es lag eine kleine Selbsttäuschung darin, daß sie dem interessanten Manne mit einer Zuschrift gefallen wollte, die doch im Namen ihres Freundes ausging.

Während dessen saß die niedliche Hausfrau mit einer irdnen Schüssel im Schooße, in die sie Zuckererbsen aushülſ'te, zu denen das Hausmädchen die gelben Rübchen schabte. — Du mußt heut einmal die Tauben rupfen, Bärbel, sagte sie der schreibenden Freundin zu Gehör. Ich will einmal sehen, ob du ebenfalls mit Federn umgehen kannst, oder ob du eine alberne Gans bist. — Ei, Frau Doctor, versetzte Bärbel lachend, die Gänse gehen ja auch mit Federn um, mit ihren eigenen.

Die Hausfrau lachte und sagte, als Klara vom Schreiben aufstand: Weißt du, Klärchen, wie ich mir euer amerikanisches Genie denke? Wie den Dichter Hiepe, aufgedonnert nach der ausgesuchtesten Mode, anspruchsvolle Lippen, herausfordernde Augen und gelbe Glacéhandschuhe. Er trinkt gern Champagner, und

mussirt Revolutionsdramen, an denen der Schaum ebenfalls das Beste sein soll.

Laß das ja deinen Mann nicht hören, antwortete Klara, indem sie mit dem Barte der Feder, die sie noch in der Hand hielt, der Freundin die Wange streichelte. Der Doctor, weißt du, hat das erste Drama dieses fahrenden Poeten zuerst ausposaunt.

Ich weiß es, lachte Sophie. Karl hat ihn für einen genialen Poeten ausgegeben, er selbst hat sich darauf in Umlauf gesetzt, es hat ihn aber Niemand in diesem Werth annehmen wollen, geschweige mit Agio.

Nein, erwiederte Klara, genial ist er auch nicht. Ueberhaupt versündigt man sich gar oft mit dieser Bezeichnung. Der äußere Schnickschnack thut's einmal gar nicht. Gerade diesem affectirten Wesen, womit man seine poetischen Verzerrungen begleitet, traue ich nicht, und denke mir auch unsern wirklich genialen Reisenden viel eher nach dem alten Zuschnitte genial: nicht gebügelt, nicht geschniegelt, sondern eher etwas — verschabt, etwas — nein, das wäre zu stark! — Dabei durchaus nicht anmaßend, sondern eher zerrissen.

Zerrissen? fragte Sophie schalkhaft. Du meinst, was man so aufgerissen nennt, an Hemd und Beinkleid oder an den Rockärmeln?

Geh', Sophie! schalt die Freundin empfindlich. Du hast doch immer so ordin— so practische Gesichtspunkte.

Zerrissen meine ich, in seelenvollem Innern, was so zu einer unsäglichen Theilnahme an seinem Geschick hinreißt, etwas, was weit mehr als Liebe ist, — Verhängniß.

Nun ja doch Verhängniß! meinte Frau Sophie, indem sie sich etwas ärgerlich erhob. Ich weiß wohl, was schwärmerische Mädchen Verhängniß nennen: etwas was ihnen zustößt, wenn sie den gesunden Verstand an den Haken hängen und das Herz an einen Mann, der vielleicht — hängenswerth sein mag. D'rum sei nur auf deiner Hut vor euerm Genie! setzte sie lachend hinzu. Denn ist er zerrissen in deinem Sinn: so findest du ihn ja hinreißend; ist er, was ich aufgerissen nenne, so bleibt das Mitleid leicht in den Fetzen hangen; wäre er aber vollends, daß man an ihm kleben bliebe, — wie sagtest du? Etwas — ha! ha!

Lachend ging sie mit ihrer Erbsenschüssel nach der Küche. Und sie hatte sich auch schon daran gewöhnt, ihre guten Einfälle selbst zu belächeln; denn von dem Manne und der Freundin erfuhr sie selten eine Zustimmung der Art. Beide schwärmten gern nach ihren sogenannten höheren Gesichtspunkten und tadelten mehr oder weniger freundlich die prosaische Anschauungsweise der Hausfrau, die doch gar nicht so selten das Rechte traf, weil sie mit Sinn und Herzen sich inmitten der Dinge hielt, um die es sich eben handelte. —

Die Antwort auf das Schreiben der Redaction blieb auf dem Wege der Eisenbahn nicht lang aus. Die Einladung recht bald zu kommen, wurde angenommen, nur erbat sich Reisig einen Vorschuß auf das Honorar als Reisegeld. Diese Verlegenheit eines genialen Mannes ließ sich begreifen. Sonderbar erschien aber die andere Bedingung, — daß ihm zugleich ein guter Paletot mitgeschickt würde; wozu bemerkt war, daß das Kleidungsstück für einen Mann von ansehnlicher Gestalt und etwas breiten Schultern zugerichtet sein müsse.

Ist das nun nicht wieder recht genial? lachte Hellmuth. Wer wird denn einen Paletot des weiten Weges schicken? Ist es nicht köstlich, solche unpractische Geister zu sehen, die an kein Porto denken? Nun ja, ich werde ihm den Betrag für ein solches Reisegewand zum Reisegeld beifügen müssen.

Darum wird's ihm auch nur gelten! meinte die Hausfrau. Klärchen aber überhörte die Bemerkung: eine Nachschrift des Briefes fesselte ihre Empfindung. Diese Zeilen lauteten:

„Die Handschrift Ihres Briefes, mein verehrter Doctor, hat mein Innerstes ergriffen. Sympathien des Herzens sind angeklungen. Die Ahnung einer ungemeinen Liebe hat mich erfaßt. Es liegt so viel Weibliches in den Zügen Ihrer Hand, im Ausdruck

Ihrer Gedanken. Das Weibliche hebt himmelan! Ha! wäre es mein Verhängniß, alle Schiffbrüche des Herzens, alle die scharfen Riffe des Lebens, an denen mein hohes Vertrauen auf Liebe und Treue – und wie oft! — scheiterte, an der Brust eines Freundes vergütet zu erhalten? Wie sagt Goethe:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.“

Wie freue ich mich zu Ihnen zu kommen! Welche Zufriedenheit träume ich mir, welche Aufrichtung nach allen entsetzlichen Wirrsalen!“

Es war eine wundersam träumerische, etwas bängliche Empfindung, aus welcher Klara durch Frau Sophiens Anrede geweckt wurde.

Aus dem Briefe geht doch hervor, sagte Sophie mit schalkhafter Feierlichkeit, daß der Geniale wirklich zerrissen ist.

Nicht wahr? rief Klara, indem sie die Freundin umarmte. Hatte ich nicht Recht? O wie zerrt oft das Leben an solchen Genien! Ich ahnte es! die edle Seele!

Ja, versetzte Sophie, — edel und breitschulterig. Ich für meinen Theil irrte mich nur im Gegenstande

seiner Zerrissenheit: Ich dachte nämlich an Hemd und Beinkleid, es ist aber der Paletot!

Sie verließ das Zimmer eilig und mit Lachen.

4.

Während unser Redacteur das Heft des Erwarteten vollends durchlas und die Stellen, die einer sorgfältigeren Ueberarbeitung bedürften, die oft übertriebenen und nicht selten sogar unanständigen Ausdrücke und Bilder mit Rothstift bezeichnete, war eine Woche vorüber gegangen, als er eines Morgens aus dem Gasthofe, Hotel Salm, ein Billet erhielt, worin Reisig seine Ankunft meldete. Hellmuth warf sich rasch in die Kleider, nahm aber einen kleinen Umweg zu Klara's Wohnung. — Er ist da, unser Geniale, unser amerikanischer Vulkan! rief er an der verschloß'nen Thüre der im Ankleiden begriffenen Freundin zu. Du kommst zu Tische, Klara. Ich hole ihn eben ab und behalt' ihn heut bei uns. Es ist glücklicherweise ein leichter Posttag, und ein Stündchen nimmst du mir ihn ab.

Im Gasthofe wurde unser Doctor in eine der Bedientenstuben auf dem hintern Gang gewiesen. Verwundert darüber, begriff er doch das Mißverständniß, sobald er, in die Stube getreten, den Ankömmling

mustern konnte. Reisig, mit seinem Anzug beschäftigt, gab nämlich manches preis, was sich nach und nach den Blicken halb und halb wieder entzog. Dennoch kam zuletzt nichts weiter zu Stande, als ein ziemlich schäbig gekleideter Mann, der an einen vornehmen Bettler erinnerte, — groß von Gestalt, stark gerötheten Gesichts, die ganze Haltung erschöpft; wobei aber die Gesichtsbildung etwas Aristokratisches und einen ehemals hübschen Mann verrieth. Das Haar fiel leicht und gelockt in den Nacken und der etwas angegraute Bart war nicht ohne Pflege gelassen. Auch gaben sich die Manieren einer guten Erziehung, Ton und Bewegung guter Gesellschaft noch zu erkennen. Nur Geschmack und Gesinnung hatten sich von jenen Angewöhnungen, mit denen sie vielleicht früher übereingestimmt haben mochten, merklich entfernt.

Ha, Doctor Hellmuth! rief er dem Eintretenden entgegen. Wie freundlich Sie mir zuvorkommen! Ich meldete mich Ihnen an, bloß um zu hören, wanneher ich Ihnen aufwarten dürfte. Ich weiß ja, wie kurz ein Zeitungs-Redacteur angebunden ist.

Wie? Und Sie erkennen mich ohne mich zu erwarten?

Ja, und ungeachtet Ihres Aussehens! lachte der Geniale.

Was? Meines Aussehens? fragte Hellmuth be-

fremdet, wobei er den Blick an sich hinab und an Reisig hinaufgleiten ließ. Hellmuth gehörte nämlich zu Denen, die auf guten und modischen Anzug halten.

Ich meine Ihr kräftiges, männliches Aussehen, wie ich Sie nach Ihrem liebenswürdigen Schreiben mir nicht gedacht habe, erklärte der Fremde. Der Brief hat etwas Mädchenzartes in den Schriftzügen, etwas Schwärmerisches im Ausdrucke.

So geht's Ihnen denn just wie mir mit Ihnen, erwiderte Hellmuth. Ich bin auch noch dran, Ihr Schriftliches mit Ihrer Erscheinung in einige Uebereinstimmung zu bringen. Unsere Zeit ist stolz darauf, geniale Männer besser zu schätzen, als dies früher der Fall war, wo man sie freilich auch kaum anders, als in der Mauser ihrer Lebensordnung oder vom Unglücke wohl ganz und gar gerupft finden mochte.

Aha! lachte Reisig, drum mustern Sie so mein Gefieder. Oder messen Sie villeicht, wieviel Stab ich zu einem neuen Anzuge nöthig habe? Gut! Gleichen Sie mich immerhin ein bischen mit mir selber aus! Unsere Urmutter Eva, stellte sich schon ihre Garderobe aus Blättern, — Feigenblättern: ich will mich in Ihr Zeitungsblatt kleiden, in Ihr Feuilleton. Sie sehen, Doctor, daß ich mich zu den Folgen der Erbsünde bekenne. —

Mit dieser nicht allzu zarten Wendung war man

auf die eigentliche Angelegenheit gekommen. Hellmuth, der zuweilen mit etwas gutmüthigem Prahlen über die Berechnung seines Vortheils hinausgehen konnte, ließ sich mit einiger Uebertreibung über den Werth der amerikanischen Skizzen Reisig's und über die starke Auflage seiner Chronik aus, versprach daher das höchste Honorar der Zeitung und bestand nur auf nochmaliger Ueberarbeitung der mitzutheilenden Stücke. Er warf zugleich seine Ansicht wegen Herausgabe des ganzen Buches hin, und Reisig, schalkhaft lachend, war alles zufrieden. — Ich muß mich dann nur auf einige Zeit hier einrichten, sagte er, und bin auch unabhängig genug dazu, wenn Sie nur, lieber Doctor, ein wenig für mich sorgen wollen. Ich vereinige nämlich, ohne Ruhm zu melden, zwei ausgezeichnete Eigenschaften in mir: die beste Absicht und die höchste Ungeschicklichkeit für das Oekonomische! Versteh'n Sie mich!

Wir wollen das überlegen, erwiderte Hellmuth etwas kleinlaut. Kommen Sie jetzt mit mir nach Hause und seien Sie für heute mein Gast.

Wie Reisig sich zum Gehen anschickte, sah der Doctor sich nach dessen neuem Paletot um, auf den als Deckblatt über den schäbigen Anzug er eben gerechnet hatte, da er doch einmal neben dem auffallenden Mann über die Straße gehen mußte. Reisig aber, dem es wirklich, wie Frau Sophie vermuthet hatte,

nur um den Betrag zu thun gewesen war, erklärte, er habe den Paletot noch nicht gekauft, weil er gern hier am Ort einen — acclimatisirten Ueberwurf tragen wolle. —

Die freundliche kleine Hausfrau hatte sich ihrem Manne zu Lieb sorgfältig angekleidet, war aber nicht wenig betroffen, ihn mit diesem Fremden die Treppe heraufkommen zu sehen. Ihre erste Empfindung war, einen Unterstützung suchenden oder Subskribenten sammelnden Menschen vor sich zu haben, und schelmisch wie sie sein konnte, hielt sie diesen Eindruck ein paar Augenblicke fest, indem sie zur Begrüßung des Ankommenden wie in Gedanken ihre Börse zog. Hellmuth bemerkte es nicht, wie er denn in seinem stets etwas aufgeregten Wesen für weibliche Scherze und Schalkheiten wenig Sinn hatte. Er stellte ihr den Gast mit rühmenden Worten vor, die vielleicht den fehlenden Glanz desselben ersetzen sollten, und Sophie empfing ihn mit einfacher Artigkeit. Ein Frühstück wurde angeboten. Reisig bat sich halb lachend einen „Liquor, vulgo Rack" aus, und das Arakfläschchen des Theeservice wurde gebracht. Ein paar Schlucke hatten die gute Wirkung, daß Reisig's schlaffe Züge sich angenehmer belebten. — Sie sehen, sagte er beim zweiten Schluck lächelnd, man nimmt unter tropischen Gewächsen auch tropische Gewohnheiten, oder vielmehr Bedürfnisse

an. Meine Lebensgeister stehen noch in Correspondenz mit den Geistern des Zuckerrohres und des Reises.

Klara, die nicht lange auf sich warten ließ und sehr sorgfältig gekleidet erschien, war vom ersten Anblick des Genialen allerdings befremdet. Indem sie sich aber besann, daß es ja eben der Geniale sei, fiel ihr auch ein, daß sie sich ihn ja selbst nicht als geschniegelt und elegant, sondern vielmehr als das Gegentheil davon gedacht hatte. Sie sah mit zufriedenem, ja triumphirendem Blicke nach Sophien, als ob sie sagen wollte: hab' ich nicht richtig vorausgesehen?

Diese gute Stimmung befriedigte sie noch mehr durch den guten Eindruck, den ihre Erscheinung auf den interessanten Mann gemacht hatte, und den ihre lebhafte Unterhaltung steigerte. Man kannte den Fremdling noch nicht genug, um gerade zu bemerken, wie sehr er sich zusammen nahm, und mit welcher Anstrengung er was ihm von seiner vorsündfluthigen Ritterlichkeit noch übrig geblieben war, gegen das anmuthige Mädchen herauswendete. Der etwas scharfe Geschmack seiner abständigen Galanterie stimmte wundersam zu seinem Anzuge, so daß er eine eigenthümlich pikante Erscheinung wurde. Daher kam es, daß die drei Menschen, besonders über Tische, von ihrem Gaste sich angenehm beschäftigt fanden, — Klara durch seine Aufmerksamkeit für sie, Hellmuth durch manche Mittheilung, die gute

amerikanische Aufschlüsse versprach, und die Hausfrau durch kleine Eigenheiten ihres Gastes sowohl, als durch schalkhafte Beobachtung der beiden Anderen in der Eingenommenheit für einen Mann, von dem sie selbst keine besondere Meinung fassen konnte. Ihr stilles Lächeln drohte laut zu werden, als Reisig, die hohe, haarlose Stirne zu trocknen, ein Taschentuch hervorbrachte, das sich über allen Zweifel als ein abgerissenes Stück von einem kattunenen Canapee-Ueberzuge zu erkennen gab. Sie faßte sich, indem sie mit verbissener Lippe nach ihrem Sopha umblickte und sich des guten Damastbeschlags freute.

Beim Kaffee wurde der Nachmittag und Abend berathen. Halb schalkhaft, halb verlegen, bekannte die Hausfrau, daß sie über den Abend bereits verfügt habe. — Vorgestern, lieber Mann, sagte sie, hast du einer Anzahl unserer Freundinnen von unserm erwarteten Gast erzählt, ihre Erwartung gespannt und ihnen eine Abendvorlesung aus seinem interessanten Manuscript versprochen. Das fiel mir ein, als du fort warst, Herrn Reisig für den heutigen Tag abzuholen. Ich schickte gleich zu den Damen und ein paar Herren, und sie haben Alle zugesagt.

Aber auch — fiel Hellmuth unwillig ein, besann sich aber rasch seines Gastes und fuhr freundlicher fort: Ich meine, warum gleich den ersten Abend? Wir

[illegible] nsern Freund auch gern erst ein wenig allein [illegible] cht!

Wußt' ich denn, lieber Mann —? erwiderte Frau Sophie mit einem Blick auf Reisig's Anzug. Du tadelst immer, ich ginge so wenig in deine Ideen ein. Darum hab' ich mich diesmal geeilt, in deinem Geschmack etwas zu thun. Wer hätte denn erwartet —!

Zum Abbestellen ist's nun zu spät, meinte Klärchen. Die Damen werden sich alle auf die Stunde und den Fremden freuen.

Gewiß, und sich putzen! setzte Sophie lächelnd hinzu.

Gut also! erklärte nach einem Weilchen der Wirth. Es ist mir recht, beste Sophie. Sorge nur, daß wir sie wie gewöhnlich empfangen. Ich sorge schon — für das Andere. —

Offenbar hatte er einen rettenden Gedanken gefunden. Vor Allem aber rettete er den Gast auf seine stille Arbeitsstube in einen bequemen Sessel zu einem Mittagschläfchen. Denn Reisig nickte ziemlich abgespannt oder in die Correspondenz vertieft, die seine Lebensgeister mit den Geistern der Rüdesheimer Bergreben neu angeknüpft hatten. — Als Hellmuth zurückkam, sagte er:

Ich will hernach mit dem wunderlich aussehenden Kauz nach dem Kleidermagazin gehen, um ihn etwas

heraus zu staffiren. Die Auslagen muß ich schon machen, liebe Sophie, um — dich mit deiner Einladung nicht im Stiche zu lassen. Man ist heutzutage so verwöhnt durch den allgemeinen Luxus. Vormals ging ein verlumptes Erscheinen dem Genie als Prärogative hin; ja ein Tropf hätte sich in solcher Haut als Löwe des Tages geltend gemacht. Jetzt will man auch an dem originellsten Menschen nichts Exceptionelles gelten lassen — wenigstens an der Montur.

Sorge du nur auch, lieber Karl, antwortete sie, daß dein Genie angenehm erwache. Halt nur für alle Fälle die Arakflasche bereit.

Aber, beste Sophie, wie siehst du doch Alles so prosaisch an! rief Klara.

Du hast recht, Klara, stimmte ihr der Freund bei. Immer bleibt sie unter den höheren Gesichtspunkten. Geh, Sophie, du kannst Einen recht betrüben!

Nun ja doch, ihr müßt schon Geduld mit mir haben, lächelte sie. Die Gesichtspunkte der Hausfrau liegen mir einmal am nächsten. Es sollte euch auch übel gesagt sein, wenn ich mit euch fliegen wollte. So findest du deine Wäsche stets gestärkt und gebügelt, lieber Karl, und bedenkst eben nicht, daß dein Gast ein etwas verwaschener, verlumpter Geist ist, der auch — „gestärkt" sein will. Ei, kam er ja doch schlaff genug in's Haus, hatte aber kaum sein Glas Rack — wie's

der Racker nannte — zu sich genommen, als er auch gleich gesteift und gebügelt in galantem Benehmen gegen Klärchen erschien.

Da muß ich euch nun sagen, wendete Klara ein, daß mich seine Persönlichkeit gerade nicht sehr anmuthet; sein Anzug aber verschwindet mir ganz und gar bei seinen lebhaften Mittheilungen, wie — möcht ich sagen — die grünen Kelchlappen sich zurückschlagen, wenn die Centifolie ihre leuchtende Blätterfülle darüber ausbreitet.

Prächtig, Klara! rief Karl aus. Ein reizendes, echt poetisches Bild.

Gut, auch als Blume lass' ich mir ihn gefallen, lächelte Frau Sophie; nur als gebrochene, die in etwas Nasses gestellt werden muß, weil sie eben abwelken will. Je nun, es ist ihm ja alles gegönnt, was du ihm einschenkst, lieber Freund, — Ruhm und Rum!

An der Thür wendete sie sich noch einmal mit den Worten um: Verzeiht! Von welchem Standpunkte, beste Klara, muß ich denn unseres Gastes Sacktuch ansehen? Ich selbst würde es für ein Stück alten Canape-Ueberzuges halten. Nun ja! Etwas Zerrissenes jedenfalls, und da hab' ich ja deinen Gesichtspunkt, Klara. Nicht wahr? Und es ist mir lieb.

Sie ging mit schalkhaftem Lächeln, um nach den Kindern zu sehen.

5.

Der Mittagschläfer hatte sich Zeit zu seiner Erholung genommen und dadurch auch seinem Wirthe Zeit gelassen, eingelaufne Berichte zu lesen und einige Zeitungsartikel anzustreichen. Als der Sessel-Insasse endlich gähnend und ein wenig öde aussehend erwachte, erinnerte ihn Hellmuth an den bevorstehenden Abend, und machte ihn mit dem Erforderniß bekannt, etwas sorgfältiger gekleidet zu erscheinen. Obschon er von Reisig's Unbefangenheit einen ersten Eindruck hatte, suchte er ihm doch den Vorschlag möglichst zart beizubringen, daß er im Kleidermagazin des Herrn Oberling seinen — Reiseanzug gegen ein einfaches Salonkleid vertauschen möge. Zu Hellmuth's Zufriedenheit nahm das sein Gast, der in solchen Dingen sehr natürlich zu empfinden schien, ganz leicht, als etwas sich von selbst Verstehendes auf, ja er war so unbefangen sich auch noch einen kleinen Vorschuß zu Taschengeld auszubitten.

Im Magazin wählte man das Nothdürftigste, — zu Knöpfschuhen ein schwarzes Beinkleid, eine silbergraue Weste, seidne Halsbinde und einen bräunlichen Paletotrock mit kurzen Schößen. Reisig machte noch auf sein Bedürfniß einiger guten Hemde und salonfähiger Handschuhe aufmerksam. Während er dann

auf seiner Stube mittelst warmen Wassers und eines Rasirmessers seine Verwandlung vornahm, unterhandelte sein Redacteur mit dem befreundeten Gastwirthe um ein anständigeres Zimmer im Seitenbau des Hotels und um billige Beköstigung des „ausgezeichneten Fremden“. Ich sage gut für ihn, lieber Ebermaier und übernehme die Zahlung, erklärte er, bis der geniale Mann, der Sohn eines höchst angesehenen und vermögenden Staatsmannes, sich in eigenen Credit setzen wird. Er kommt stante pede von großen Reisen zurück, daher —!

Ich begreife schon, lachte der Witzbold vom Salm, — der Herr war verreist und kömmt verrissen.

Wie nun Reisig glatt und sauber vor dem Spiegel seines neuen Zimmers ein lächelndes Wohlgefallen an sich fand, erwachte lebhafter die Erinnerung an seine galante Zeit. Er setzte sich vor, den liebenswürdigen Schönen zu gefallen, die sich den Abend um ihn versammeln sollten. Er dachte an Klara. Sie sollte ja, wie ihm Hellmuth vertraut, neben ihrer anmuthigen, geistreichen Lebhaftigkeit auch ein artiges Vermögen besitzen und zu erwarten haben. Dies hatte er ihr nicht angemerkt, wohl aber eine gewisse unverwahrte Schwärmerei, durch die er jenen verborgenen Schatz zu beschwören und zu heben den flüchtigen Gedanken faßte. —

In dem neuen Selbstgefühle, von dem er gewissermaßen überrascht war, zögerte er über die genaue Theestunde hinaus, wie er in früherer Zeit gern absichtlich gethan, als er noch zu berechnen pflegte, daß der Ankommende in einer gewählten Gesellschaft das augenblickliche Uebergewicht hat, und einen Gewinn zieht, der sich am Würfel seines Eintretens nach den „Augen“ berechnet, die auf ihn gerichtet sind. Auch gelang es ihm wirklich, Aufmerksamkeit und Spannung zu erregen, als er im Gesellschaftszimmer erschien, und durch sein Aussehen und Benehmen selbst die voreingenommene Frau Hellmuth zufrieden stellte.

Diese Stille dauerte indeß nur so lang, als die wechselseitige Vorstellung stattfand; worauf das Gespräch zu dem unterbrochnen Gegenstande zurückkehrte. Die Unterhaltung ging um ein neues Buch: das unter dem Titel: „Ein Landaufenthalt, von Edmund Safran“ vor Kurzem erschienen war und viel Aufsehen machte. Mit einer gewissen versteckten Kunst war eine interessante Familiengeschichte, die man lesend mitlebte, dargestellt, mit reizenden Unterhaltungen über die Fragen der Gegenwart durchflochten. Bedeutende Personen, die man aus der Wirklichkeit zu errathen meinte, gingen auf dem einsamen Landsitze ab und zu, pikante Hofgeschichten wurden geflüstert, treffende Urtheile über Literatur und Kunst fielen dazwischen, und Lieder eines

Gastes der Familie, Gedichte, denen man Seele und Wohlklang zugestehen mußte, versöhnten die Widersprüche der geselligen Abende. Dieser wechselnde Inhalt des Buches, indem er einen vielseitig gebildeten Autor verrieth, gab sich doch so ungezwungen, daß nirgends eine Absicht durchblickte, die den unbefangnen Leser hätte verstimmen können. Man fragte nach dem wahren Namen des Verfassers und faßte dabei den fremden Gast in's Auge, der ja aus der Stadt kam, wo das Buch verlegt war. Reisig erklärte ihn nicht zu kennen; wobei aber eine eigenthümliche Befangenheit verrieth, daß er wohl nicht ohne irgend ein Verhältniß zu demselben sein dürfte. Doch habe ich manches von ihm gehört, setzte er hinzu. Er ist ein Neffe seines Verlegers, ein noch junger Mann, dem eine vielseitige Bildung und günstige Verbindungen die Wahl eines Lebensberufs zur Qual machen. Heut, sagt man, blicke er nach einem Staatsamte, morgen nach einer Professur; dazwischen schiele er nach einem Pult auf dem Comptoir seines Onkels. Und eben so soll er bald etwas sentimental, bald ziemlich Spötter sein.

Ein genialer Mensch! rief Doctor Hellmuth; es ward ihm aber heftig widersprochen. Selbst Klara hielt das Buch für keine eigentlich geniale Produktion.

Gewiß nicht! rief der Arzt Lukas. Wenigstens in dem Sinn des Ungeberdigen, den Ihr oft mit diesem

Wort verbindet. Dazu ist das Buch viel zu gehalten, maßvoll, befriedigend. Ein liebenswürdiges Fräulein wird den Herrn Safran mit Entzücken lesen; ob aber auch heirathen —? Wer für ein Genie schwärmt, findet schwerlich den rechten Mann an ihm. Ich zweifle sehr Fräulein Amelung, daß er ein Rad schlagen würde, um einer jungen Dame die Hand zu bieten, wenn auch nur zu einem Walzer. In der That, ich habe das Buch mit wahrem Vergnügen gelesen und kann's empfehlen. Es ist Einem unter dem Lesen zu Muth, als wandle man an einem heitern Sommerabende durch fruchtbare Gefilde, und der wunderlich angenommne Namen Safran selbst erinnert an den würzigen Geruch, der über reifenden Kornfeldern schwebt.

Sehr wahr, lieber Doctor! rief ihm eine ältere Frau zu. Sagen Sie noch, auch die Abendglocken der Religiosität fehlen dem Sommerabende nicht.

Ich würde lieber sagen, die Abendröthe der Religiosität fehlt nicht, wendete Lukas ein. Die Glocken erinnern zu sehr an das eigentlich Kirchliche, das ich für meine Person — nicht sehr cultiviren kann.

Das ist wenigstens in Safran'schem Sinn, Herr Doctor! lachte Reisig. Es circuliren nämlich bei uns einige Distichen des Herrn Safran in Abschriften gegen die Gräfin Ida gerichtet. Er hat sie nicht drucken lassen, weil er sie nachher selbst mißbilligte. Er hatte sie in

der ersten Aufwallung über das Bekehrungstreiben jener Dame hingeworfen, weil er auch in dem Pilger- und Klostergewande die alten „Allüren" der weltfahrenden Frau zu erkennen glaubte. Ich besitze zufällig eine Abschrift: wenn mir die Herrschaften erlauben, nur als Probe —.

Er nahm aus einer nicht gar saubern Brieftasche ein Blatt Papier, entfaltete es und las:

„An Gräfin Ida.

Erbaulich.

Ausgestreckt in der Länge des Leibs liegt vor dem Altare
Seelenermüdet ein Weib: sagt was bedeutet denn das?

Verkehrt und bekehrt.

Fällt nicht ein fahrendes Weib gar leicht, wie die rollende Münze,
Heute verkehrt auf den „Kopf", morgen bekehrt auf die — „Schrift?"

Nomen et omen.

Fahrend suchtest wie lang du, romantische Dame den „Rechten";
Siehe, nun fesselt er dich, der nach der Kette sich nennt."

Indem der Lesende sich einen Augenblick unterbrach, um zu sehen, ob die Anzüglichkeiten der Verse verstanden würden, blieb er durch ein lebhaftes Gespräch un-

terbrochen, das sich für und wider entspann. Mehrere ereiferten sich zu Gunsten einer Frau, deren Unglück und Trostbedürftigkeit mehr Achtung und Schonung verdiene.

Wahr! rief Doctor Lucas. Gönne man es der Langumhergeirrten, wenn sie zuletzt in den Armen des Glaubens findet, was sie in keiner Bucht ihrer Fahrten an keinem Busen ihrer Hingebung finden konnte. Auch handelt sie nicht so inconsequent, als es scheint: wie sie früher das Glück nicht in der eignen Brust, sondern in den Weltverhältnissen gesucht hat; so ergreift sie das Göttliche, das in ihrem Geist und Herzen nicht selbständig geworden ist, im Aeußern, in einer äußern Erscheinung, und da sie taumelte, gerade in einer recht felsenfesten; sie wechselt die Religion nicht, — sie nimmt zum erstenmal Religion an und zwar den handfestesten Glauben; sie braucht Autorität und bekennt sich als gute Aristokratin zu jener kirchlichen Gesellschaft, die den ältesten Stammbaum hat, und an deren Schwelle ihr ein Baron die Hand bietet.

Dieser Beiderwand von Scherz und Ernst regte den Streit nur noch mehr auf. Man wollte ja gern der unglücklichen Frau den gefundenen Frieden gönnen: nur sollte sie auch den Frieden Andrer achten, und sich von den fanatischen Bestrebungen des Jesuitismus weglassen,

der darauf ausgehe, Haß und Hader in den Staaten und Familien zu erregen.

Und solchen Angriffen gegenüber, rief Klara, warum will man übel nehmen, wenn einmal ein paar Seitenhiebe gerechter Entrüstung auf eiteln Selbstbetrug und mitverschuldete Verirrung fallen?

Auch wahr! rief Lucas. Ich wollte man könnte jedem jesuitischen Fanatiker einen protestirenden Lacher entgegen stellen.

Drum, fuhr Klara gegen Reisig fort, geben Sie mir nur das Blatt her: ich wenigstens möchte auch noch die übrigen Distichen lesen.

Aufgeregt, wie sie war, entwand sie dem etwas verblüfften Manne das Blatt, wobei sie einigen der Umstehenden die Bemerkung zuflüsterte, daß sie Reisig selbst für den Verfasser halte.

Um dem unerquicklichen Streit ein Ende zu machen, brachte Hellmuth das Heft Reisig's herbei, und ersuchte die Gesellschaft, sich eine kleine Vorlesung gefallen zu lassen.

Das ganze enthielt die Reise eines jungen Menschen von den besten Anlagen, der nach leichtfertigen Streichen von seinen Verwandten verbannt und verstoßen, sich aus den Armen seiner Zechgenossen losreißt, um in der neuen Welt ein neues Bewußtsein zu erringen. — „Ich verließ Deutschland, hieß es, gleich

einem Vagabunden, ohne Paß und ohne Geld; denn meine gute, vorsorgliche Schwester hatte mich gleich einem Waarenballen, aufgegeben und via Rotterdam und Havre nach New-Orleans spedirt, wo mir die weitere Forthülfe angewiesen war."

Die Erzählung, offenbar unter sehr wechselnden Stimmungen niedergeschrieben, verlief sehr ungleich. Der junge Mann macht auf dem englischen Schiffe die Bekanntschaft eines deutschen Barons und bemerkt die unziemlichen Absichten desselben auf die Erzieherin seiner Kinder. Da faßt er selbst eine Leidenschaft für das schöne und liebenswürdige Mädchen und weiß es unter der Angst, die es vor dem Baron hat, für sich zu gewinnen. Emma vertraut und verlobt sich ihm, mit dem Entschlusse, dem Baron zu entfliehen. — In dieser Partie nahm die Darstellung sehr schwärmerische, übertriebne, üppige Farben an. Interessanter fielen einzelne Naturgemälde aus; wie denn der reißende Mississippi sehr lebhaft geschildert war. — Von den Jefferson-Barracks, wo man landete, hatte der junge Abenteurer und die mit ihm entflohene Emma an einem herrlichen Maimorgen den Urwald betreten. Sie mußten halbmannshohes Gras, — Kaninchen, Eichhörnchen und Klapperschlangen aufscheuchend — durchwandern, um nach der Farm eines Freundes zu gelangen.

Hier in der Wildniß verwilderten denn auch, so

zu sagen, die ausgesprochenen Empfindungen. Viel Unzartes, ja Unschickliches lief in geschmacklosem Stil mit unter; so daß besonders die jüngeren Zuhörerinnen sich in's anstoßende Zimmer zurückzogen. Reisig schien es nicht zu bemerken. Er hatte in der Zerstreuung dem Glase Zuckerwasser, das zur Anfeuchtung des Mundes vor ihm stand, aus dem Rumfläschchen des Theeservice mehr und mehr zugegossen, und sah sehr erregt aus. Vergebens flüsterte ihm Doctor Hellmuth zu, auf die rothangestrichenen Stellen zu achten, jetzt legte er ihm die flache Hand auf's Blatt und sagte scherzend: Merken Sie denn nicht, geehrter Herr, daß man sich vor Ihren Klapperschlangen des hohen Grases fürchtet?

Oh! versetzte Reisig, mit etwas starren Augen umherblickend. Verzeihung für das giftige Gewürm! Sie sehen, ich bin unbeschädigt davon gekommen. Aber bei so viel Theilnahme für mich, erlaube ich mir die Frage: Wie finden Sie, meine schönen Damen, die Mittheilungen im Uebrigen? Auf das Urtheil der Frauen habe ich von jeher den höchsten Werth gelegt. Sagen Sie mir offen —!

Er blickte bei diesen Worten eines um das andere der nächsten Mädchen an, die sich verlegen zurückzogen, bis auf eine kleine Naseweise, die ein wenig schnippich erwiderte:

Wo ist denn die unkluge Emma hingekommen?

Diese unbedachte Frage setzte hier ein Kichern, dort eine Verlegenheit ab. Eine ältere Frau fiel mit Freundlichkeit ein:

Wenn Sie sonst auf das Urtheil der Frauen Werth gelegt haben, Herr Reisig: so geschah es wohl auch für Mittheilungen, die mehr für Frauen gemacht waren. Was wir dagegen eben anzuhören gehabt, wird vielleicht von Männern besser gewürdigt. Was meinen Sie denn, Doctor Lucas?

Ich bin mit unserm Freunde Hellmuth einverstanden, antwortete er, der die Stellen angestrichen hat, die einer nochmaligen Ueberarbeitung bedürfen.

Wie? fiel Reisig lachend ein. Ich dachte, sie seien angestrichen, um sie zum Vorlesen besonders zu bezeichnen.

Worauf jene Dame, von dem kecken Lachen verletzt, erwiderte:

Das ist sehr bescheiden von Ihnen, daß Sie Ihr eigenes Gefühl des Schicklichen einem fremden Urtheile wenn auch einem sehr mißverstandenen, unterordnen.

Dies war sehr stark, selbst in einer bereits verstimmten Gesellschaft. Allein Reisig's ganzes Wesen und Benehmen hatte bereits sehr mißfallen. Leider hatte er es darin versehen, daß er dem ersten Eindrucke seiner Erscheinung mehr zutraute, als derselbe auf die Dauer tragen konnte. Zwischen seinen vormaligen ge-

sellschaftlichen Manieren und der jetzigen Auffrischung derselben lagen verwilderte Jahre. Sein sonst vielleicht gewandtes Benehmen war, so zu sagen, in den Charnieren, in den Gelenken, lose und locker geworden; seine Unbefangenheit schlotterte in's Ungebundene. In der Verlegenheit, die er doch empfand, klammerte er sich an Klara. — Ich appellire, rief er, an unser geistreiches Fräulein Amelung. Verurtheilen auch Sie mich, oder —?

Nun wäre schon Klara's leicht erregbarer Mädchentrotz genug gewesen, um verletzenden Urtheilen, zumal von Frauen, entschieden zu widersprechen, und eine aparte Meinung zu behaupten. Aber nun kam gerade das, was sie von solchem Widerspruch hätte abhalten sollen, — ihre eigene Verlegenheit über das Gelesene, dazu, sie vielmehr zur Vertheidigung des Lesers anzutreiben. Denn sie hatte schon vor Reisig's Erscheinen mit übertriebenem Aufheben von seiner Reisebeschreibung gesprochen, und empfand nun den ihm so stark hingeworfenen Tadel mit Partei-Empfindlichkeit als persönliche Kränkung, so daß sie nur allzurasch und lebhaft antwortete:

Ich, lieber Herr Reisig, habe Ihnen allerdings auch einen Vorwurf zu machen. Ich rede nicht von Ihren Mittheilungen, — von dieser kühnen poetischen Auffassung eines uns fremden Naturlebens. Ich kann

mir denken, wie inmitten solchen ursprünglichen Daseins ein gesundes Herz selbst wieder urkräftig, ich möchte sagen urwaldig wird, alle Zähmung und Zahmheit einer alternden Kultur abwirft, und wie es seine Empfindung mit der titanischen Natur in Harmonie setzen muß. Ich begreife das, und finde es mit meinem Freunde Hellmuth genial und hinreißend. Aber ich tadle, daß ein so welterfahrener Mann sich in einer ihm fremden deutschen Stadt, gleich den ersten Abend dazu verstehen mochte, dergleichen vorzulesen, ehe er den Geschmack und die Standpunkte des Urtheils der ihm neuen Gesellschaft kannte. Wir verstehen hier zu Land Amerika nur in dem, was es uns an Gut und Geld einbringt.

Sie war noch im besten Athem, auf die ganze Gesellschaft anzüglich zu werden, als jene ältere Frau, eine von Klärchens wenigen Gönnerinnen, freundlich einwendete:

Seien Sie nicht unbillig, liebe Klara, und thun Sie unserer Stadt nicht Unrecht! Wenn wir uns auch nicht für fremde Welttheile, weder für Ost- noch West-Indien berauschen, so wissen wir doch recht gut, was sie für Andere — Berauschendes haben.

Als sie bei diesen Worten das Rumfläschchen wie aus spielender Zerstreuung, vom Tisch auf's Theebrett setzte, drohte ein abermaliges Lachen der Mädchen.

Da trat der Hauswirth rasch mit der Einladung zum Abendbrot vor und brachte die Gesellschaft in's anstoßende Zimmer an einige kleine Tische. Reisig war geschickterweise zwischen zwei ältere Herren eingeschoben, die mit der Miene, ihn durch fleißiges Einschenken zum Besten zu halten, sich selbst gütlich thaten.

Beim Scheiden nahm Reisig die Hausfrau etwas bei Seite. — Meine liebenswürdige Frau Doctor, sagte er, ich gewinne eine immer höhere Meinung von Ihrer reizenden Freundin Klara. Sie versteht mich, sie allein von all' diesen sonst schätzbaren Frauenspersonen. Sie müssen mich mit ihren Verhältnissen — ich will sagen, Tanten bekannt machen. Ich fühle mich zu ihr hingezogen: ich glaube, daß ich sie lieben könnte.

Unterstehen Sie sich, sie zu lieben! drohte Frau Sophie alles Ernstes. Wenn Ihnen meines Mannes Freundschaft, wenn Ihnen unser Haus lieb ist: so geben Sie nur gleich all' dergleichen Possen auf. Sie dürfen mir nicht mehr über die Schwelle kommen, wenn Sie —! Das sage ich Ihnen ein für alle Mal!

6.

Nach so viel Gutem und Bitterem, was Reisig den Abend zu verschlucken bekommen, nahm er sich Zeit auszuschlafen. Das Frühstück kam dann als Vorbote

einer neuen unfreiwilligen Lebensordnung. Er vernahm nämlich, als er sich des einfachen Kaffees mit Milchbrot verwunderte und nach der Butter, den Eiern und dergleichen Zuthaten von gestern fragte, daß Herr Doctor Hellmuth für ihn als Patienten eine einfache Beköstigung nach Vorschrift des Arztes auf vier Wochen mit dem Wirthe verabredet habe.

Reisig zeigte eine sehr ungehaltene Miene. So sehr er das Schonende in der vorgeblichen ärztlichen Diät verstand, so sehr verstimmte es ihn dennoch. Verstand und Empfindung, Einsicht und Wille, so selten bei den Menschen in Eintracht, waren bei ihm auch noch durch regelloses Leben mehr als gewöhnlich in Zwiespalt gekommen. Zum Ueberflusse ward zum Frühstück das Manuscript mit einem Billet des Doctor Hellmuth überbracht, worin die Ueberarbeitung desselben auf's Dringendste empfohlen war. „Besorgen Sie nun selbst das Passende," hieß es darin nach einigen Bemerkungen, „alles, wie wir mündlich verabredet haben. Ich kann mich der Sache aus Mangel an Zeit nicht selbst unterziehen. Aber nur rasch, was einmal nöthig ist. Hoffentlich erhalten wir in ein paar Tagen ein gutes Stück der Erzählung für das Feuilleton. Wir wünschen schnell damit anzufangen, was auch Ihnen nur lieb sein kann."

Diese Erwartung setzte zum ersten Verdruß der Be-

schränkung gleich noch den zweiten einer Zumuthung ab. So nannte es Reisig in seinem feigen Aerger. — Er macht mich zu einem Kranken, beschränkt mich in meinen Bedürfnissen und dringt auf angestrengte Arbeit? murrte er. Aber ich werde ihm was —! „In ein paar Tagen?“ Aha! ich soll also nicht kommen. Die kleine Frau hat ihn aufgehetzt: ich soll Klara nicht sehen. Sie treten meiner Liebe entgegen. Ha, ich werde sie zu finden wissen, werde mich ihrer bemächtigen. O, ihr sollt mich in meiner Kühnheit und Macht kennen lernen!

An diese grillenhafte Voraussetzung saugte er sich um so fester an, als er sich damit zugleich in seiner Arbeitsscheu — einem Theil seiner sittlichen Zerfahrenheit — bestärken mochte. Nun wollte er den vermeintlichen Gegnern Trotz bieten und ohne Verzug in Klara's Wohnung Besuch machen. Er glaubte darin nicht zu irren, daß sie für ihn schwärme. So gänzlich irrte er auch nicht, nur daß er so wenig als Klara selbst zwischen der Erscheinung und der Voraussetzung seiner Persönlichkeit unterschied. Sie begegnete ihm nach der Vorstellung, die sie sich von seiner Genialität gebildet hatte, und er nahm dies auf Rechnung des Eindrucks, den er auf ihr Herz gemacht habe. Er schlug die Blöße sehr hoch an, die Klara um seinetwillen, wie er glaubte, sich in der Gesellschaft gegeben hatte. Was er eigent-

lich wollte, machte er sich in der ersten Aufregung nicht gleich klar. Es boten sich ja auch mancherlei Bezüge: eine reizende Mädchengestalt, ein schwärmerisches Herz, Geist und Kenntnisse, ein artiges Vermögen, gute Verbindungen. Ein Mann, der nicht mehr wie ein Jüngling die Persönlichkeit als ein Ganzes erfaßte, sondern der genug gelebt hatte, um sie in ihre Eigenschaften zu zerlegen, konnte von einer Freundin, von einer Gattin, einer Gönnerin, einer Vermittlerin u. s. w. träumen, und der lebhafte Aerger machte den Traum zu einem Fieber, das mit all' diesen Farben spielte.

Um ihn vollends zu verwirren, fügte es sich, daß ihm, wie er in seiner Aufgeregtheit das Billet Hellmuth's hin und her zupfte, jetzt erst die derbe Handschrift auffiel. Das waren ja ganz andere Züge, als jene des ersten Briefes. Er suchte diesen hervor. Auffallend verschieden, — wie eine männliche und eine weibliche Hand! Den Brief hat Klara geschrieben! rief er aus und erinnerte sich des Eindrucks, den derselbe beim Empfang auf ihn gemacht. Und diese Ausdrücke, die ihn damals so zärtlich, ja schwärmerisch bewegt hatten, welche Bedeutung gewannen sie nun! Etwas Mystisches, Verhängnißvolles war nicht zu verkennen. Reisig war entschlossen: er wollte sogleich zu ihr, wollte alles — wollte sein Herz wagen!

Bei diesem Gedanken mußte er unwillkürlich lächeln,

wie wenn er einen Lump sagen hörte: ich wage mein Vermögen. Es schien ein Hohnlächeln, das ihm sein heimlichstes Bewußtsein abnöthigte.

Indem ihn zu gleicher Zeit der Hausknecht auf einige Flecke an dem ausgebürsteten Paletot aufmerksam machte, empfand Reisig das Bedürfniß, mit seinen Kleidern wechseln zu können. Er überlegte hin und her, bis ihm das verführerische Morgenbillet auch aus dieser Bedrängniß zu helfen versprach. Ein schadenfroher Gedanke sprang ihm nämlich aus diesen Zeilen auf, wie ein Fuchs aus einem Buschwerke. Er erhob sich, kleidete sich an, steckte das Billet zu sich und schlenderte nach dem Kleidermagazin.

Diesmal kommt der Zugvogel in dem Ihnen bekannten Gefieder, Herr Oberling! sagte er, wobei er mit vornehmer Vertraulichkeit dem sehr höflichen Magazinbesitzer ein paar Finger der Hand reichte. Doctor Hellmuth hält mich seiner Chronik zu lieb länger hier auf, als ich dachte, und ich kann mich auf meine nachkommenden Sachen nicht gedulden. Ich habe den Morgen auf den Freund gewartet, um mit ihm hierher zu gehen; eben schreibt er mir aber —. Sehen Sie einmal, lieber Herr Oberling, was der Mann für eine ehrliche, kräftige Hand schreibt, ganz wie er selbst von Charakter ist!

Bei diesen Worten hielt er dem Handelsmanne das

Billet halb umgebogen so hin, daß der Anfang versteckt blieb und Oberling nur die Worte mitlesen konnte:

„Besorgen Sie nun selbst das Passende, wie wir es mündlich verabredet haben. Ich kann mich der Sache nicht selbst unterziehen aus Mangel an Zeit, wie Sie ja selbst wissen. Nur rasch, was nöthig ist. Hoffentlich—"

Das Uebrige betrifft eine Arbeit, die der Freund dringend von mir wünscht, und die ihm seine Auslagen ersetzen wird. Also rasch, was nöthig ist, Herr Oberling!

Unter scherzendem Geplauder wählte er einen modischen Sommeranzug mit gelblich grauem Hut, nebst verschiednen Handschuhen, Halsbinden und seidnen Taschentüchern aus. Hierüber und über die frühern Kleidungsstücke erbat er sich gleich eine auf Hellmuths Namen lautende Rechnung. Er mochte dabei die Absicht haben, den jetzt gemachten Schuldbetrag der Kenntnißnahme Hellmuths länger zu entziehen, da nun Oberling keine Rechnung an denselben schicken würde. Sehr ängstlich war er jedoch dabei nicht; da es ihm, wie all' dergleichen lockern Gesellen, eigentlich nur darauf ankam, des Erwünschten auf die leichteste Art habhaft zu werden.

Wie er sich nun vor seinem Spiegel viel jugendlicher auszunehmen glaubte, suchte er nur noch durch eine halbe Flasche Champagner seine Nerven in eine

solide Spannung zu setzen. Er gab jetzt diesem heitern Stimmungsmittel einen entschiednen Vorzug vor dem „Rack," dem er den gerechten Vorwurf machte, daß er sich unverschämterweise mit seinem verrätherischen Hauch in jede trauliche Unterhaltung mische. So adonisirt wandelte er gegen Mittag, das gelbseidne Sacktuch aus der Brusttasche gehängt, nach Klaras Wohnung.

Klara war wie gewöhnlich zu Doctor Hellmuth gegangen, beide Tanten aber empfingen den Besuchenden mit vieler Artigkeit. Es waren etwas lächerliche Personen, die in einem mittleren Kreise der Gesellschaft durch ihr Geld in einer gewissen Geltung standen, in einer Anerkennung, für die man sich durch Spottnamen zu entschädigen suchte. Man nannte das unzertrennliche Paar „Donner und Blitz" oder auch „Messer und Gabel"; Mademoiselle Tilde hatte eine schneidende Stimme und blitzjähe Art zu reden, wogegen Mademoiselle Trude in tiefem Ton gewöhnlich hinter der Schwester her polterte. Auch hielt sie mit einer gewissen Breite die Personen und Stadtgeschichten, die Tildens scharfe Zunge zu zerlegen liebte, entschuldigend oder beschönigend fest.

Wenn man vom Hasen spricht — rief Fräulein Tilde dem Eintretenden entgegen, schloß aber den übereilten Vergleich mit einigen Knixen. Trude setzte aber langsam hinzu: So springt er aus der nächsten Hecke.

Wenn ich der glückliche Hase bin, erwiderte Reisig, so muß ich gestehen, daß ich mich wirklich nur mit einer Art von Hasenherzhaftigkeit in's Revier zweier so liebenswürdigen Fräulein gewagt habe! Auf Ehre!

Sehr artig! blitzte Tilde, und Trude donnerte nach: Sehr obligeant! Man sieht doch gleich, wer in der großen Welt gelebt hat!

Uebrigens hättest du, theure Schwester, meinen übereilten Vergleich vom Hasen nicht fortsetzen sollen, bemerkte Tilde, denn wir wissen ja wohl, daß Herr von Reisig vielmehr ein scharfer Schütze ist.

Schütze? erwiderte er. O, ich wollte, ich hätte eine gute Freikugel.

Er warf bei diesen Worten eine Kußhand als vermeintlichen Zankapfel zwischen beide alten Fräulein.

Hier liegt die Beute Ihrer hohen Jagd! sagte Tilde und wies auf ein gedrucktes Blatt. Worauf Trude hinzusetzte:

Ja, eine Auerhenne, — beinahe hätte ich Hahn gesagt, — Gräfin Ida, von Ihren Pfeilen getroffen. Ich sage Pfeilen, obgleich ich sehr wohl weiß, daß man nicht mehr mit Pfeilen schießt, nur weil diese poetischer sind, als Bleischrote. Sie begreifen mich!

Reisig hatte das Blatt an sich genommen. Es war der Correcturbogen des am Abend auszugebenden Feuilleton, und enthielt zu seiner Ueberraschung, die

von ihm vorgelesenen und die noch schärferen, nicht gelesenen Distichen, die Klärchen von ihm empfangen und nicht wieder zurück, sonderm in aller Frühe zur Druckerei gegeben hatte. Noch unangenehmer war ihm eine beigegebene Note, worin auf den genialen Reisenden, der jetzt in der Stadt verweile, als Verfasser gedeutet war. Mit befangenem Lächeln wies er die Autorschaft der Verse von sich und wollte das Blatt einstecken, um die Mittheilung zurückzuhalten, als ihn Donner und Blitz zugleich, wie bei einem Wettereinschlag, versicherten, daß das wirklich corrigirte Blatt bereits in der Druckerei sei. Klara verspreche sich eine erstaunliche Wirkung von den Pillen, da die bekehrte Dame so viel Redens von sich mache und bei ihrer Frömmigkeit gar nicht gleichgültig gegen die Urtheile der Welt sei. Die abgelehnte Autorschaft wurde ihm mit liebenswürdiger Zudringlichkeit zurückgegeben in einige Neuigkeiten gewickelt, die sich auf die Krankenbesuche bei armen protestantischen Handwerkern bezogen, denen die Gräfin vorlese, und von denen sie auch schon einen oder den andern bekehrt und aus seinen Schulden gerissen habe. — Jetzt habe sie einen verlaufenen Schriftsteller in der Arbeit, bemerkte Tilde, der durch seinen Uebertritt ein berühmter Autor zu werden hoffe.

Bei Erwähnung eines „verlaufenen Literaten" war Reisig wie von einer Anzüglichkeit, oder vielleicht von

einer Ahnung bänglicher Möglichkeiten betreten und versetzte kleinlaut:

Sie schreibt ja noch selbst und kann's nicht lassen. Ich habe von ihrer bekehrten Feder noch nichts gelesen, hörte aber von einem geistreichen jungen Manne, Herrn Safran, den ich kenne — er heißt mit seinem Familiennamen Firnewalt, — die berühmte Dame habe zwar ihre leichten Roben in Bußkleider und ihre Reiseanzüge in Pilgergewänder umgewendet; diese seien aber doch etwas durchzogen geblieben von den Wohlgerüchen Babylons und von dem alten Patschuli, dessen sie sich vor ihrem Aufbruche nach Jerusalem bedient, und das sich ihr in die Wäsche und den feinen Flanell der Unterkleider gesetzt hatte.

Während Messer und Gabel lachenden Beifall zerlegten, erhob sich Reisig, indem er sagte:

Ich begreife, daß Ihre liebenswürdige Nichte, die sich gestern so warm und würdig gegen solche Bekehrungsversuche aussprach, mit den Versen so sehr zur Publicität geeilt ist; doch hätte ich sie gar gern um einige Vorsicht mit den versalzenen Dingern gebeten, und bedaure darum, sie nicht getroffen zu haben.

Dürfen wir uns vielleicht das Vergnügen zu einer Tasse Thee auf diesen Abend ausbitten? fragte Tilde.

Sehr gütig! versetzte er. Vielleicht können wir dann einen Abendgang —. Ich wünsche die Stadt kennen zu

lernen, die Umgebung der Stadt. — Er hoffte nämlich im Freien freiere Hand mit Klara zu haben.

O dann nehmen wir lieber den Thee auf dem nächsten Dörfchen in der Nähe des Wäldchens! rief Trude. Kommen Sie dann bei Zeiten und holen uns ab.

Reisig küßte Beiden die Hand und empfahl sich mit vergnügter Zusage.

7.

So zufrieden mit seinem Besuche, wie Reisig die Wohnung der beiden alten Fräulein verließ, waren diese nicht mit ihm. Klara, die liebe Nichte, hatte ihnen von dem genialen Manne, schon ehe sie ihn noch selber kannte, ein allzu günstiges Bild vorgeschwärmt, als daß seine Erscheinung nicht hinter demselben zurückbleiben sollte. Sie suchten jetzt über Das, was ihnen gleich an ihm aufgefallen war, und hinterher nicht recht gefallen wollte, einander klar zu machen. Gertrude stach da und dort an ihm herum, Mathilde schnitt hier und da prüfend von ihm ab, etwa wie sie einen Braten zu versuchen pflegten, und die Eine glaubte, etwas noch rohes, — die Andere gar schon übergegangenes Fleisch zu finden. Ja, ja, meinte Mathilde, ich habe schon mehr bemerkt, daß dasjenige, was man an Männern gern genial nennt, zu-

weilen dem starken und scharfen Duft ähnelt, den eine bedächtige Hausfrau am Wildpret für unverwöhnte Zungen mit ein wenig Essig zu mildern weiß.

Aber, liebe Schwester, setzte Gertrude hinzu, solche Männer empfehlen sich nicht wohl zum Heirathen: denn wo soll denn ein zartes, edles Mädchen den Essig hernehmen für solch' ein Genie?

Durch diese Bemerkung kamen beide Schwestern zwar nicht hinter den wahren Grund ihres Mißbehagens an dem fremden Herrn, stimmten aber darin überein, daß er für ihre kostbare Nichte keine annehmliche Partie sei. Sie gaben daher auch den ersten Gedanken auf, eine Gesellschaft mit zur Abendpartie zu nehmen, weil dies den Fremden leicht ermuntern und die Eingeladenen auf voreilige Vermuthungen bringen könnte.

Dennoch gelang es dem absichtvollen Reisig, sich auf dem Spaziergange Klara zu nähern. Er erhob gegen sie im Beisein der Tanten eine leidmüthige Beschwerde darüber, daß sie die Distichen ohne ihn zu befragen, in die Zeitung aufgenommen habe. Eine eigne geheime Bewandtniß mit den Versen könnte ihn als den vorgeblichen Dichter in große Verlegenheit bringen. Er sei wirklich der Verfasser nicht, und der eitle junge Mann, der sich auf diesen Spott und Hohn etwas zu gut thue, Herr Firnewalt, genannt Safran, ein rechter Raufbold, würde es ohne öffentlichen Verdruß und eine beliebte

Satisfaction nicht hingehen lassen. — Das Wort Satisfaction verzierte der Schalk mit Geberden des Hauens und Schießens.

Dies setzte Klara in den beabsichtigten Schreck und in die reumüthige Empfindung eines Verschuldens gegen den hochgeschätzten Mann. Sie erbot sich ihre Uebereilung durch eine nachträgliche Bemerkung im nächsten Feuilleton gut zu machen. Sie wollte Herrn Firnewalt als den Verfasser bezeichnen. Reisig aber erklärte dies für noch bedenklicher, da Firnewalt zumal Safran heißen wolle.

Nein, nein, meine verehrte Freundin, sagte er, Sie haben Ihre Andeutung im Blatte mit Ihrer Namens-Chiffer unterzeichnet, und ehe ich zugebe, daß Sie sich den Ruf einer vorlauten, unzuverlässigen Feder zuziehen sollen, haue und schieße ich mich lieber mit aller Welt herum!

Das war edelmüthig, wenigstens nahm es die Freundin dafür und zeigte sich unabsichtlicherweise freundlicher, als sie sonst wohl einem fahrenden Ritter begegnet sein würde.

Im Wirthschaftsgarten fanden sich Bekannte, die sich zu ihnen an den Tisch setzten, und nach dem Thee an dem Spaziergange nach der Waldhöhe Theil nahmen. So fügte es sich gegen der Tanten Absicht, daß Reisig mit Klärchen in vertrauliche Unterhaltung kam und mit

ihr voraus oder zur Seite wandelnd, eine unliebe Aufmerksamkeit erregte.

Er stimmte einen vertraulichen Ton an, der Klara beunruhigte. Wenn ihr auch die Zuneigung seiner Gesinnung nicht gerade mißfallen mochte: so sprach er solche doch mit zuviel Zuneigung seines langen Körpers aus, und Klara schien die Empfindung zu haben, man brauche, wenn man auch ein Genie sei, doch nicht zu geniren. Sie wich dieser Zudringlichkeit aus, und um auch die Gegenstände seiner Annäherung möglichst weit zu entfernen, suchte sie ihn durch Fragen nach seinen Reisen — auf den Ocean zu versetzen. Doch hier segelte er nur desto rascher auf sein Ziel los. — Ach! seufzte er, meine Reisen bezeichnen meine Irrfahrten. Das Meer hat noch immer seine Sirenen, seine Grotten der Kalypso, wie zu des Ulysses Zeiten. Aber nicht jeder Irrfahrende wird von einer treuen Penelope erwartet, die einen Vorrath wollener Strümpfe für ihn strickt. Was sucht man am Ende auf allen diesen Fahrten, oder was begnadigt uns nach all' diesen Verirrungen? Nur Liebe und Häuslichkeit! Doch, wohin gewendet fände ich das Du, zu dem ich singen könnte:

Und das Glück, das fern ich suchte,
Find' ich ewig nur bei Dir!"

Er begleitete dies mit einem trunkenen Blicke und fuhr fort:

Sie wissen, theure, liebe Freundin, von der Krankheit des Scorbuts, die auf langen Seefahrten aus schlechten, verdorbenen Nahrungsmitteln entsteht. Wie sehnt sich der Erkrankte nach einer grünen Insel der Südsee mit der Hoffnung, unter reiner milder Luft von der Frucht des Pisang zu genesen! Sehen Sie hier ein Abbild der Sehnsucht eines von seinen weltfahrenden Verirrungen erkrankten Herzens nach einer reinen, edlen Liebe, an der es Heil und Rettung finden könnte.

So wenig ängstlich ging also Reisig mit den Erinnerungen seiner Vergangenheit um! Klara verstand ihn aber gerade in diesen Anzüglichkeiten auf sich selbst nicht, und wich aus. Indem sie ihn aber zu seiner Beruhigung auf seine schönen Gaben und auf das herrliche Material von Welterlebnissen verwies, die er zum Nutzen und zur Freude unzähliger Leser bearbeiten sollte, brachte sie ihn nur wieder auf dasselbe Kapitel, dem sie ausweichen wollte: er ergoß sich über die Macht und die Weihe, die den Werken des Genies und der Talente gerade nur von edler Liebe ertheilt würden, so beredt, als ob er darüber einen Vortrag zu halten vorbereitet wäre. Darüber zögerte Klara in träumerischem Zuhören die zurückgebliebene Gesellschaft

herbei, und Tante „Messer“ schnitt mit scharfer Frage die verfängliche Unterhaltung ab, während Tante „Gabel“ mit sentimentalen Ausrufen den reizenden Anblick des Gebirges im Abendglanze festhielt.

Auf dem dämmerigen Heimwege gelang es dem wagenden Reisig noch einmal, Klara von der Gesellschaft abzulösen.

Ich kann nicht anders, sagte er, ich muß Ihnen bekennen, wie tief mich Ihr erstes Begegnen ergriffen, Ihre erste Unterhaltung durchdrungen hat. Gewiß ist Ihnen der Eindruck und meine Bewegung nicht unbemerkt geblieben, wenn Sie mein Benehmen auch vielleicht hätten mißverstehen können. Was ich empfunden, konnte nur eine fahrende Dame, wie die besprochene Gräfin Ida, mit dem bezeichnendsten Worte aussprechen, „zitternde Emotionen“.

Erröthend und mit ausweichender Verlegenheit versetzte Klara:

Hat sie wohl diesen Ausdruck aus Babylon oder aus Jerusalem?

Er kann aus Babylon stammen und sich in Jerusalem doch auch anwendbar machen, antwortete er. Mein Leben gilt einer hoffenden Zukunft. Denn wie Sie auch immer von meinen Bekenntnissen denken mögen, meine liebenswürdige Freundin: ich fühle mich schon durch Ihre Bekanntschaft beglückt, und träume

mit Ihnen zu leben, indem ich für Ihr Blatt arbeite. Ja, Ihr Feuilleton ist für mich ein Blatt vom Baum der Erkenntniß geworden. Und glauben Sie mir! Die Liebe, die man hegt, — ist sie auch ohne Erwiederung nicht befriedigend, — gewährt doch ein stilles und erhabenes Glück. Ich habe dies heut' — zum ersten Mal so recht empfunden und fühlte mich gedrungen, es in einigen, freilich sehr ohnmächtigen Versen auszudrücken. Lesen Sie, theures Mädchen.

Er bot ihr ein aus der Brusttasche gezogenes Papier verstohlen dar.

Nein, nein! flüsterte sie erschrocken und verlegen. Keine Correspondenz! —

Reisig flehte und drang in sie. Correspondenz! sagte er; es ist ja nur ein Gedicht.

Sind es denn auch wirklich nur Verse? fragte sie.

Auf Ehre! Nur Verse! betheuerte er. Eine Reimspielerei, wenn Sie wollen, ernst gemeint, — aber leicht hinzunehmen.

Und wie Mädchen oft wunderlich oder sophistisch empfinden, war es der befangenen Klara, als ob eine Liebeserklärung in Versen eben keine Liebeserklärung wäre, als ob Empfindungen sich in poetischem Gewande nur zu einem artigen Besuch einfänden, ohne sich im Hause einzumiethen.

Sie nahm das Zettelchen an, und las zu Hause, auf ihr Zimmer geeilt, folgende Zeilen:

„Der Liebende ist nirgend ohne Stern,
Wo süß er weile, wo er zärtlich eile.
Der Liebsten Bild, es leuchtet nah und fern:
Der Liebende ist nirgend ohne Stern.
Sein Morgenstern, am Tag die Wolkensäule,
Sein Abendstern, und Nachts — wie wacht er gern!
Der Liebende ist nirgend ohne Stern,
Wo süß er weile, wo er selig eile!“

Etwas Verdächtiges war dennoch um diese Verse, was jedoch Klara den Zeilen einer frischen Hand nicht anmerken konnte. Niedergeschrieben waren sie nämlich heute nicht, sondern nur abgeschrieben. Die erste Niederschrift lag noch auf Reisig's Tische, als er vergnügt auf seinem Zimmer ankam, — ein ziemlich vergilbtes Papier, von dem er unmittelbar vor dem Abendgang Abschrift genommen hatte, und auf dessen Rand er jetzt den Namen Klara zu einigen anderen aufschrieb, deren Inhaberinnen, wie es schien, schon früher Abschriften empfangen hatten, — Melanie, Emma, Luise, Marianne und Hannchen. Vergnügt die Hände reibend und hin und wieder wandelnd, declamirte er folgende Betrachtung:

Von Melanie bis Hannchen
Gehört' ich noch gar Manchen.

Allerdings bin ich dabei ziemlich herunter gekommen, dem Geist und der Garderobe jener Namen nach. Gieb mir ein Zeichen, Schicksal: wird's mit Klara wieder etwas aufwärts gehen, oder — meinethalben auch Ruhe werden? Ruhe mit einer sichern Rente, wenn meine poetischen Irrfahrten sich am häuslichen Heerde niederlassen? Das hat doch ein Gedicht, gut oder schlecht gerathen, vor dem besten Louisd'or voraus, daß man es — mehrmal ausgeben kann. Ha! ha!

8.

Es war ohne Zweifel mehr eine Beschäftigung der Phantasie, als eine Empfindsamkeit des Herzens, was den Abend über Klara so lebhaft einnahm, daß sie gegen ihre Natur sehr still und in sich gekehrt blieb. Dies entging aber den Tanten so wenig, als ihnen die Zuthätigkeit des Fremden gegen die Nichte unbemerkt geblieben war. Nun aber gehörte es zu den Schwächen der alten Fräulein, daß sie in ihrem Urtheile, wie in ihrem Geschmack, leicht zweifelhaft wurden, sobald sie sich mit der verwöhnten Schwestertochter im Widerspruche befanden. Anfangs befriedigt durch den Stolz auf die geistreiche Nichte, wenn sie in höher gelegnen Dingen sich ihr unterordneten, waren sie doch

oft auch in Sachen ihrer bessern Einsicht von dem lebhaften Mädchen, das Blitz und Donner der Rede, Messer und Gabel des Urtheils in sich vereinigte, überflügelt und zum Schweigen gebracht worden. Bedachten sie dabei noch, wie leicht das verzogne Kind durch entschiednen Widerspruch nicht bloß in Sachen der Neigung, sondern oft nur eines empfindlichen Eigensinns zu beharrlichem Trotze getrieben wurde: so wagten sich beide mit ihren Ausstellungen an dem genialen Schriftsteller nur sehr kleinlaut hervor. Zu ihrer Verwunderung widersprach Klara nicht. Zweifelhaft über den ihr räthselhaften, zweideutigen Mann, und in ihrem Urtheil und Benehmen uneinig mit sich selbst, war sie in einer Stimmung, in der die Erinnerungen der Tanten, so schonend hingesprochen, nur das bängliche Nachdenken vermehrten, in das sie versunken saß.

Bei diesem Stillschweigen beruhigten sich die Tanten, bis eine derselben die übertriebene Besorgniß faßte, Doctor Hellmuth möchte den Fremden, dessen er sich so lebhaft angenommen, in der Zuneigung für die Nichte begünstigen, und Klaras Herz unter denselben Einfluß ziehen, den er auf ihren Geist und Geschmack ausübte. Sie entschloß sich daher, der Frau Hellmuth einen Besuch zu machen; wobei sie ihre und der Schwester Abreise nach Mannheim zum Vorwande einer Abschiedsvisite nahm. Dort lag nämlich eine reiche Base schwer

erkrankt, und im Begriff ein Testament zu machen. Sie hätten zu ihrer Beruhigung die Nichte gern mitgenommen. Klärchen aber hatte Gründe zu bleiben, die stärker waren als die Tanten. Nun hätte es sich nicht erwünschter fügen können, als daß Frau Sophie selbst, ehe die gute Tante noch ihr heimliches Anliegen wie beiläufig vorbrachte, auf Reisig zu reden kam, und ihre ganze Unzufriedenheit mit dem hergelaufnen Genie laut werden ließ. Sie behielt selbst die Aeußerung desselben bezüglich seiner Absicht auf Klara nicht zurück; versicherte aber, daß ihr Mann weit entfernt sei, ihn bei Klärchen zu begünstigen, und verabredete zugleich, wie sie in Abwesenheit der Tanten über der Freundin wachen und eine so ungehörige Bekanntschaft abwehren wolle.

Diese Zusage beruhigte die Tanten vollständig. Sie beeilten ihre Abreise, um weitere Besuche des Fremden in ihrer Wohnung abzuschneiden. — Ein Andres ist aber ein guter Vorsatz und ein Andres die rechte Ausführung. Indem Frau Sophie ihr Versprechen für etwas gar zu Leichtes nahm, griff sie es nicht geschickt und vorsichtig genug an. Sie fiel beim ersten Besuche Klärchens sehr heftig und wegwerfend über Reisig her, und schreckte dadurch die empfindliche Freundin zurück, die mit der Absicht gekommen war, ihr ein Bekenntniß zu machen, dessen sie sich nun beschämt fühlte. Hätte

Frau Sophie dies abgewartet, so wäre es ihr wahrscheinlich ein heitrer Spaß gewesen, den widerwärtigen Mann aus der Aprikose seiner Huldigung als bittern Kern heraus zu schälen, und der lieben Freundin nur das Schmeichelhafte davon zu beliebigem Geschmack zu überlassen. Nun kam es anders. Zuerst belächelte Klara die wie zufällig aussehenden Aeußerungen der Freundin, zumal der Tadel unter den Inbegriff des Aeußerlichen fiel, was das schwärmerische Mädchen ohnehin die alltäglichen Gesichtspunkte der Frau Sophie nannte. Als aber die Ausfälle sich wiederholten und die Absicht verriethen, einer allenfallsigen Liebesneigung entgegen zu arbeiten, nahm sie es nicht sowohl verdrossen, als im tiefsten gekränkt auf. Sie empfand etwas Beleidigendes nicht bloß in der Voraussetzung einer solchen Zuneigung, sondern auch in der Art, wie sich eine Freundin nicht mit offener Herzlichkeit, sondern mit verbissenem Eifer dagegen ausließ.

Seitdem war Clara zurückhaltender gegen Frau Sophie. Aus einer Art von Trotz ließ sie sich die Briefchen und Verse gefallen, die ihr wiederholt aus dem Hotel Salm gebracht wurden. Und so befestigte die eifernde Frau nur mehr und mehr in's Unklare und Leidenschaftliche hin ein Interesse, das sie zu entfernen bemüht war. Sie brachte nebenher auch ihren Mann gegen Reisig auf, indem sie bei jeder Gelegenheit lachend und schä-

fernd an den Vorschuß und an die Auslagen erinnerte, die dieser Bruder Liederlich eben nicht abzuverdienen eile. Denn wirklich wartete der Doctor von Tag zu Tage vergebens auf umgearbeitetes Manuscript und brach endlich in den lebhaftesten Unwillen aus. Bei seinen heftigen Aeußerungen ward Klara noch empfindlicher, weil sie nun auch ihren Freund und eben so rückhaltend auf der Seite seiner Frau erblickte, gegen die sie einmal Partei zu Gunsten Reisig's genommen hatte. Da sie aber dem unwilligen Redacteur in der Sache selbst nicht Unrecht geben konnte, so entschloß sie sich, an Reisig zu schreiben und ihn an die Arbeit zu erinnern. Dies schien ihr zugleich die schicklichste Weise, ihm einmal auf seine Billete zu antworten, um was er so sehr flehte. Sie dachte seiner dadurch los zu werden. War ein solcher Schritt in ihrer Lage an sich schon bedenklich: so fielen bei der ganz eignen Klemme ihrer Empfindungen die Zeilen ihrer Feder auch noch etwas verzwickt aus. Man hätte glauben sollen, Reisig's kleine Gedichte, aus einer wärmeren Zeit seiner Gefühle wahrscheinlich auch wiederholt ausgegeben, hätten noch einigen Ansteckungsstoff von Schwärmerei auf Klara's Phantasie verbreitet. Denn die Verse schmeichelten ihr, ohne daß die Persönlichkeit des Versemachers ihr Herz rührte. Dieser Widerspruch ihrer Empfindung, den sich das eigensinnige Mädchen

nicht klar machte, trieb es dazu, da ihr Gefühl eben nichts Wahres, Empfundenes dictirte, geistreich und witzig zu schreiben, auf Gerathewohl, daß es auch gesucht ausfalle. — Hätte sie nur bedacht, wie leicht der Scherz eines Mädchens eine Blöße giebt und den Leichtsinn der Männer ermuthigt!

„Sie erinnern mich wiederholt an eine Antwort," hieß es u. A. in ihrem Billet, — um eine bloße Quittung, wie Sie es nennen. Unmöglich kann ich aber die glänzenden Perlen Ihrer Poesie als für mich angenommen quittiren, sondern stelle lieber mit diesen Zeilen einen Schein darüber aus, daß solche blos bei mir hinterlegt sind, was mein seliger Vater einen Depositionsschein nannte. Was ich zu Ihrem mir mitgetheilten Traum sage? Sie haben von meiner Hand geträumt, die Sie eine schöne Hand zu nennen so artig sind. Nun ja, Sie kennen diese Hand aus dem Briefe, den ich in Doctor Hellmuth's Namen an Sie geschrieben, und deutlich wenigstens, wenn auch nicht eigentlich hübsch, ist meine Handschrift. Sie aber schreiben eine geniale Hand; und haben Sie im Traum Ihre Hand in die meinige gelegt, so kann das nichts anders bedeuten, als daß ich recht bald Ihr umgearbeitetes Manuscript, das heißt ja Handschriftliches empfangen werde. Und das betrifft eben die Hauptsache, warum ich Ihnen schreibe. Sie haben mir jüngst

so viel von den Verschuldungen Ihrer Vergangenheit vorgesprochen, daß ich seitdem die Besorgniß gefaßt habe, Sie würden uns am Ende auch Ihre Arbeit schuldig bleiben. Ernstlich, geehrter Herr, machen Sie sich dran! Doctor Hellmuth fängt gemach an etwas wild über Ihr Zögern zu werden. Sorgen Sie, daß wir wenigstens einen Anfang als Lockvogel für's Feuilleton erhalten. Ich begleite die Tanten auf ihrem Besuche nach Mannheim bis Darmstadt zu einer Freundin, kehre aber Donnerstag zurück, und rechne darauf, Freitag Vormittag das erste Stück Ihres Reiseberichts zu empfangen. Machen Sie, daß Ihr Traum sich erfülle und Sie freie Hand bekommen, wodurch die meinige aufhört frei, d. h. leer zu sein.

Auf Wiedersehen!

Klara."

Lächelnd und lüstern saugte, so zu sagen, Reisig an dem Brief. Ei, rief er aus, die liebenswürdige Feuilletonistin ist verschlagener und pfiffiger als ich gedacht hätte. Versteckt sich hinter Wortspiele. Ein rechtes Evatöchterchen! Gerade so machte es unsere Urmutter im Paradiese, als sie vom Baum der Erkenntniß genascht hatte, mit dem Feigenblatt, wie Klärchen mit dem Feuilleton.

Sein befriedigtes Lächeln, seine schalkhafte Miene verriethen, wie wenig ihm selbst vom Baume der Er-

kenntniß zu gut gekommen war; denn es fiel ihm nicht ein, daß er eigentlich von doppelten Vorschüssen lebte, von Hellmuth's Gelde und von Klärchen's vorgefaßter Meinung. Nur ein so verdorbner Sinn konnte sich so roher Weise täuschen und auf solche Selbsttäuschung übermüthige Entschlüsse nehmen. Denn daß er eine verwegne Absicht gefaßt hatte, ließ sich aus dem Anlaufe vermuthen, den er zur Bearbeitung seines Manuscripts nahm. Freilich machte ihm gerade der Anfang seiner Mittheilungen, woran wenig zu ändern war, auch leichtere Arbeit. Dennoch war er der Mann nicht, der ohne sich zu beleben, bei einer Arbeit aushalten konnte. Es war ihm gelungen, den Wirth, einen jovialen Witzbold, über die Grenze der mit Hellmuth verabredeten Verpflegung hinaus zu locken, und so hatte er auch eine Flasche Champagner aufgebracht, die wie eine Tagesleuchte vor ihm stand. — „Bouzy mousseur", sagte er beim ersten Einschenken, ist gleichsam die Wolkensäule, die meiner durch die Wüste ziehenden Feder vorleuchtet; wofür ich denn die Feuersäule bei Nacht spare, denn — eine gute Lampe zum Schreiben fehlt mir ja noch. —

In dieser schelmisch vergnügten Stimmung wurde er von Hellmuth überrascht. Dieser, von den Bemerkungen seiner Frau, sowie durch das zurückhaltende Benehmen Klara's verdrießlich gestimmt, kam nach der ver-

zögerten Arbeit zu fragen. Er dachte nicht zu überraschen, aber noch weniger überrascht zu werden. — Nun? das muß ich gestehen: bei Champagner? rief er mit gelindem Ingrimm.

Er ist echt, Doctor! erwiderte Reisig, indem er in der bestaubten Unordnung des Zimmers einen Stuhl von den darauf geworfenen Kleidungsstücken für den Besuch räumte. Rechtschaffener Bouzy! ich werde Ihnen gleich ein Glas —

Ich danke sehr, ein für allemal! erklärte Hellmuth, ärgerlich über den Unverschämten. Ihre Zunge hat einen sehr unbefangenen Geschmack über die Echtheit des Weins; die meinige würde nur herausschmecken, daß er nicht bezahlt ist.

Ich kann Beides versichern! lachte der Uebermüthige. Aber ich hoffe, beides soll Ihrem Feuilleton zu gut kommen. Ich dachte Sie heut' zu besuchen, um Ihnen zu sagen, daß die erste Lieferung meines Manuscripts zum Abdrucke fertig liegt. Ich bin nun rechtschaffen daran und Sie sollen Ihre Freude haben.

Wie er die umgeschriebenen Blätter aus dem Wust hervorwühlte, kam Klara's Brief dem Freunde zu Gesicht. Reisig raffte ihn schnell unter die Schreibereien; doch hatte der Doctor die Handschrift schnell erkannt, schöpfte aus Reisig's Hast Mißtrauen gegen den Inhalt und stand in lebhaftem Unmuth auf. — Geben

Sie die Bogen her! sagte er. Es ist auch Zeit, daß Sie sich dran halten. Ich will den Anfang gleich einrücken lassen und rechne auf tägliche Fortsetzung. Ich werde F. f. — „Fortsetzung folgt“ meinen Lesern versprechen, und wenn Sie mich stecken lassen, — Herr, dann werde ich aus dem ff mit Ihnen reden.

Er hob dabei eine drohende Faust, die er aber mit rascher Verbesserung in eine offene Hand zum Empfange der Papiere verwandelte.

Entschuldigen Sie, Verehrtester! versetzte Reisig gelassen. Ich habe das Manuscript Fräulein Amelung zuzustellen. Sie kommt morgen Abend zurück und will es übermorgen früh aus meiner Hand empfangen. Aus meiner Hand —.

Bei diesen Worten lächelte er bedeutsam.

Fräulein Amelung? brauste Hellmuth auf, so sehr seiner sonstigen Artigkeit vergessend, daß er hinzusetzte: Gegen wen haben Sie Verbindlichkeiten?

Verbindlichkeiten gegen Sie, antwortete Reisig, das ist klar; dabei aber gestatten Sie mir wohl den heimlichen Wunsch, mich gegen Klara verbindlich zu erweisen.

Worauf Hellmuth verblüfft und nachdenklich ausrief: So? Gegen Klara — verbindlich? Nun ja doch — hier muß allerdings einiges klar werden.

Hiermit eilte er fort. Dem Wirthe, dem er im

Hause begegnete, erklärte er, daß er für nichts gut gesagt habe, als für die zu Reisig's Verpflegung verabredete „Wasser und Weide", sonst aber weder für Bouzy, noch für irgend einen Butzen.

Erst jetzt, wie er nur noch mit halber Ladung seines Zornes über die Straße schritt, besann er sich der von Reisig weggeräumten Kleidungsstücke, die ja offenbar ganz andere waren, als jene von ihm selbst ausgenommen. Er wendete sich nach der Straße zu Herrn Oberling's Magazin, wo er denn die weitere Auswahl und den Betrag der ausgestellten Rechnung erfuhr. — Und der Herr hat Ihnen die Rechnung nicht zugestellt? fragte der Magazinhalter verwundert.

Nein! rief Hellmuth. Aber nun ich geantwortet, lassen Sie mich fragen, wie Sie ohne mein Vorwissen, ohne mein Beisein auf mich abgeben konnten?

Ich habe auf Ihr Billet abgegeben, erklärte Oberling, auf Ihr Schriftliches, daß Sie dem Herrn die Auswahl überließen und keine Zeit hätten, selber —

Was? Ein solches Billet von meiner Hand? fragte Hellmuth.

Von Ihrer mir bekannten Hand, wie anders?

Ein Falsum, ein Betrug! schrie der Freund. Also mit einem Schriftfälscher, einem Händeverdreher haben wir's zu thun. Nun aber soll ihn doch ein Himmelhagelwetter! Auch noch Falsarius? Lump,

Säufer, Faullenzer und Falsarius? Das Maaß ist voll, und ich bring' ihn, so wahr mir —! Hören Sie, lieber Oberling! Mit dem Billet ist es nicht richtig. Ein reines Falsum, — oder vielmehr ein schmutziges! Aber schweigen Sie noch von der Sache, damit ich ungestört Mittel und Wege ergreife. Sie geben nur nichts weiter ab und überlassen mir das Uebrige. Nicht wahr, Sie sind ganz stille?

Er hatte bei diesen Worten mit den zusammengerollten Handschuhen den grauen Filzhut glatt gestrichen und eilte nun, mit der Rechten in der Luft fechtend, nach Hause.

9.

Klara kam wirklich am vorausbestimmten Abend zurück. Aus ihrem sorgfältigen Anzug andern Morgens ließ sich vermuthen, daß sie Besuch erwarte oder zu machen vorhabe, und wenn dem Erwarteten nicht selten das Unerwartete sich vordrängt, so folgte es ihm diesmal wenigstens an der Ferse.

Frau Hellmuth, die ihren Mann jetzt gegen den Genialen ganz auf ihrer Seite hatte, und ihn um Klärchens willen sehr besorgt vor einem solchen täuschenden „Fälscher" wußte, hatte sich entschlossen, der

Freundin entgegen zu kommen und herzlichen Ernstes mit ihr zu reden. Die auffallende Zurückhaltung des schwärmerischen Mädchens bestärkte sie in ihrer Vermuthung, daß es in Gefahr sei, genialen Täuschungen zu verfallen. Wie wäre Klärchen sonst nach mehrtägiger Abwesenheit zurückgekehrt, ohne noch am spätesten Abend zu ihnen zu kommen! Und jetzt erschien es auch am Morgen noch nicht. So ging sie denn gegen Mittag nach Klara's Wohnung.

Wie erstaunte sie aber, Reisig ganz behaglich bei einem guten Frühstück auf dem Sopha zu finden! Klara übergab eben dem Ausläufer der Druckerei das Manuscript desselben, mit der Weisung an den Setzer, es gleich für das Feuilleton in Arbeit zu nehmen. — Du kömmst mir zuvor, liebe Sophie, sagte sie, die Freundin umarmend. Du siehst mich angezogen zu Euch zu kommen. Ich habe nur das Manuscript erwartet.

Das Manuscript aus der Hand des Ueberbringers! fiel Reisig mit keckem Ton ein.

Klara schwieg erschrocken mit abwehrender Bewegung. Dies und ein gewisses gespanntes Wesen der Freundin brachte Frau Sophien auf die Vermuthung, zwischen dem Paar müsse in der That schon eine ernstere Verhandlung vorgefallen sein. Was sie hierin aber gleich wieder irre machte, war, daß sie dem frühstückenden

Reisig mehr als der Freundin unwillkommen schien. Sie hätte sich im Traum nicht einfallen lassen, was sie freilich auch nicht ahnen konnte, daß der verwegne Mensch, durch Klara's Wortspiel mit Hand und Handschrift bethört, und durch das ihm vorgesetzte Frühstück ermuntert, sich eben um ihre Neigung und gleich auch um ihre Hand beworben hatte. Das überraschte und in seiner Verwirrung unbeholfene Mädchen war daher wirklich froh, die nach den jüngsten Wortwechseln nicht erwartete Freundin im rechten Augenblick eintreten zu sehen, und hoffte Zeit und einen Anhalt zu schonender Ablehnung zu gewinnen. Aber der Zwischenfall, der ihr so willkommen war, reizte Reisig zum verwegensten Schritt. Er erhob sich, als Klara sich eben um Sophiens Hut und Mantille bemühte, mit den jähen Worten:

Vor allem, verehrteste Frau Doctor, muß ich Ihnen unsere geistreiche und liebenswürdige Klara als meine Braut vorstellen.

Herr Reisig —! rief Klara im nächsten Augenblick mit entrüstetem Ton aus. — —

Und nun trat mit tiefer Stille einer jener im geselligen Leben nicht ganz seltenen Momente ein, die in befangenen oder verworrenen Herzen auf unberechenbare, oft unbegreifliche Weise das Allerverkehrteste anrichten können. Jeder Unbefangene hätte Klärchens

Ausruf und bleiches Verstummen für Unwillen über eine Ungebühr genommen. Frau Sophie aber, mit dem uns bekannten Vorsatz und Vorurtheil gekommen, glaubte darin nur die Mißbilligung zu hören, daß Reisig etwas verrathen habe, was gerade für sie noch ein Geheimniß bleiben sollte. Hätte sie mit der ihr sonst eigenen Schalkheit über Reisig's Erklärung ungläubig gelacht, oder die junge Freundin nur fragend angesehen, als ob sie von ihr die Vorstellung des Bräutigams erwarte: so würde Klärchen sich ihr angeschlossen und entdeckt, den unverschämten Menschen aber durch Spießruthen gejagt haben. Statt dessen raffte sie in voller Entrüstung die Mantille wieder an sich, knüpfte die Bänder des Hutes, die sie sonst mit einer Stecknadel befestigte, in eine ungeduldige Schleife fest, und überstürzte sich in Ton und Wort bis zum Beleidigen.

O machen Sie doch immerhin ein Geheimniß aus Ihrer Verlobung, Fräulein Amelung! sagte sie spitz und spöttisch. Sie haben alle Ursache mit solchem Glück geheim zu thun, und ich wenigstens will gern von dieser unglaublichen Klugheit nichts erfahren. Wie ich das Frühstück stehen sah, merkte ich leider gleich, daß es bei irgend Jemand nicht ganz richtig sein müßte. Mit aller Schwärmerei für das — Zerrißne kann doch ein feines Mädchen, allein im Hause, einen so daher —

gekommenen Mann nicht zum Frühstück empfangen, wenn er nicht ihr Bräutigam ist. Und selbst dann —. Meinethalben! Und doch möchte ich als ehemalige Freundin fragen: Kennen Sie denn diesen — Menschen eigentlich? Was man kennen nennt?

Dies war freilich für ein so reizbares, eigensinniges und stolzes Mädchenherz zuviel, zumal es sich eben vertraulich hinzugeben gestimmt gewesen war, und ihm zum Ueberfluß auch noch der Mißgriff mit dem Frühstück fühlbar wurde. Schon der leidenschaftliche Ton, die barsche Miene, ja das bloße Sie der Duzfreundin hätte den schlagfertigen Trotz Klara's herausgefordert. Doch war dieser Trotz mit einer innern Leidmüthigkeit gemischt, wie die Thränen verriethen, die ihr in die Augen traten. So läßt es sich begreifen, daß ihre eben noch gegen Reisig gekehrte Entrüstung sich rasch gegen die heftige Frau wendete, wodurch Reisig gegen ihre Absicht in die Stellung ihres Verbündeten kam.

Ja, Frau Doctor, ich kenne ihn, erklärte sie, ich kenne Herrn Reisig genug, um ihm, wenn es sein müßte, — — mein ganzes Vertrauen zu schenken, unbekümmert um jene Engherzigen, die schon wegen einiger Thaler Auslagen, die sie für ihn gemacht haben, voll Angst und Sorgen sind.

Auf dies lebhafte Wort, das für Reisig wie ein beschworner Schatz plötzlich erschien, stürzte er vor Klara

nieder, faßte und küßte ihre Hand, indem er — wie ja bekanntlich weingeistige Männer leicht zu weinen pflegen — in Thränen seinen Dank und seine liebende Ergebung stammelte.

Eine neue Verwirrung für Klara! Wohin sie sich wendete, verwickelte sie sich tiefer. Indeß fuhr Frau Hellmuth fort:

Sie brauchen meinen Mann nicht der Engherzigkeit zu beschuldigen, Fräulein Amelung. Ich dächte, er hätte sich hülfreich und fördernd genug erwiesen, gegen einen Unbekannten, dem er —. Aber Einer der auf nachgemachte Handschriften seines Wohlthäters Schulden auf dessen Rechnung macht — überlegen Sie einmal, wie weit das führt! Uebrigens kann ich ja nun meinen Karl vollständig beruhigen. Er hat diesen Morgen an den Herrn Präsidenten Reisig geschrieben, ihm seines Sohnes Lage, Geld- und Gewissensverlegenheit geschildert, und ihn gebeten, mit seinem väterlichen Einfluß dazwischen zu treten. Hätte er ahnen können, daß Sie aus Edelmuth die geniale Zukunft dieses Mannes mit Ihrer Mitgift decken wollen —!

Was ist das mit der falschen Handschrift, Herr Reisig? fragte Klara, froh auf einen Ausweg aus ihrer Klemme zu kommen.

Was es ist, theure Klara? lächelte er verlegen. Eine anmuthige Erfindung weiblichen Ingrimms, denke

ich mir. Ich wüßte auf Ehre nicht, was gemeint wäre! — Worauf Frau Sophie kalt aber nachdrücklich erwiderte:

Fragen Sie nur bei Herrn Oberling nach, auf welches Billet hin Ihr anmuthiger Bräutigam diesen eleganten Sommeranzug aus dem Magazin empfangen hat. Versteht sich auf Rechnung meines Mannes.

Hierüber entstand ein Wortwechsel mit Reisig, worin sich Klara mehrmal Sophien näherte, ohne von der heftigen kleinen Frau verstanden zu werden. Diese zog sich vielmehr zurück, indem sie Alles ihrem Manne anheimstellte, der die saubere Betrügerei ohnehin nicht könne beruhen lassen.

Das Billet ist ja nun auch das Einzige noch, worauf es ankommt, setzte sie hinzu. Alles Andere gibt sich ja nun von selbst, da wir es mit einem so klugen Manne zu thun haben, der seine Gläubiger zur rechten Zeit durch eine Heirath zu beruhigen weiß. Und Sie, Fräulein, werden es gewiß meinem Manne nicht nachtragen, wenn er Sie durch ein paar neue Anzüge Ihres Bräutigams in Ihrem Geschmack am — Zerrißnen ein wenig gestört haben sollte.

So verließ sie lachend das Zimmer, und Reisig selbst war im Stillen verwundert, daß die heitre kleine Frau so heftig und bitter werden konnte. — Es war

vielleicht die alte kleine Eifersucht, die jetzt aus dem kleinen Topfe herauskochte. —

10.

In der bebenden Aufregung, in dem trüben Gemisch von Entrüstung und Beschämung, von Stolz und Verlegenheit, Unwillen und Wehmuth und was alles in Klara's Herzen zusammen floß, in dieser Verlorenheit ihres Bewußtseins, ja Selbstgefühls kam ihr Reisig's Ungeschicklichkeit zu Hülfe. Indem er sich nämlich doch von so viel Vorwürfen betroffen fühlte, und Klaras in sich versunkenes Leid, das er nicht verstand, für Ueberlegung und Verstimmung gegen ihn ansah, entschloß er sich rasch, die schwankende Eroberung mit derselben Kühnheit, mit der er sie eben gemacht hatte, nun auch festzuhalten. Er umfaßte sie mit zärtlichem Ungestüm wie mit einem Anlauf zu Betheuerungen oder zu einer Rechtfertigung seines Benehmens. Ehe er aber ein Wort vorbringen konnte, hatte sie sich mit rascher Entrüstung seinen Armen entwunden, und entfloh in das anstoßende Zimmer mit dem unwilligen Ausrufe:

Gehen Sie fort! Sie sind ein —. Sie machen falsche Worte und falsche Handschriften! Ich will nichts von Ihnen wissen! — —

Nun war sie freilich allein, wie sie denn mit bebenden Pulsen im Armsessel der Tanten lag: aber weit entfernt ruhiger, wie nach einer abgethanenen Sache zu sein, war sie vielmehr der Angst ungestümer Empfindungen und Betrachtungen überlassen. Eine Freundin hatte sich von ihr abgewendet, ein Mann sich ihr als Verlobter aufgedrängt im Augenblicke, wo sie den tiefsten Abscheu gegen ihn gefaßt hatte und eines weiblichen Beistandes am bedürftigsten war. Leider konnte sie keinen Augenblick zweifeln, man werde in der Stadt nichts leichter und lieber glauben, als die schadenfrohe Neuigkeit ihrer Verlobung, die vielleicht eben jetzt von der beleidigten Freundin in allen Gassen ihres Heimweges und von Reisig selbst, den sie eben weggehen hörte, im Hotel Salm verbreitet würde. Natürlich war in solcher Aufregung des Gemüths ihre Phantasie geschäftiger, als ihr Verstand; dennoch fand sie auch bei diesem keinen Trost. Denn abgesehen davon, daß sie bei ihren Bekannten wenig in Gunst, aber desto mehr im Geschmack des Absonderlichen stand, — wie schwärmerisch hatte sie nicht den „genialen Reisenden“ angekündigt, wie unbedachtsam dem Mißfälligen am ersten Abende, Allen zum Trotze, das Wort geredet! Nachher war sie mit ihm in Gesellschaft der Tanten auf vertraulichem Fuße gesehen worden; der Ausläufer im Hotel Salm hatte ihr — wie manches Billet zuge-

tragen, und heut Abend erschien im Feuilleton der Zeitung der Anfang seiner Reisebeschreibung mit einer empfehlenden Anmerkung von ihr; da dann alle Leser ein gedrucktes Blatt, wie ein Visitenkärtchen, in Händen hatten, soviel bedeutend als: Obscurus Reisig und Klara Amelung, Verlobte.

Allerdings konnte sie die in's Stadtgespräch kommende Verlobung geradezu als eine Unwahrheit verwerfen: aber, blieb denn solches Verwerfen so unbedenklich für ihren Ruf? Wie gering man auch in der Stadt von dem Fremden denken mochte: für so verkehrt oder verwegen konnte man den von guter Herkunft gekannten und nun als Schriftsteller und weit Gereisten sich empfehlenden Mann nicht halten, daß er ein Mädchen, wie Klara, einer Frau, wie des Doctors Hellmuth, als seine Verlobte vorstellen sollte, ohne daß allerwenigstens etwas voraus gegangen wäre, was für verlobende Hingebung genommen werden durfte, oder noch — schlimmer — was einem weltläufigen Manne die Kühnheit geben konnte, ein unbescholtenes Mädchen für seine Braut zu erklären. Sie fing nun selber an vor der Prüderie des Publikums zu beben, die sie noch am ersten Leseabende heraus gefordert hatte. Die innere Spannung machte das vereinsamte Mädchen nun plötzlich so klar und klug, die Verschlingung all' dieser Fäden zu durchblicken, als es früher unbedacht

gewesen war, sie anzuknüpfen. Bei Betrachtung des unlösbaren Knotens, zu dem sie sich nun verwickelt hatten, brach endlich Klara in einen Strom von Thränen aus, womit sie zum erstenmal in ihrem Leben mit aller Ungeduld eines verwöhnten, schwer sich ergebenden Herzens das Gefühl gänzlicher Verlassenheit bis auf die Hefen jugendlicher Verzweiflung zu verkosten bekam.

Die Thränen stillten sich nach und nach, und es zeigte sich, daß auch eine solche Ueberschwemmung nicht ohne zurückgelaßne Fruchtbarkeit des sittlichen Bodens abläuft. Ebenfalls zum ersten Mal gewann Klara die anschauliche Ueberzeugung, daß sie sich nicht mit Vorsicht betragen habe, und daß sie nun den Menschen desto behutsamer entgegen kommen müsse. Und indem sie sich den Tag über ruhig und gesammelt hielt, bildeten sich auch bestimmtere Vorsätze. Vor allem machte sie sich auf neubegierige und hämische Beglückwünschungen gefaßt. Eingestehen konnte und durfte sie die vorausgesetzte Verlobung nicht; aber sie wollte sie auch nicht in jähe Abrede stellen, oder gar das Mißverständniß erklären. Sie setzte sich vor, allen mit einem räthselhaften Lächeln zu begegnen, und Jedem zu überlassen, wie er es sich auslegen möge. War es nicht bezeichnend genug für ihre Empfindung, daß sie ohne Ueberlegung nur schalkhafte Glückwünsche erwartete? So kränkend es ihr war, für unbesonnen oder bethört

zu gelten, wenn das vorausgesetzte Verhältniß mit dem Fremden für eben so leichtfertig abgebrochen als eingegangen erschiene: so hätte sie doch lieber dies gewollt, als durch Geltendmachung der verwegenen Lüge des Mannes sich unberechenbaren Voraussetzungen bloß stellen.

War es diese Besorgniß, oder war sie überhaupt noch nicht einig mit sich selbst: genug, sie konnte sich auch am folgenden Tage noch nicht entschließen auszugehen. Desto öfter regte sich der ungeduldige Wunsch, Reisig möchte verdrossen und abgereist, er möchte sein, wo der Pfeffer wächst. Je schneller und stiller dies geschehen könnte, desto lieber und besser wär' es für sie. Aber, hielten ihn nicht Fußblöcke von Schulden fest? Und so standen noch mehr, als die Empfindlichkeit der Freundin, die Forderungen des Freundes an Reisig ihrer Hoffnung entgegen. Wie gern hätte sie den Doctor Hellmuth aus ihrem Vermögen befriedigt, und den Verlust als eine Buße, als ein Opfer zur Aussöhnung mit sich selbst angesehen! Allein, wie hätte sie nur einen Vorschlag zu dergleichen an die Tanten, ihre Vormünderinnen, stellen mögen! Bangte ihr doch schon genug davor, daß dieselben das ärgerliche Mißverständniß erführen, ehe es schicklich beseitigt wäre. Aber auf welche Weise sollte es denn nur beseitigt werden? Da war guter Rath theuer. Wie gern hätte sie jetzt den

Beistand ihres Freundes Helmuth gehabt! Dieser Wunsch ward so lebhaft, daß er sie aufregte, beunruhigte. Sie meinte jeden Augenblick, er müsse kommen. Ja, sie blieb den dritten Tag nur darum zu Hause, damit er sie ja nicht verfehle, wenn er käme, um etwa wegen der Fortsetzung des Reiseberichts mit ihr zu sprechen. Sie hatte erwogen, ob sie ihm nicht entgegen kommen sollte. Es wurde ihr schwer es zu thun; aber je länger es dauerte, daß er nicht kam, desto schwerer wurde es ihr. Und zuletzt setzte sich ihr Trotz dagegen, indem sie sich überredete, er lasse sich von seiner leidenschaftlichen Frau abhalten. Sie war weit davon entfernt zu ahnen, daß es eine Art freundschaftlicher Eifersucht war, aus der er sich zu einem Besuche der Freundin nicht entschließen konnte. Weil sie mit einem so wichtigen Lebensschritte ohne seinen Rath so leicht fertig geworden war, wie er glaubte, war er ganz in der Stimmung, sie eben so pathetisch, wie er Reisig genial genannt hatte, für leichtfertig zu erklären.

Seine Verdrießlichkeit verbesserte sich nicht, als die Antwort des alten Präsidenten auf jenen Brief einlief, dessen Frau Sophie in ihrer Heftigkeit gedacht hatte. Der Vater des Genialen wies jede Anforderung zurück; sein Sohn sei längst mündig, habe seinen Vermögensantheil zu seinen Reisen verbraucht, dabei jedoch eine Richtung genommen, die sein angerufenes väterliches

Herz nicht veranlassen könnte, darüber hinauszugehen und etwas Außerordentliches zu thun.

Dennoch fügte es sich, daß gerade der Aerger, der den Redacteur der Chronik von einem Besuch abhielt, der harrenden Freundin den nächsten Anstoß zu handeln gab. In seiner Heftigkeit kündigte er nämlich im Hotel Salm die auf seine Rechnung genommene Verköstigung Reisigs auf, und forderte diesem in einem etwas barschen Billete das Manuscript der Reise ab, um es selbst zu bearbeiten. In der That schien ihm auch nichts anderes übrig zu bleiben, wenn er einigermaßen zu seinen verschiedenen Auslagen kommen wollte.

11.

Der Anstoß zu handeln kam von einem Schreiben Reisig's, das Klara durch die Stadtpost am dritten Abende ihrer Einsamkeit erhielt. Sie las:

„Darf es denn ein reumüthiger Sünder endlich wagen, mit zerknirschten Gedanken zum Heil'genbilde seiner Seele zu wallfahrten? O wüßten Sie, angebetete Klara, welche Tage des Fastens und der Buße ich verlebt!"

Bei diesen Worten rief unsere Leserin ärgerlich aus:

Man sollte glauben, er wäre katholisch geworden, und träte der Gräfin Ida auf ihr salonmäßiges Klostergewand!

Sie wußte freilich nicht, daß ihm der Gastwirth auf Hellmuth's Billet nichts Weingeisthaltiges mehr verabfolgt und die Verköstigung sehr geschmälert hatte; so daß allerdings eine Fastenzeit für ihn eingetreten war. — Uebrigens war es ganz in seinem bösartigen Witz, daß er seinem körperlichen Entbehren eine geistige Zweideutigkeit unterlegte. Klara las weiter:

„Tage des Fastens — — — verlebt habe. Meine zitterigen Schriftzüge mögen Ihnen die Emotionen eines Herzens beichten, das im überwallenden Gefühle seines Glückes ein vorlauter Verräther unseres Liebesgeheimnisses wurde. Wie hätte ich ahnen können, daß Sie mit Ihrer innigsten Freundin auf so rückhaltendem Fuße ständen, wie ich zu meinem Schreck aus den Eruptionen des vulkanischen Herzens derselben erkannte! Nun ist der Aschenregen ihres Ausbruchs mir zur Buße auf's Haupt gefallen, und ich bekenne mich als Sünder, gegen Sie das Wort „Braut“ gebraucht zu haben, seraphisches Mädchen! Dies gemeine Wort mag am Platze sein, wo man mit Zuziehung von Vettern und Basen — als Hopfen und Malz — ein Ehewesen braut, ein Familien-Cerevis, das heißt einen Haustrank der

Ceres, der brotbackenden Göttin. Ihr zürnendes Gesicht war daher auch das richtige Kühlschiff für meine Liebesbrauerei. Indem ich aber reumüthig an meine Brust schlage, finde ich darin unerschüttert das selige Verlöbniß unserer Herzen. Ja, Verlobte sind wir, ewige Klara!"

„Ich würde vielleicht doch die Trappistentage meiner schweigenden Buße verlängert haben, wäre mir nicht eine Anforderung des Doctor Hellmuth zugekommen, ihm zur eignen Bearbeitung mein Manuscript auszuhändigen. Es ist wahr, ich bin mit der Fortsetzung meiner Umarbeitung im Rückstande geblieben. Kann denn aber ein verzweifeltes Herz Gedanken sammeln, ein fastendes Talent sie ausbilden oder auch nur, selbst in Reue zerschmolzen, eine Stahlfeder führen? Kaum eine Gänsefeder wäre da weich genug; wie Sie das ja selbst von Ihrer eignen Feder wissen, verehrte Klara!"

Sie hielt mißverstehend einen Augenblick betroffen inne; dann fuhr sie erröthend fort:

„Ja, Sie sollen als Schriftstellerin entscheiden! Ich kann meine transatlantische Errungenschaft so wenig von mir schleudern, als irgend einem Gläubiger meine Seele verkaufen. Ich bin beschämt es auszusprechen, was der engherzige Redacteur damit will. In dieser Bedrängniß überschicke ich Ihnen

hierbei mein Manuscript. Segnen Sie es durch Versöhnung! dann gehe ich mit frischem Muth an die Arbeit. Wenn Sie Ihrem frühern Urtheil über meine Reiseskizzen so treu geblieben sind, wie ich meinen allerersten Ahnungen Ihres edeln Geistes: so begleiten Sie das Manuscript vielleicht mit ein paar Zeilen, die genügen werden, meine Existenz zu retten."

Die letzten Worte verstand Klara nicht. Sie erschrak einen Augenblick, ob er sich etwa um's Leben zu bringen dächte. Aber es war wieder eine seiner zweideutigen Schelmereien; denn gewiß hatte er nur seine Existenz im Salm vor Augen, indem er in Klara's Zeilen einen Anhalt gegen seinen Gastwirth zu finden hoffte. Das Billet konnte ja so gefaßt sein, daß es sich dem Wirth mit vertraulichem Lächeln zeigen ließe. Auf solche Hintergedanken durfte man wenigstens aus der Nachschrift schließen, die sich auf eine ähnliche Gaunerei bezog. Sie lautete:

„Hierbei erhalten Sie zur meiner Rechtfertigung das angeblich verfälschte Billet des Doctors, das ich dem Kleiderhändler Oberling blos als eine klare, markige Schriftprobe des Mannes, von dem wir eben sprachen, vorgezeigt habe. Kann ich dafür, wenn der Händler die Zeilen in seinem Sinn genom-

men hat? Die Welt athmet einmal in Mißverständnissen." — — —

So mußte sich denn Klara überzeugen, daß Reisig sein Bemühen um sie noch nicht aufgegeben hatte. Wie sehr sie aber von den Zeilen verstimmt war, mit denen der Unverschämte sich auf's Neue an sie klammerte: so erleichterte sich doch ihr Unmuth dadurch, daß ein Theil desselben auf Hellmuth fiel. Dessen Absicht auf das Manuscript erschien ihr doch als eine unwürdige Aengstlichkeit um seine Vorschüsse. Der edle Freund sank in ihren Augen unter die höheren Gesichtspunkte, in denen er sonst so einig mit ihr gewesen war. — Er fällt auf den Boden seiner Frau! rief sie aus. Ja ja, das ist das Loos des Edeln auf der Erde! Das Eheband haftet bei schwachen, wenn gleich edeln Naturen mit einem an die Erde geniedeten Ende fest und zerrt an dem im Aether schwebenden. Geht es dann durch Mißgeschick, Verdruß u. dgl. im wechselnden Lebenswetter ein, so daß es kürzer wird: so zieht es die Seele vollends herab. Wie selten sind die Ehen, in denen der Mensch über dem Dache seiner Hütte schweben bliebe? Valet dann! Ich sage der Ehe Valet!

„Fahre wohl, und wenn auf immer, nun auf immer fahre wohl!"

Diesem auf Byron'schen Worten schwebenden Vorsatze hinkte doch ein verstohlener Wunsch nach. Sie

überlegte, wie Reisig von den Fußklammern seiner Schulden befreit werden möchte, damit er dann durch seinen wasserstoffgasigen Gehalt oder auf kluge Weise angefeuert als richtiger Luftballon auf- und davon fliegen könnte. Diese große Frage des Abends beschäftigte die Einsiedlerin noch im Traume und beim Aufstehen am andern Morgen fiel ihr die Antwort aus der Nachthaube auf das bewegte Halstuch. Alle Scheu auszugehen war verschwunden; sie kleidete sich an, probirte vor dem Spiegel die Mienen womit sie ernste oder neckische Glückwünsche zu ihrer vermeintlichen Verlobung entgegen nehmen wollte und verließ das Haus.

Zufällig begegnete sie mehreren ihrer genauesten Bekannten und fand sich heimlich zu verwundern, daß auch keine derselben sie mit gefürchtetem Glückwunsch, aber auch nicht mit befangener Zurückhaltung empfing. Sehr vergnügt darüber, erreichte sie die Wohnung des Buchhändlers Hunold, Inhabers der alten Firma Preßkopf & Krebs.

Der unternehmende Mann empfing die Feuilletonistin als Schriftstellerin sehr artig und als ältlicher Witwer das hübsche Mädchen sehr galant. Seine Miene trübte sich auch nicht beim Anblicke des dicken beschriebenen Heftes, das Klärchen aus ihrer geflochtenen Tasche hervor zog. Sie machte ihn mit dem In-

halte bekannt, von dem er aus dem Feuilletonblatte der Chronik bereits den Anfang zur Probe kannte, und rückte dann mit dem Vorschlage heraus, das Ganze als Buch erscheinen zu lassen.

Herr Hunold schmunzelte, was mehr der liebenswürdigen Vermittlerin, als dem beliebten Manuscript gelten mochte, und nach einigem Hin- und Herreden verstand er sich dazu, einen Band amerikanischer Mittheilungen von Doctor Reisig und ein Honorar von 300 Thalern zu riskiren. Dieser Betrag sollte bei Ablieferung des überarbeiteten Manuscriptes, das flüchtig auf 25 Druckbogen abgezählt wurde, ausbezahlt werden. — Klara rieth dem Verleger, auf wöchentlichen Ablieferungen des Umgearbeiteten zu bestehen und in keinem Falle Vorschüsse zu geben. Sie wünschte alsbaldige Ausfertigung des Vertrags, den sie sich zur Besorgung des Weiteren erbat.

Die Art und Weise, wie Herr Hunold sich nach Reisig's Verhältnissen erkundigte, verrieth, daß auch er von einer Brautschaft noch nichts gehört hatte. Wie freute sie sich heimlich! Noch nie hatte ihr etwas Unerklärliches so viel Vergnügen gewährt, und so kam sie doppelt zufrieden mit ihrem Ausgang und ihrem Geschäft nach Haus.

Sobald sie im Laufe des Nachmittags den doppelt ausgefertigten Vertrag nebst dem Manuscript erhalten

hatte, schickte sie beides an Reisig mit einem inzwischen schon sehr vorsichtig abgefaßten Billet, worin sie ihren Schritt mit seinem offenbaren Interesse und mit seinem eignen Wunsche, das Manuscript *gesegnet* zurück zu erhalten rechtfertigte, und ihn ersuchte, bei Zurückgabe des unterzeichneten Vertrags-Exemplars die persönliche Bekanntschaft des Verlegers nicht zu versäumen, an den er sich fortan ausschließend zu halten habe, und der bereits die Vorkehrungen zum Druck anordne. Schrift und Format sollten gleich dem jetzt so gesuchten Buche des sogenannten Doctor Safran genommen werden. Am Schlusse deutete sie darauf hin, daß nunmehr seine Existenz gesichert und es ihm gegeben sei, gegen Hellmuth Trumph auszuspielen, und sobald er wolle, der fatalen Stadt den Rücken zu weisen, wo ihm so viel Verdruß begegne.

Sie belächelte selbst diese gute Wendung, durch die sie ihn an seine Verbindlichkeit gegen ihren auf die untergeordneten Gesichtspunkte gefallenen Freund erinnerte und zugleich außer Zweifel darüber setzte, daß sie bei seiner baldigen Abreise nicht in Verzweiflung gerathen werde. Ueberhaupt sprach sich in dem Billet nur eine mitleidige Theilnahme an seiner Lage, im übrigen aber eine heitre Gleichgiltigkeit gegen seine Person und das fein versteckte Shakspear'sche Wort aus: Ich wünsche mir Ihre *entferntere* Bekanntschaft.

Dies Schreiben traf den Empfänger in der ärgerlichsten Stimmung, so daß er es mit recht boshaften Empfindungen zum zweitenmal las, und die versteckte Abfertigung heraus kaute. Sein Verdruß rührte von einem kurzen Wortwechsel mit dem Wirthe her, der ihm einiges Bittere zu verkosten gegeben hatte. Von einem Gangfenster aus hatte nämlich unser Genialer frischen Rheinsalm in die Küche bringen sehen, und so ein lebhaftes Gelüst darnach empfunden, daß er, der ihm jetzt auferlegten Fastenordnung ganz vergessend, sich eine Portion zu Abend bestellte. Der Wirth aber, ein gewöhnlich jovialer, unter Umständen aber wenig zarter Witzbold, brachte hierauf selber, seines Spottes zu genießen, ein vergriffenes Exemplar der Psalmen David's, indem er mit übertreibender Artigkeit sagte:

Sie haben befohlen, mein Herr, — hier! Das ist die Speisekarte für einen Mann wie Sie! Suchen Sie sich selbst einen Salm aus, Sie haben eine große Wahl!

Reisig hatte geantwortet, der Wirth erwidert, und ein Wortwechsel war entstanden, in welchem der wenig geschätzte Gast so manches zu verschlucken bekommen hatte, was weniger schmackhaft und noch schwerer zu verdauen war, als rosenrother Lachs. Zugleich hatte ihm der Wirth die Wohnung aufgekündigt, und gesagt:

Verlassen Sie auch Hotel Salm:, es geht jetzt in Einem hin, da sie doch einmal von Salm abstrahiren!

Wie nun aber der doppelt gekränkte Mann etwas ruhiger wurde, entdeckte er in der zarteren Kränkung eine Abhülfe gegen die gröbere; indem Klara's Brief 300 Thaler in Aussicht stellte, mit denen er dem Wirth auftrumpfen konnte.

Nicht sobald hatte er also am andern Morgen bei einem Besuche des Verlegers die Sache in Ordnung gebracht, als er auch seinen Gastwirth zu sich bescheiden und ihn sein Vertrags-Exemplar lesen ließ. — Ah! sehr erfreut, versetzte der Wirth, daß Sie nun selbst einen Lachsfang angelegt haben. Herr Hunold ist ein ganz respektabler Mann. Sie haben da eine recht angenehme Bekanntschaft gemacht. Vielleicht, wenn Ihre Artikel ziehen, gibt Ihnen später Herr Hunold seine von ihrem Manne geschiedene Tochter zur Frau und bringt so eine zweite, verbesserte Auflage derselben in's Publikum. Sie war ihm doch der unangenehmste Krebs, der ihm schon vor Ostern zurück kam? Indeß erlauben Sie mir dies durch Unterschrift und Siegel geldeswerthe Papier in Verwahrung zu nehmen.

Wozu das? fiel Reisig ein; worauf der schalkhafte Wirth versetzte:

Ich vermuthe, Sie werden Ihre löbliche Enthaltsamkeit jetzt etwas unterbrechen. Wenn Sie mir daher

erlauben, während Sie eine die Gedanken sehr in Anspruch nehmende Arbeit vor sich haben, Ihr Oekonomisches selbst in die Hand zu nehmen: so werde ich mit Rücksicht auf Doctor Hellmuth's Guthaben das Gleichgewicht Ihrer späteren Einnahme mit Ihrem laufenden Conto ein bischen überwachen.

Also wollen Sie mich doch behalten und nicht hinauswerfen? fragte Reisig mit ärgerlichem Lächeln.

Thut mir sehr leid, wenn meine Drohung Sie —! versetzte der Wirth. Die Rede war ja von nichts weiterem, als von einem uralten gastwirthschaftlichen Gebrauche. Sie sind Poet — allen Respect! Wissen aber doch, daß sogar ein Prophet — Jonas bekanntlich — aus dem Hotel zum Wallfisch geworfen wurde, wahrscheinlich auch nur, weil er — die angemessene Leichtigkeit der Complexion dazu hatte. Ein Salm aber hat begreiflicherweise noch weniger Raum als ein Wallfisch! Entschuldigen Sie! Ich hätte also nur noch zu fragen, ob Sie noch etwas zu befehlen —?

Eine Flasche von Ihrem Bouzy mousseur und eine Portion Salm! war die nachdruckvolle Antwort.

Zu Befehl! verneigte sich der Wirth. Bouzy mousseux et du Saumon! Vielleicht kommen Sie an Table d'Hote? Wir haben jungen Hirsch, reicht aber nicht auf die Zimmer. Sie wissen, daß seit 1848 das Schwarz- und Rothwild mit Gold bezahlt wird —

von wegen der deutschen Farben. Sie begreifen nun auch, warum die deutsche Fahne vom Bundespalais abgenommen worden ist: die hohen Gesandtschaften thun Schwarz, Roth, Gold in der Küche anerkennen. Die höchsten Thätigkeiten der deutschen Staaten haben sich nun wieder mehr verinnerlicht!

Der lachend abgehende Wirth hatte in der That mit Reisig etwas gemein, woran dieser gar nicht dachte: er pflegte nämlich, wie unser Genialer seine kleinen Gedichte, so seine Witze und Wortspiele wiederholt anzubringen. Die Table d'Hote-Gäste kannten diesen Witz bereits als Ragout, als Farce und als Nachtisch.

12.

Schlimme Versuchung zu so viel Gutem, als der Wirth jetzt darbieten konnte! War der Verlagscontract schon durch seine Zusage verlockend: so ward er es noch mehr durch Verpfändung an den Wirth. Denn in fremde Hand gelegt, konnte das Papier in seinem Werth und Vermögen nicht anschaulicher empfunden werden, als durch eine Beschwörung alles Dessen, was aus der Hand kam, in die es niedergelegt war. Bouzy mousseur hieß die Beschwörungsformel.

Nun gehörte Reisig zu jener Sorte von Genialen, die sich einem Mißgeschick leicht unterwerfen, in gutem Glück aber sich gern — wälzen, — dort zu unmuthig, hier zu übermüthig für Arbeit und Anstrengung. Die ersten acht Tage gingen vorüber, ohne daß er eine Feder angesetzt hätte. Der Verleger, mit seinen Vorkehrungen zum raschen Druck fertig, schickte wegen der ersten Manuscriptlieferung, und bekam natürlich nichts. Er wendete sich an Fräulein Amelung und ward mit dem herzlichen Bedauern beschieden, daß sie ja nichts zu thun vermöge, sondern nur zur Anwendung irgend einer vorläufigen Presse auf den Autor selbst rathen könne.

Es lag in diesem Rath ein kleiner Muthwille, wie man ihn leicht empfindet, wenn man bei heiterer Gemüthsart einer niederdrückenden Sorge plötzlich losgeworden ist. Klara freute sich doppelt lebhaft, daß von ihrer Brautschaft wirklich kein Gerücht ausgekommen sei, und sie den Genialen von sich gewälzt habe.

Mit dieser Zufriedenheit empfing sie die Tanten, als dieselben von Mannheim zurückkamen. Dort hatten sie den Tod der Verwandten abgewartet, und nun gab die frohe Erbschaft viel zu besprechen und die anzulegende Trauer manches zu thun. Als die Tanten einmal nach Reisig fragten, sprach sie sehr wegwerfend von ihm, und suchte sich auch der flüchtigsten Erinnerung

an ihn zu entschlagen, bis eines regnerischen Morgens der Verleger bei ihr erschien und ihr zu nicht geringem Schreck eröffnete, daß der unzuverlässige Autor sich gegen alle Mahnung mit der Grausamkeit seiner Geliebten entschuldige: sie setze ihn in Verzweiflung, so daß er arbeitsunfähig sei; es herrsche die wunderbarste Sympathie zwischen seinem Talent und ihrem Herzen, so daß sein Versprechen von ihrer Zusage gänzlich abhange.

Hinter dieser Mittheilung her verzog sich des Verlegers Gesicht zu einem Fragezeichen seiner Verlegenheit und Neubegierde.

Klara gerieth außer sich. — O der entsetzliche Mensch! rief sie zwischen Zorn und Thränen. Muß denn sein Wahnsinn, seine Gottlosigkeit gerade auf mich fallen, die ihm nur Wohlwollen, ja Wohlthaten erwiesen hat!

Indem ihr aber die Nähe der Tanten einfiel, mußte sie ihren heftigen Unmuth zu mäßigen suchen; ja sie wußte sich im Augenblicke nicht anders zu helfen, als daß sie die Hand des Buchhändlers faßte und mit gedämpfter Stimme um Rath und Beistand gegen diesen Menschen bat, der sie mit seinen wahnsinnigen Empfindungen oder vielleicht auch listigen Absichten verfolge.

Glücklicherweise war Hunold ein wohldenkender Mann, der das Verhältniß unbefangen durchblickte und sich darin gefiel, gegen Damen, zumal gegen junge und

liebenswürdige, dienstbeflissen und ritterlich zu erscheinen. Er suchte nun sogleich die Verzweifelnde zu beruhigen, indem er ihr noch einige Geduld mit dem unordentlichen Menschen und eine kluge Behandlung desselben hinsichtlich ihrer Besorgniß zusagte.

Klara war heimlich beschämt von der Gefälligkeit eines Mannes, auf den sie den fatalen Reisig abgeschüttelt zu haben sich eben noch gefreut hatte. Wieviel sie sich aber auch von ihm versprechen mochte, blieb ihr doch ängstliche Erwartung genug übrig, und sie verlebte unheimliche Tage. Ihre Bekannten fanden aber nur, daß Mienen und Augen der glücklichen Erbin sehr gut zu der angelegten Trauer standen. Wer konnte aber wissen, wie lang das glückliche Quid pro Quo ungelöst bleiben werde?

Man weiß, daß manche Arzneien, am Tage verschluckt und verschmeckt, hinter allem Genossenen her, bei nüchternem Erwachen des andern Morgens, noch einmal zum Nachschmack kommen. So ging's unserm Genialen mit jenem Briefe Klara's, sobald er hinter seinen durchschwelgten Stunden her an die Arbeit erinnert wurde. Er las jetzt aus den mit blauer Dinte geschriebenen Zeilen nur die dunkelblaue Ferne heraus, in die sich die Geliebte oder vielmehr sein Project zurückzog. Er empfand darüber einen Ingrimm, der sich zu rächen suchte. Und wer weiß, auf welchen tückischen

Streich er verfallen wäre, hätte nicht der resolute Verleger seine Gedanken durchkreuzt. Er erschien unerwartet auf Reisig's Zimmer, nahm artig Platz und ließ sich sehr klar und bündig über ihr eingegangenes Geschäft, ihre beiderseitigen Verbindlichkeiten und über den Verlust aus, der ihm durch Reisig's Unordnung und Unpünktlichkeit drohe. Dann von seinem Stuhl aufgestanden und den Hut aufgesetzt, bestimmte er nächsten Freitag als den letzten Termin zur ersten Ablieferung fertigen Manuscriptes.

Und wenn Sie diesen Freitag versäumen, und so wie Sie irgend einen spätern Freitag ohne Wochenlieferung vorüber lassen, so ziehe ich den Sonnabend den Vertrag zurück, und lasse Sie im Einverständniß mit Ihrem Hauswirthe, mit Doctor Hellmuth und mit Herrn Oberling in's Schuldgefängniß bringen. Wollen Sie aber lieber im Irrenhause Quartier nehmen: so dürfen Sie nur mit einer einzigen Silbe noch Ihrer Liebe in Bezug auf Fräulein Amelung, Ihre Wohlthäterin, gegen irgend eine Seele gedenken. Haben Sie mich verstanden? So wählen Sie!

Hiermit verließ Hunold die Stube, ohne noch Reisig's Seufzen zu hören. Der Teufel hole diese Buchdrucker, die so — pressant sind.

Früher würde dieser Schreckschuß vielleicht kaum durch Reisig's dickes Fell gedrungen sein; jetzt aber,

bei dem ganz erschlafften Zustande des Mannes warf er all dessen Verstand und Muth zu Boden. Indem er sich aber auch zur einzigen Abwehr der angedrohten Gefahr — zur Arbeit durchaus unfähig fühlte: so lag er jammernd auf der Prelle vor Angst und Pein. Er brütete über Abhülfsgedanken, bis der Freitag da war. Denn da auf des Verlegers Rücksprache mit dem Wirthe dieser ihn abermals auf die alte Diät gesetzt hatte, so wollte sein Nachdenken nicht zu Kräften und kein guter Einfall zu Stande kommen. Nie hatte er einer Erquickung, einer Belebung so bedurft, wie jetzt. Endlich besann er sich einer angebrochenen Flasche Araks, die er über den Bouzy mousseur vernachlässigt hatte, was er nun angelegentlichst gut zu machen suchte. Es half denn auch, so daß ein ziemlich schwindliger Gedanke auf die Beine kam. Er wollte sich nämlich für krank ausgeben, wofür man ihn auch ganz gut annehmen konnte, und sich von dem Arzt ein Zeugniß seiner Arbeitsunfähigkeit gegen den pressirenden Verleger ausstellen lassen. Gut! Dann fiel ihm aber ein, daß er doch auch wieder gesund werden müsse, und da lag denn auch wieder die Noth der Arbeit vor ihm. — Wer nur den Verleger auf den Gedanken der Umarbeitung gebracht hatte, wodurch gerade dem Buche so viel Pikantes im Zeitgeschmack entzogen wurde! Dies war seine ärgerliche Frage!

Wer anders als Klara!

Ja, Niemand als sie hatte ihn in solche Bedrängniß gestürzt; sie auch gegen seine Liebe sich mit dem Buchhändler verschworen.

Man denke sich seine Stimmung und wie er zwischen äußerlichem Zwang und innerm Verdruß an der Flasche sog und wieder sog, bis ihm ein Gedanke kam, ein echter Sohn des Rausches und der Unverschämtheit. — Er wollte Klara's Hand frei geben unter der Bedingung, daß sie diese Hand an seine Arbeit lege und die Umarbeitung besorge. — Als letzten Beweis ihrer Wechselliebe wollte er ihren Bund — sollte sie seine Verbindlichkeit lösen.

Er setzte sich zu einem Billet an Klara, worin er sie mit absichtlich kurzen und unabsichtlich zitterigen Zeilen an sein — Sterbelager einlud, um das Vermächtniß all seiner Schriften in Empfang zu nehmen: hierauf legte er sich zu Bett, und ließ durch den Ausläufer, der ihm das Billet besorgte, den Arzt Lukas zu sich bitten. Ihn kannte er aus jener ersten Abendgesellschaft, und hatte von ihm den Eindruck, daß er ein Schalk sei, der es mit einem schelmischen Zeugniß nicht so schwer nehmen werde.

Klara's Schreck und Verlegenheit bei dieser unerwarteten Zumuthung läßt sich denken. Eine Zumuthung war es, doch leider! keine solche, die sie so mir

nichts, dir nichts unter die Abschnitzel ihres Nähkorbes wegzuwerfen gewagt hätte. Es mischte sich eine Furcht und eine Hoffnung abwechselnd in die Gedanken, die zwischen ihrem Kopf und ihrem Herzen, unruhig genug, nach einem Entschlusse suchten. Steckte eine Finte des fatalen Mannes, wie er solche schon gegen den Buchhändler als Ausflucht gebraucht hatte, hinter dieser Einladung, oder war er wirklich schwer erkrankt? Bei seiner Lebensweise war Letzteres gar nicht unwahrscheinlich. War's aber eine Finte, — so schien es immer noch besser, ihm mit Würde entgegenzutreten, als ihn zu einer Tücke zu reizen. War aber sein Leben wirklich in Gefahr: so konnte man ihn nicht hülflos lassen; auch lag alles daran, sich des Manuscripts zu versichern. Klärchen setzte einen trotzigen Stolz hinein, ihrem engherzig gewordenen Freunde zu seinen Auslagen zu verhelfen. —

Aber, wie konnte sie anständiger Weise in den Gasthof zu einem Fremden auf's Zimmer gehen?

Da fiel ihr nach langem Ueberlegen die Gastwirthin ein, eine junge sehr manierliche Frau, die in der wöchentlichen Singakademie ihre freundliche Notennachbarin war. Bei ihr konnte sie sich wegen des Kranken befragen, von ihr begleitet — vielleicht das Manuscript abholen. Sie hatte noch keinen festen Entschluß gefaßt, als sie die Stimmen der Tanten hörte. Das war ein

neuer Antrieb zu gehen. Klärchen fürchtete sich gerade vor den Tanten nicht, aber — sie schämte sich des Vorgefallenen vor ihnen, denen es noch ein Geheimniß war. Klara ging. Sie wollte eigentlich nur nach dem Hotel gehen, ob ihr unterwegs etwa ein besserer Einfall oder ein guter Anlaß begegne.

Es ging eben sehr bewegt um das Thor des Hotels zu. Eine hohe Herrschaft war angekommen, Kellner und Mägde rannten hin und her. Wie beschäftigt mochte die Wirthin sein, und wie durfte man sie jetzt in ein Anliegen ziehen, das so umständlich zu entdecken, so mysteriös auszuführen war? Schon wollte Klärchen, — ob froh oder betrübt — wieder nach Hause wandeln, als eben Doctor Lukas um die Ecke des Hauses kam, und ihr freundlich grüßend die Hand reichte. — Aha! sagte er mit feinem Lächeln, wir gehen wohl eines Wegs, mein verehrtes Fräulein? Amor und Hygiäa schlagen sich zusammen, möcht' ich sagen, um stärker zu wirken, oder — um wohlfeiler zu reisen. Ist er denn ernstlich so krank, — Ihr —.

Ein dreimaliger Ausbruch von vielleicht gemachtem Niesen erstickte das Wort Bräutigam oder Verlobter. Klara fühlte es aber heraus, und kam in so brennende Verlegenheit, daß sie ihm in der Verwirrung laut und rasch das veraltete „Prosit" zugrüßte.

Sie war ihm dabei in der zerstreuten Unentschlos-

senheit in's Haus und bis auf den Treppenabsatz gefolgt, wo denn der Arzt einen Augenblick stehen bleibend ausrief:

Ha, Profit! das liebe Wort hab' ich lange nicht gehört. Wissen Sie, daß es ein gutes Omen, eine glückliche Losung ist? Die Alten liebten auf der Schwelle ein eingelegtes „Salve!" So empfängt uns hier auf der Treppe zu einem theuern Kranken das Ihnen so herausgeplatzte, sage eingegebene Wort Prosit, als gute Vorbedeutung. Ein gar liebes Wort das, und das ihm verwandte „Proficiat", — beide aus der alten guten Zeit des Familienlebens. Ich sage Ihnen, mein liebes Kind, — setzte er mit bezüglichem Nachdruck hinzu — jedes Lebens- und Familienunternehmen, das mit unbefangenem Herzen, mit vernünftiger Ueberlegung und mit dem Segensworte Prosit angefangen wird, muß gelingen. Ich habe bloß nicht geheirathet, weil mir im rechten Augenblick flüchtiger Neigungen das herrliche Wort Prosit nicht eingefallen ist.

Hiermit hatte Lukas die ganz verwirrte Klara bis auf den Gang des Seitenbaus geführt, wo ihm die Stubennummer bezeichnet war, als sie mit plötzlichem Entschluß stehen blieb, und unter Herzklopfen erklärte, sie könne ihm nicht folgen. — Herr Reisig wollte mir nur sein Manuscript auf sichre Weise zustellen, flüsterte sie ängstlich. Es liegt mir alles daran, um des Ver-

legers willen die Schrift zu erhalten. Thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie dem Kranken, ich warte hier einen Augenblick, er möge mir das Ganze herausschicken. Sie sind gewiß so gut und —.

Ah, warum wollen Sie nicht mit hinein kommen, erwiderte er, unter meinem Schutze —? Kennen Sie nicht das Sprüchwort: Praesente medico nil nocet? Das heißt nicht etwa: Präsente schaden dem Arzte nichts, sondern „in Beisein des Arztes ist nichts schädlich.“ Kommen Sie nur!

Nein, nein! Es geht nicht, und ich kann nicht! erklärte sie fest; worauf der Arzt erwiderte:

Gut! dann treten Sie wenigstens hier an die Thüre! Ich lasse ein wenig offen, und Sie können hören, wie's ihm geht. Es wird wohl nicht viel zu sagen haben. — —

Das einzige Fenster des Gemachs war verhangen, und die Stube schon ziemlich dunkel, daher der Arzt mittelst eines Zündhölzchens einen Lichtstumpf ansteckte, indem er sagte:

Nun können wir Ihren Zustand beleuchten, Herr Patient. Wo fehlt's denn?

Reisig lag zu Bett, das Gesicht gegen die Wand gekehrt.

Was klagen Sie? fragte Lukas wiederholt, und

als er vergebens auf Antwort wartete, rief er ungeduldig:

So reden Sie denn! Und drehen Sie sich doch in des Teufels Namen herum, wenn ich frage. Was haben Sie denn?

Er faßte dabei das Handgelenk zum Puls, zog den Kranken mehr hervor, und bückte sich, dessen Zunge zu sehen, fuhr aber schnell mit einem halblauten: Donnerwetter! zurück und gebot:

Nun bitt' ich mir aus, daß Sie reden!

Der Buchhändler, Herr Hunold, drängt mich so um Arbeit, war die Antwort, — und — Sie sehen selbst — ich vermag's doch nicht!

Weiß schon, — komme eben von ihm, erwiderte Lukas. Aber was klagen Sie?

Ich bin so krank, so erschöpft! Bescheinigen Sie mir doch, daß ich —.

Daß Sie nicht arbeiten, nicht abliefern können? Gut! Aber, vor allem wo steckt ihr Leiden, wo hapert's denn eigentlich? Nun? Thun Sie doch das Maul auf, wenn ich bitten darf! Oder — sind Sie etwa bloß — bescheinigungskrank?

Ob nun Reisig verlegen war ein nicht vorhandenes Leiden zu beschreiben oder erbost, weil er sich durchblickt und den Arzt mit dem Verleger einverstanden glaubte, ist nicht zu sagen. Genug, Lukas konnte kein Wort

mehr aus ihm herausbringen, so daß ihm die Geduld riß, und er heftig ausrief:

Das Donnerwetter soll Sie —! Wozu haben Sie mich rufen lassen? Bin ich Ihr Narr? Oder meinen Sie, ich wüßte nicht, daß Ihnen nichts fehlt, sondern daß Sie — zu viel haben, Sie — Zechbruder!

In diesem Augenblick hörte er Schritte vor der Thür, besann sich Klara's und ging hinaus. Sie war schon weiter geeilt, und er erreichte sie noch auf dem Seitengange, — Ach, tausendmal um Verzeihung, mein bestes Fräulein, sagte er mit dem theilnehmendsten Ton. Ich habe ganz —. Kommen Sie, — oder lassen Sie uns lieber nach der hintern Treppe gehen!

Der Corridor des Vorderhauses war bereits erleuchtet; vor dem Hotel wurde von dem Militär-Orchester eine Serenade gebracht. — Es thut mir in der Seele leid, liebes Kind, sagte Lukas, daß ich eben Sie und mich selbst so vergessen konnte. Aber, — leider ist Ihr Verlobter in der That —.

Er ist ja mein Verlobter nicht! Mein Gott, was bin ich so unglücklich! rief Clara mit Zorn und Thränen zugleich kämpfend.

Nicht? versetzte er freudig. Wahrhaftig nicht? Ein Mißverständniß also? Ei, dann danken Sie dem Himmel! Ich gratulire von ganzem Herzen! Hat sie der Gauch also hergesprengt, wie mich? Kommen Sie, liebe

Klara, ich begleite Sie vor das Haus. Weinen Sie nicht! Sie sind so angegriffen, und die Musik macht Sie so weich. Vertrauen Sie mir, wenn ich Ihnen worin dienen kann! Herr und Frau Hellmuth theilten mir im Vertrauen das Unglück mit, Sie haben sich beide recht betrübt — Ihretwegen, und alles gethan die Sache geheim zu halten, in der Voraussetzung, daß Sie mit Ihrem guten Verstande von der Uebereilung zurückkommen möchten.

Gerade Frau Hellmuth hat sich übereilt, erwiderte Klara, indem sie leise mit unterdrücktem Stöhnen fortfuhr:

Sie kam eben zu mir, als Reisig mich mit dem nun abgedruckten Stücke des Manuscriptes besuchte. Ich hatte ihm viel Theilnahme bewiesen, und — mag wohl in der Art gefehlt haben, oder er wollte mich vielleicht auch mißverstehen. Er hatte mir eben seinen Lebensplan vorgelegt, in welchem ziemlich deutlich meine Hand mit in Anschlag gebracht war. Ich — Sie können denken, wie betroffen ich war, und wußte nicht gleich, wie ich ihn auf schonende Weise —. Das war vielleicht mein Fehler. Ich hätte ihn gleich entschiedener, mit Entrüstung abweisen sollen. Und da kam Frau Sophie herein. Ich glaubte, es wäre ein Engel, so froh war ich. Da, — ich weiß mir noch jetzt nicht zu erklären, wie der verwegene

Mensch dazu kam, mich als seine Verlobte vorzustellen. Denken Sie sich —! Ich war so entsetzt —! Aber Sophie nahm es gleich für wahr; das machte mich ganz irre an mir selbst, — und sie brach so leidenschaftlich und kränkend gegen mich aus —.

Ja doch, ja! fiel Lukas ein, die kleinen Töpfe kochen leicht über. Und Klärchen war dann auch gleich empfindlich, setzte das Köpfchen auf und — nun ja, ich begreife das alles, nicht wahr? Aber — wir sprechen noch darüber!

Ich bin so beschämt, lieber ehrlicher Doctor, und doch — so vergnügt —! Ach, wie bin ich Ihnen so dankbar! Und — wie Sie mir sagen, habe ich auch Hellmuth's so viel Schonung und Nachsicht zu danken! Ich will sie gleich morgen früh besuchen.

Thun Sie das, Klärchen! mahnte er freundlich. Ich gehe hernach zum Abendessen hin, kündige Sie auf morgen an, und — Sie können es sich dann mit aller Erklärung leicht machen.

Wie gut Sie sind! Und gerade von Ihnen hätte ich am wenigsten —, lächelte Klara, und reichte ihm die Hand.

Glaub's liebe Klara, rief Lukas. Es geht mir zuweilen so. Sonst hätten Sie eigentlich merken können, daß Sie gerade an mir einen alten heimlichen Ver-

ehrer haben. Apropos! Sie treffen auch bei Hellmuths den liebenswürdigen Poeten Safran.

Safran? Derselbe, der das liebe Buch: Ein Landaufenthalt —?

Derselbe. Nicht genial! antwortete Lukas. Doch, darüber, wenn mir recht ist, waren wir ja schon früher einig. Und wissen Sie, daß Sie ihn hergelockt?

Ich? rief Klara erröthend. Wie?

Ja Sie!

In aller Unschuld, lachte er. Herr Firnewalt, wie er eigentlich heißt, hat aus Ihrem Feuilleton den Aufenthalt Reisigs ersehen, und verfolgt ihn mit einer Forderung seines Onkels über 80 Thaler. Es ist ein Vorschuß des Buchhändlers auf dasselbe Manuscript, woran Reisig jetzt wieder laborirt. Das Genauere hören Sie von Hellmuth. Es ist ein prächtiger junger Mann, der Herr Safran, von einer so liebenswürdigen Bescheidenheit, wie solche bei unsern jungen Autoren mit Bärten gar nicht mehr vorkommt. Nun gehen Sie mit Gott, liebes Klärchen, und beruhigen Sie sich ganz wegen Ihres verlorenen Hochzeiters. Diese Nacht wird er sich ernüchtern, und morgen habe ich ein Recept für ihn. Ich hoffe, wir werden seiner ohne Schaden mit all' seinen Schulden los werden. Gute Nacht!

Klara verlor sich unter der Menge, die der Musik zugelaufen war. Doctor Lukas aber kehrte noch ein-

mal in den Gasthof zurück, für den Patienten eine Suppe auf den Abend und einen marinirten Häring zum morgigen Frühstücke zu verschreiben, alle geistigen Getränke zu untersagen, und den Wirth wegen seines Guthabens zu beruhigen.

13.

Nach einer unruhig durchträumten Nacht konnte Klara in ihrem einfach gewählten Anzuge doch nicht so früh, als sie es gedacht hatte, zu Hellmuths ausgehen. Tante Trude, die Gabel, war schon etwas leidend von Mannheim zurückgekommen, wo sie durch Nachtwachen und Gemüthsbewegung um die Kranke ihre alten rheumatisch-gichtischen Leiden aufgeregt hatte. Diese Nacht waren die Schmerzen reißender geworden, so daß sie sich nun doch zu dem bis jetzt abgewehrten Arzt entschloß. Diesen wartete Klärchen ab, und eilte dann mit dem Recept zur Apotheke und nach dieser Bestellung zu den Freunden.

Wie herzlich ward sie bewillkommt, wie gerührt gab sie sich hin und herzte die Kinder! Tante Klara war wieder da, und das Gesindel — war ja wahrlich seitdem gewachsen! Des verschmerzten Mißverständnisses ward mit keiner Sylbe gedacht, um so weniger als den Freunden das vergeistigte, so zu sagen aufgeklärte

Wesen Klärchens so bedeutsam auffiel, daß sie auf die innern Kämpfe schließen konnten, die solche Errungenschaft gekostet hatte. Desto lebhafter ließ das heitre Paar sich über den jungen Firnewalt, genannt Safran, aus. Er war wirklich mit einer Forderung seines Oheims an Reisig gekommen, um antheilweise das Feuilleton-Honorar des Autors in Anspruch zu nehmen. Einstweilen aber hatte er bloß die freundlichste Aufnahme des Redacteurs gewonnen, und bald auch eingestanden. daß er gerade nicht ausdrücklich um dieses — „verlorenen Postens" ihrer Buchhalterei willen — sondern gelegentlich seiner Reise nach Wildbad hierher gekommen sei. Er litt nämlich am linken Arm, den er letzten Winter bei einem Pferdesturz gebrochen hatte und noch nicht wieder mit voller Kraft gebrauchen konnte.

Frau Sophie strich die einfachen Manieren und die anspruchlose Liebenswürdigkeit des hübschen jungen Mannes nicht ohne schalkhafte Seitenblicke nach ihrem Manne heraus; indem sie angefangen hatte, ihn von seinem Genialitätsaberglauben und von der leichtfertigen Verschwendung dieses Wortes zu bekehren. — Nur in Einem ist mein lieber Mann nicht ganz zufrieden mit unserm Poeten, sagte sie: Herr Firnewalt bringt gar nichts vor, was Karl als „genial" begrüßen könnte. Nein, liebe Klara, du wirst dich schon an den hübschen seidnen safrangelben Taschentüchern überzeugen, daß

er kein Genie — nach unserer neuesten Erfahrung ist. Auch halte ich ihn für ganz frei von allen communistischen Absichten auf die Kanapeeüberzüge der bürgerlichen Gesellschaft.

Man lachte, und Hellmuth mußte im Beisein der Freundin sein schon gegebenes Versprechen wiederholen, daß er sich das exaltirte „Genial" abgewöhnen wolle. Halb singend rief die heit're Frau: Dein „Genial" ward uns fatal, d'rum laß es immer fahren!

Als Klara schied, mußte sie, der kranken Tante ungeachtet, versprechen den Abend wieder zu kommen, da Firnewalt einen kleinen Aufsatz über das kirchliche Bekehrungswesen vorlesen wolle. — Es ist eine Art von Brief an eine Dame, die sich gegen seinen protestantisch-philosophischen Glauben versucht zu haben scheint, sagte Frau Sophie. Du kannst Dir denken, beste Klara, daß wir durch deine Mittheilung der Distichen gegen die Gräfin Ida auf das Kapitel gekommen sind. Jene Verse sind wirklich von ihm, und er hat herzlich dazu gelacht, daß Du die häßlichen Hex- und Pentameter, wie er sie nennt, dem Genialen auf den Rücken geheftet hast.

Klara erröthete, nicht sowohl über diese letzte Aeußerung, als weil sie an Sophien während ihrer Mittheilungen einigemal ein flüchtiges Erröthen bemerkt hatte. Bei zartfühlenden Frauen ist ja das Erröthen oft so

ansteckend, wie bei langweiligen Männern das Gähnen. — — —

Während dergestalt unsere drei heitern Menschen sich zur alten Freundschaft wieder zusammen fanden, wurde dem kranken Genie Reisig zu seinem Aufkommen ein ebenwohl ziemlich altes Recept verordnet.

Doctor Lukas traf ihn bei dem marinirten Häring etwas öde aussehend und durch seinen Katzenjammer gehörig vorgerichtet. Nachdem er ihm hin und her gehend die an den Wirth, an Doctor Hellmuth und den Kleiderlieferanten schuldigen Beträge nebst der Entschädigungsforderung des Buchhändlers für den Fall des nicht zur Ausführung kommenden Vertrags auf einem Zettelchen vorgerechnet hatte, setzte er sich bequem und mit seinem Stöckchen spielend auf einen Stuhl, und sagte:

Sehen Sie, einsichtsvoller Herr, es addirt sich ein artig Sümmchen, das schon der Mühe lohnt, in einer unfreiwilligen Clausur abgesessen zu werden. Vielleicht ist Ihnen ein wenig eingesteckt zu werden erwünscht, und es ist allerdings für manche Menschen ein Hülfsmittel der Selbstbeherrschung und einer heilsamen Diät. In diesem Falle kann ich Ihnen dies gute Mittel sogleich verschreiben. Sonst — sehen Sie, mein Bester, kann von Abtragen der Pöstchen unter a. b. c. keine Rede sein. Denn, wollten Sie auch, — Sie könnten

nicht. Sie müssen ja über Ihr inneres Vermögen so klar sein, wie Sie es jetzt über Ihr äußeres sind. Allen Respect vor Ihrem — Genie! Die Reisebeschreibung im Ganzen, so wie die noch von ihnen beigebrachten Skizzen und artigen Handzeichnungen zeugen von Ihrer ausgezeichneten Begabung. Aber — Verzeihung, mein Theuerster! Sie haben Ihrem Genie auch zu viel zugemuthet, Sie haben es etwas verlebt, stark verlaborirt, wobei ich durchaus nicht sagen will — verliederlicht. Vielmehr rede ich von Productionen vor Ihrer Sündfluth, so zu sagen von antediluvianischen Erzeugnissen, — pflanzenartigen, thierartigen, von Variolarien, Pachydermen, zu denen auch die sus proavitus gerechnet wird und dergleichen. Ich will zugeben, — wenn Sie sich recht zusammen nehmen in geistiger und leiblicher Diät und Disciplin, daß Sie noch ein Erkleckliches aus dem Bankrott — oder wenn Sie lieber wollen — aus dem Schiffbruch Ihres Vermögens für die Zukunft retten könnten: aber die Gegenwart ist verflucht pressant, Theuerster, und der Uebergang in jene Zukunft verlangt auch etwas. Also — wie fangen, wo fassen wir das Ding an?

Reisig sah wohl ein, daß er einen klaren Mann vor sich hatte, gegen dessen Weltverstand und Seelenblick keine Finten aufkommen durften. Das große, hellblaue Auge des Doctors ruhte so lachend und

schalkhaft auf ihm, daß ihm kein Schlupfwinkel blieb, Versteckens zu spielen. Er fühlte vielmehr, daß er sich nur durch unbedingte Hingebung an den gutmüthigen Schalk helfen könnte. Mit etwas ödem Lachen versetzte er:

Anfangen, verehrter Doctor? Ei was! Fangen wir lieber gar nicht an, sondern hören gleich auf! Sie haben ein Recept für mich in der Tasche: heraus damit! Wenn's denn auch ein moralisch gesalzener Häring wäre, — ein Häring für den innern Katzenjammer —.

Nichts da mit Häring! fiel Lukas ein; — ein Syrup, alt, probat! Hören Sie mich mit Verstand an! Ich war dieser Tage wieder in Mainz. Ich bin Hülfsarzt, Consulent der Gräfin Ida. Sie hat so kleine wechselnde Uebergangsleiden. Es sind ja die herrschenden Leiden der Zeit, wie mannichfach sie auch auftreten. Diesmal ist es eine kleine Knieverletzung gewesen. Es will einmal alles gelernt sein. Ein altprotestantisches Knie macht manchmal Opposition gegen ein neukatholisches Herz. Nun denken Sie sich die wunderbare Fügung, daß ich auf dem Tische der Gräfin das Blatt unserer Chronik mit den gegen sie gerichteten Distichen finde. Fräulein Amelung's beigegebene Note weist, wie Sie wissen, auf den Verfasser, der jetzt in unserer Stadt weile. Sie fragte nach Ihrer Person, und Sie können denken, daß ich ihr das Beste sagte,

was ich wußte. Auf ihre weitere Frage, ob Sie denn befriedigt in der Seele von Ihrer Weltfahrt zurückgekehrt wären, äußerte ich, — es schiene mir nicht. Es wäre etwas, was Sie immer abhielt, die letzte Hand an Ihre Reiseberichte zu legen, und irrte ich nicht sehr, so wäre es ein inneres Verlangen nach einer höhern Befriedigung und Einigkeit. Ich sagte das aus einer gewissen schalkhaften Galanterie, weil sie von dergleichen selbst erfahrenen Zuständen gern hört. Auch gefiel es ihr sehr und ich setzte rasch hinzu, die muthwilligen Distichen seien Ihnen eigentlich entwendet und gegen Ihre Absicht publicirt worden. — O ich vergebe sie ihm, lächelte sie. Dergleichen berührt mich nicht. Im Gegentheil, ich wünschte dem unglücklichen Manne zu begegnen und ihm etwas Wohlthuendes erzeigen zu können. — Sie sprach noch von feurigen Kohlen, die sie auf ihr Haupt —, u. s. w. Nun wissen Sie, — vergrabene Schätze erscheinen in der Geisterstunde als feurige Kohlen: verstehen Sie mich?

Noch nicht, lieber Doctor! antwortete Reisig.

O Sie —! rief Lukas. Sie sollen nun umgekehrt, wo sich Ihnen feurige Kohlen zeigen — nach verborgenen Schätzen suchen, meine ich, und — das eben ist mein Recept! Sie selbst mögen von noch so geringem Metalle sein, geehrter Herr, — jene Leute besitzen die Goldtinctur zu Ihrer — Umwandlung, Bekehrung. Nun

begreifen Sie mich? Ich gebe Ihnen ein paar Zeilen mit, wenn Sie sich Verzeihung holen wollen und sich wohlthun lassen.

Ich bin wahrhaftig gerührt von Ihrer Güte für mich! antwortete Reisig in Ueberlegung zerstreut.

O nehmen Sie das leicht, mein Bester! lachte Lukas. Es sind hier liebe Freunde die den besten Theil des Dankes gern übernehmen. Aber — ich muß fort, und — Ihr Zustand ist — unter der Presse!

Wäre nur — wenn ich Ihnen folgte, lieber Doctor, — nicht so viel zu glauben! lächelte Reisig.

Ei was glauben! Zu bekennen, wollen Sie sagen. Dies ist eine bekannte Münze; die hat keinen innern Werth in dermaliger Zeit, aber guten Cours. Und — Sie Tausendsasa! Seit wann wären Sie denn kein Verschwender gewesen — mit Bekenntnissen, die gerade so gut waren, wie falsche Münzen, he?

Lachend erwiderte Reisig hierauf:

Dann wär's aber wohl besser, wenn ich dort gleich bekennte, daß die kränkenden Verse doch eigentlich von dem jungen Firnewalt sind?

Was? rief Lukas. Sie wollen Ihren letzten Tresorschein wegwerfen? Bedenken Sie denn nicht, daß Sie als reumüthiger Sünder zehnfachen Werth haben? O Sie! Nein, mit geistigem Borg bezahlen Sie pecuniäre Schulden, und das heißt genial! — Apropos

Firnewalt! Er ist hier angekommen bei Doctor Hellmuth. —

Firnewalt? Was —? versetzte Reisig kleinlaut und stand auf.

Ja, antwortete Lukas. Er soll Sie aber nicht besuchen, bis ich Sie für ganz hergestellt erkläre.

Danke! erwiderte Reisig etwas unruhig. Was kann ich ihm denn auch, lieber Doctor —? Also von wegen Ihres Receptes —. Wie könnte ich denn aber von hier loskommen?

Das übernehme ich! erklärte der Arzt. Ich sage gut für Sie, wogegen Sie mir all' Ihre Manuscripte und Zeichnungen überlassen, die dann entweder von dort wo Sie hingehen, eingelöst, oder von uns zu Gelde gemacht werden.

Aber Doctor, — ich brauche auch einiges Reisegeld. —

Ich denke, das Buchhändlerhonorar wird noch so viel Ueberschuß gewähren, meinte der Arzt; worauf Reisig leichthin erklärte:

Nun denn, mein Verehrtester, schicken Sie mir Ihren Empfehlungsbrief! Ich kann mir's ja überlegen; es scheint wirklich kein übler Spaß!

Ueberlegen Sie! rief Lukas. Derweil nehme ich diese Papiere an mich. Nur mögen Sie bedenken, daß Ihre Actien in dem Grade steigen, als Sie sich eilen.

Es ist nämlich in der Gegend dort eine ärgerliche Geschichte mit einem angesehenen Domherrn und einer Kammerjungfer durch gedruckt erschienene Briefe ausgekommen. Ein scharfer Schütz hat mitten in's Schwarze des Cölibat's getroffen. Unter diesen Umständen würde jede erfreuliche Gegengeschichte doppelt willkommen sein. Also adieu, lieber Reisender! Sie werden jedenfalls eine interessante Dame kennen lernen. Sie wissen, sie hat die hübsche Reise von Babylon nach Jerusalem gemacht. Adieu! Laufen Sie glücklich in den Hafen ein! —

Tausend Dank, bester Doctor! rief Reisig mit einmal seelenvergnügt, und stimmte aus etwas rauher Kehle die bekannten Liedesverse' an:

„Und das Glück das fern ich suchte, find' ich ewig nur bei —.“

Sie Tausendsappermenter! rief Lukas an der Thüre zurück. Da haben Sie ja auch schon die Melodie dafür!

14.

Die Umwandlung der Gesinnung, die Veränderung einer Lebensansicht geht in der Regel allmählich mit dem Wandel der Erfahrungen vor sich. Doch kann

dieser innere Proceß auch durch Bedrängnisse des Herzens, durch Erschütterungen des Gemüthes beschleunigt werden. Allein weder das Eine noch das Andere ist bei Frauen und Jungfrauen mit so viel Ueberlegung und Berechnung verbunden, als dieselben etwa beim Wenden eines abgetragenen Seidenstoffes und Ausbessern mit verändertem Zuschnitt in Anwendung bringen. Klara war jedoch durch einigen Gebrauch der schriftstellerischen Feder mehr, als andere Ihresgleichen, an Selbstbeobachtung gewöhnt und zu Reflexionen geneigt. Sie konnte sich daher auf ihrem Abendgange zu den Freunden einer lächelnd-gerührten Betrachtung über den Umschlag, der in den letzten Wochen mit ihrer Empfindungs- und Anschauungsweise vorgegangen war, nicht erwehren. Wie war doch ihre heutige Stimmung, mit der sie einer neuen literarischen Bekanntschaft entgegen ging, von der Spannung verschieden, mit der sie früher, in derselben Wohnung der Freunde, dem „Genialen“ entgegengesehen hatte! Sie verglich ihre heutige milde Heiterkeit mit dem Eindrucke, den Safrans Buch bei ihr hinterlassen hatte, während jene frühere Aufregung der Wirkung ähnlich schien, die Reisigs Manuscript durch maßlose Darstellung auf einen phantasievollen Leser machte. Wie allernächst lag da für Klara die Frage, ob auch die neue Persönlichkeit so erfreuliche Berührungen mit sich bringen

werde, als die andere ihr die unseligste Verwirrung angerichtet hatte. Doch stieß die Freundin auf diese Frage nicht; vielleicht weil sie eben schon auf der Treppe eine lebhafte Unterhaltung aus dem Zimmer vernahm.

Herr Safran — Firnewalt — war schon da; eine jugendliche, schlanke Gestalt in einfach-elegantem Anzuge. Diese günstige Erscheinung war von einem gewinnenden Benehmen begleitet. Es konnte nicht eigentlich gemessen oder gehalten heißen; denn es war keine Ueberlegung, keine Berechnung dabei; man durfte es eher gelassen nennen, in dem Sinne, daß es wie von selbst kam, aus einem Gleichgewicht von Empfinden und Denken, von Lebhaftigkeit der Seele und Milde des Temperaments hervorgegangen. Indem aber Klara bald genug aus den Blicken, aus den kleinen Aufmerksamkeiten des jungen Mannes herausfühlte, daß ihm von den Freunden Manches über sie mitgetheilt worden sei, und er gewiß auch ihre jüngste Verirrung kenne: so setzte sie das begreiflicherweise in eine merkliche Befangenheit gegen ihn. Dies gab ihr aber einen zarteren Reiz mehr gegen ihr früher etwas zu entschiedenes Wesen, und interessirte den jungen Poeten zugleich auf eigenthümliche Weise. Es war ihm neu, im Laufe einer sich sehr belebenden Unterhaltung so viel kluge und glänzende Gedanken eines Mädchens in so anmuthige Befangenheit gefaßt zu fin-

den. Aber auch Klara machte eine neue Erfahrung. Indem sie nämlich mit dem ernsten Vorsatze gekommen war, nicht sobald wieder für einen Zugvogel von irgend einem schriftstellerischen Gefieder zu schwärmen, hatte sie noch nicht bedacht, daß ein großer Unterschied sei zwischen den Empfindungen, die aus der Voraussetzung und denen, die aus dem Eindruck von einer Persönlichkeit entspringen, und daß man von jenen leicht zurückkommen, von diesen aber noch leichter mitgenommen werden könne.

Eine glückliche Fügung kam dazu, beide junge Bekannte leichter zu vermitteln: alle Ansichten nämlich, die der liebenswürdige Poet in munterm Gespräch vorbrachte, riefen wenn auch nicht immer eine lebhafte Uebereinstimmung bei Klara, doch nur einen solchen Widerspruch hervor, der gerade dadurch gefiel, daß er die witzigen, geistreichen, oft aber etwas einseitigen Gedankensprünge Firnewalts durch eine warme und seelenvolle Erinnerung ergänzte und in ihren Ansichten erweiterte.

Sobald der Thee getrunken war, und man den jungen Gast an die Lectüre des versprochenen Aufsatzes oder Briefes erinnerte, sagte er:

Gut, daß Sie es gleich selbst als einen Brief bezeichnen! So mag es seine Entschuldigung finden, wenn darin eine so verhängnißvolle Erscheinung der

Zeit, eine solche Krise unserer religiösen Entwicklung allzuleicht abgefertigt erscheinen muß. Es war mir nicht darum zu thun, die schwere Frage selbst, worüber man ein Buch schreiben könnte, sondern nur die eifrige Dame abzufertigen, die nicht üble Lust zeigte, mich zu bekehren. Es kam mir vor, als läge die wirksamste Abweisung derselben darin, so leichtsinnig in diesen Dingen zu erscheinen, daß sie es gar nicht mehr der Mühe werth halten möchte, mich zu ihrem Bekenntniß hinüber zu ziehen.

Ja doch! versetzte Frau Sophie, wir nehmen's schon leicht, zumal wir es mit andern Bekehrungen zu thun haben. Ich z. B. nachdem ich von meiner unverzeihlichen Uebereilung bekehrt bin, (sie umarmte Klärchen auf's Zärtlichste) habe meinen Mann in die Bekehrung genommen, wie Sie schon selbst bemerkt haben. Mit seinem eraltirten „Genial!" hat er nicht nur schon einen Tragödiendichter ruiniren helfen, sondern auch die theuerste Freundin in Verlegenheiten gebracht. Also lesen Sie nur!

Die kleine Gesellschaft setzte sich bequem, und Herr Firnewalt las mit seinem wohlklingenden Organ folgenden kleinen Anfsatz.

Rückfälle zur Kirche.

(Aus dem Brief an eine Dame.)

— — — — — — — — — — — — — —

Zum Schlusse komme ich noch auf Ihr Jubelfest der Kirche, — ich meine Ihren Jubelruf, meine eifrige Freundin. Sie halten es für ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß der in seinen Kreuz- und Querzügen ermüdete Protestantismus, sogar in dem weltgeschäftigen England, sich der verlassenen Mutter Kirche wieder in die Arme wirft, — ein verlorner, aber reumüthiger Sohn. Und Sie fragen mich, was ich dazu sage.

Eine Zeiterscheinung ist es allerdings, meine Verehrte, und ist der Mühe werth, sie in Betrachtung zu nehmen. Eine Zeiterscheinung muß aber aus der Zeit begriffen werden; daher ich denn mit Ihnen nicht einverstanden sein kann, wenn Sie solche der siegenden Macht der Wahrheit zuschreiben. Was sollte denn die Menschen so plötzlich zu einer früher bestrittenen Erkenntniß bringen, gerade jetzt, da die Bildung des Jahrhunderts in der Richtung zum *Wissen* durch Selbstprüfung fortschreitet, und mithin nur weiter vom Dogma der Kirche abgekommen ist, das auf der Stufe des *Glaubens* von fremder Autorität festgehalten wird? Wir müssen uns nach anderen Elementen der Zeit umsehen, um eine solche — vielleicht *krankhafte* Erscheinung zu verstehen.

Von einzelnen Fällen des Religionswechsels aus vorgeblicher oder wirklicher individueller Ueberzeugung ist natürlich die Rede nicht. Die geistigen Bedürfnisse der Menschen sind bekanntlich sehr verschieden. Auf Manche macht schon der innere Zusammenhang des katholischen Lehrbegriffs Eindruck, abgesehen von der Vernunftmäßigkeit dessen, was zusammenhängt. Die Rede ist nur von der Erscheinung eines häufigeren Rückfalls auf eine überwundene religiöse Bildungsstufe der christlichen Menschheit. Hier suche ich mir sogleich die alte Ueberzeugung zu erneuern, daß kein Zustand im Leben der Völker ohne besonderen Segen bleibt, der aus wirklichen oder anscheinenden Uebeln hervorgeht. Wie viel Schönes und Frohes zerstört z. B. nicht ein langdauernder Krieg, wie ihn unsere ältere Generation noch erlebt hat! Aber unter den großen Calamitäten, die er mit sich führt, gewinnt doch die moralische Kraft der Menschen. Muth, Mäßigkeit, wechselseitiges Wohlwollen, Liebe und Duldung thun sich hervor, und bewähren sich in gemeinsamen Leiden. Die Kräfte des Schaffens bilden sich insgeheim für eine vielseitige Thätigkeit im kommenden Frieden, wie die Bäume im Winter ihre Saugwurzeln erneuern. Ja, der Krieg erinnert an die Winterzeit: auch da blüht, grünt, reift nichts, und man zehrt von früheren Ernten; aber die Luft ist reiner, frischer: die Menschen

fühlen sich kräftig, unverdrossen unter den Stürmen, und rücken bei Licht und Feuer enger zu einander, bis sie mit gesammelten Kräften an die Frühlingsarbeiten gehen. Nun bedenken Sie, daß wir über vierzig Jahre Frieden haben. Gewerbe, Handel und Wandel, schöne und nützliche Künste, Erfindungen und Genüsse aller Art bereichern und erheitern das Leben. Es ist ein herrlicher, fruchtbarer Sommer. Aber — wie schwül, drückend, verstimmend ist nicht die Luft! Und die Menschen, durch keine allgemeine Noth mehr nach außen gespannt, sind nur jeder mit sich beschäftigt, launenhaft, eitel und anspruchsvoll. Noch schlimmer, daß eine heillose Politik den Segen jener Kriegsjahre — die nationale Einigkeit und Erhebung in Fluch verwandelt hat, indem sie den geistig bevormundeten, in jeder Thätigkeit überwachten, von aller Theilnahme am Staatsleben zurückgedrängten Völkern nichts übrig ließ, als innere Verbitterung, unfruchtbare Speculation, frivole Meinungen, Genußsucht, politische Umtriebe und in was allem müßige und übermüthige Kräfte, die nicht schaffen können, sich zerstörend versuchen. Während in solcher Lage nun die unruhigen Menschen in hundert Eitelkeiten und spielenden Genüssen nicht ermüden, wenden gerade die tieferen Seelen, unbefriedigt von all dem Nichtigen, in ihr Innerstes den Blick; da sie sich denn über einem unerforschlichen Abgrunde

des Ewigen finden, das ja, im Zusammenhang mit der Unendlichkeit, in jedem Herzen quillt. Nun hat der Mensch zwar das erhabenste Glück, aber auch die dunkelsten Gefahren in seiner eigenen Brust. Welche Ahnungen, aber auch welche Aengste steigen nicht für eine schwache Seele aus dem eigenen Herzen auf! Sie geräth außer sich, wie man zu sagen pflegt, und — Glück auf! gerade außer sich findet sie noch Rettung — an Aeußerlichkeiten, die für bedeutsam gelten, an gewohnheitlichen Leistungen, die mit hohen Gnaden verknüpft sind. Das ist es ja, wodurch die katholische Kirche früher den unmündigen, unentwickelten Völkern zu geistiger Entwicklung und Bildung geholfen hat, wie man Kindern an äußeren Gegenständen zum Stehen und Laufen hilft. Mit gleicher mütterlicher Nachsicht und Nachhülfe nimmt sie sich auch wieder der Erkrankten an, die fremden Beistandes nicht entrathen können. Solchen krankhaften Anwandlungen unterliegen allerdings nur wahrhaft religiöse Seelen: jedoch auch nur solche, die dabei unklar und unselbständig sind. Kommt aber noch Erschöpfung von Weltgenuß, Verstimmung aus Erlebnissen, Langeweile einer schlechten Gegenwart und dergleichen hinzu: so vermehrt und vermannichfaltigt sich die Kränklichkeit der Zeit. Ja, die römischen Bestrebungen selbst, dies entzweiende, aufhetzende, die Gewissen

ängstigende Treiben ist nur auf Verschärfung der Krankheit gerichtet; wie man denn die neuen Jesuiten am richtigsten als umherziehende und heimisch werdende Miasmen begreift, die besonders auch die Höhenpunkte der Gesellschaft bestreichen und z. B. den rheinischen und westphälischen Adel an seinen preußischen Antipathien anstecken.

In solchen mit Schwäche, Unruhe und Beängstigung verbundenen Krankheiten, — welches ist der gesuchteste Arzt? Immer derjenige, der viel verspricht und viel verschreibt. Ein solcher ist der Protestantismus nicht: er ist ein Wasserdoctor, und verweist an die Quellen des Christenthums und an moralische Arbeit. Er legt viel Werth auf kirchliche Diät, da er selbst aus dem üppigen Mutterhause mit Taufe und Abendmahl ausgewandert, sich, so zu sagen, auf Wasser und Brot gesetzt hat.

Leider hat bei dieser Auswanderung der Protestantismus ein Drittes mitzunehmen vergessen, — ein zugängliches Mysterium. Der Mensch, wissen Sie, hat wie die Pflanze den doppelten Trieb nach dem Licht und nach dem Dunkel, Zweige und Wurzeln streben auseinander, in die Höhe, in die Tiefe. Das ist es, was uns alle, auch den Aufgeklärtesten, zum Geheimnißvollen hinzieht, was schon in der Gesellschaft Herren und Frauen um eine Dame anhäuft, die zu erkennen

gibt, daß sie ein Geheimniß besitze. In dem Grade nun, als der Baum der europäischen Bildung in allen seinen Zweigen, selbst in der Politik, nach Luft und Sonne strebt, treibt er, um Gleichgewicht zu halten, auch neue Wurzeln in die dunkle Tiefe seines alten Bodens. Wieviel muß dabei die Kirche gewinnen, die noch mit Geheimnissen und Wundern speculirt? Was ist dagegen das Mystische, womit sich der Protestant zu entschädigen sucht? Behält Ihre Kirche doch den Vortheil, ihre Geheimnisse *sinnlich* eingefaßt zu haben, wie Quellen, die dem frommen Vertrauen zugänglicher sind, als der nebelhafte Abgrund des göttlichen Daseins, in welchen der Mystiker hineinstarrt.

Ich sehe Sie zu meiner Darlegung den Kopf schütteln, verehrte Freundin. Aus den Zeitverhältnissen geschöpft finden Sie allerdings meine Erklärung; nur lieben es die Frauen nicht so tief gesucht. Und Sie können Recht haben: diese Glaubensrückfälle stehen vielleicht nur in *oberflächlichem* Zusammenhange mit dem Geschmack der Zeit. Greift nicht die unbefriedigte Welt auch nach alten Moden und Mobilien, träumt von alten Staatseinrichtungen und richtet antikes Theater ein? Roccoco, meine Theure! Roccoco!

Doch, Ihr Wohlgefallen an Englands Neubekehrung darf ich nicht unerwähnt lassen! Von dort weht

es Einen leicht mit einigem landeseinheimischen Humor an. Ich denke mir also, in jenem national-ökonomischen Staate fasse man das Katholischwerden gegen das uralte „No popery“, aus dem volkswirthschaftlichen Gesichtspunkt auf. Man weiß, daß leichte Arbeit mit viel Verdienst sehr gesucht ist. Der Protestantismus legt aber keinen Werth auf Werkheiligkeit, während Andachtsübungen aller Art in der römischen Kirche eine gute Rente abwerfen, die für die Ewigkeit capitalisirt wird. Was zu dem neuen Papsteinflusse die großen Grundbesitzer in England sagen, die mit der freien Korneinfuhr wenig zufrieden sind, weiß ich nicht; nur fiel mir eben ein, daß das Wort pope, Papst, im Englischen auch — „Kornwurm“ bedeutet. Und wenn des Papstes Auge seitdem mit besonderm Wohlgefallen auf England ruht: so kann der Heilige Vater glücklicherweise nicht Englisch genug, um zu wissen, daß dort — „the pope's eye in a leg of mutton“ das Fettstückchen an einer Hammelskeule bedeutet. — —

So hätte ich Sie denn, meine Verehrteste, mit allem Anstand aus der Kirche bis in die Küche begleitet. Hier aber trete ich mit Ehrerbietung zurück, eingedenk jenes strengen Wortes eines heiligen Kirchenvaters: „Mulier taceat in ecclesia“, das heißt zu deutsch: der Mann mische sich nicht in Küchensachen!

15.

Der scherzhafte Schluß mit seiner versteckten Zurechtweisung für die bekehrungssüchtige Dame setzte die Zuhörer in vergnügtes Lachen. — Prächtig, charmant! rief Doctor Hellmuth, genia—.

Halt, Männchen! fiel ihm Frau Sophie in's verbotene Wort. Da seht ihr nun Alle den rückfälligen unverbesserlichen Sünder, bei dem keine Bekehrung anschlagen will! Sagt nun selbst, — in welche Buße nehmen wir ihn? Ich schlage die jetzt so beliebten geistlichen Exercitien vor. So wär's schon eine hübsche Uebung, wenn er ein halbes Buch Papier des Wasserzeichens Pro patria voll zu schreiben hätte mit dem einzigen christlichen Unionsworte von heute: Jesuit. Und wenn er statt dessen, aus Zerstreuung etwa, nur einmal „Heuchler", „Egoist" oder „Spitzbube" schriebe, sollte er den ganzen Tag kein Fleisch zu essen bekommen, sondern nur Forellen und Eierkuchen, oder Hecht mit Kartoffeln.

Man lachte und besprach dann einige Ansichten des gelesenen Artikels. Als der Verfasser die schweigsame Klara fragend ansah, versetzte sie etwas verzagt;

Ihre Absicht, Herr Firnewalt, war auf scherzhafte Abfertigung gerichtet, wie Sie uns sagten: sonst hätten Sie doch wol das tiefere Moment in dieser kirch-

lichen Bewegung mehr herausgehoben. Ich meine das Verhältniß der besondern Menschenseele zur religiösen Atmosphäre, worin sie das Ewige athmet. Ich selber habe (und bei diesen Worten fiel aus den niedergeschlagenen Augenwimpern ein leichtes Roth über ihre Wangen) in jüngster Zeit an mir erfahren, daß ein verlass'nes Menschenkind bei jeder Wendung seiner Lebenslage dem Ewigrettenden in der Welt eine neubedürftige Seite zukehrt; so, möchte ich sagen, wie jede von der Pflugschar umgestürzte Ackerscholle mit ihrer dunkeln, näßlichen Krume Licht und Lebensluft begierig einsaugt, bis die feuchte Wange trocknet und nach himmlischem Regen dürstet. Denke man sich ein im Weltleben von wechselnden Genüssen, von unbeherrschten Begierden, von tiefster Hingebung an das Vergängliche ausgetrocknetes Herz, in welchem durch Unglück oder Erschöpfung plötzlich das Bedürfniß des Religiösen erwacht: er wird gewiß ganz andere, darf ich sagen — handgreifliche Befriedigung verlangen, als eine Seele die so glücklich geführt wurde, daß sie in sittlichem Thun und Lassen nie ganz aus dem Verkehr mit Dem fallen konnte, was uns Göttliches umgibt. Jenes Herz war vielleicht selbst in seinem sinnlichen Leben schon nicht selbständig, und hing an einer führenden Liebe, die ihm verführend ward, oder es war das Herz einer Mutter, die unter eitelem, weltsüchtigen

Aufwande von Geist und Bildung ein armes kretinenartiges Geschöpf geboren hatte und es für eine Züchtigung des Himmels ansah. O man kann lange sehr geistreich sein, prächtig über Musik und Bilder reden, und doch der höheren Einsicht, oder der *Einsicht in das* Höhere entbehren, und ist *dann gar leicht der Gefahr* ausgesetzt, wenn man endlich die Arme nach der Wahrheit ausstreckt, die Wolke statt der Göttin zu umfassen, den Weihrauch statt der Weihe zu empfangen, — Aeußerliches genug, womit man auf neue Weise wieder eitel thun kann. Lacht mich nicht aus, ihr Herren, wenn ich einen Augenblick in euern gelehrten Krimskrams pfusche. Aber ich erinnere mich aus den öffentlichen Vorlesungen letzten Winters, daß da, wo mit einer chemischen Basis sich eine Säure verbindet, eine aufbrausende Wärme und selige Befriedigung erfolgt. So würde vielleicht ganz Babylon in Psalmen und Hymnen aufbrausen, wenn man Jerusalem hinein gießen könnte. Nur seraphische Seelen leben bloß von reinem religiösem Aether, athmen oder lodern, so zu sagen, im Sauerstoff des Göttlichen; wir Andern können nur in gemischter Luft leben, und Viele oder die Meisten brauchen den dicksten Qualm zum Athmen. Darum, Herr Firnewalt, halte ich den Katholicismus nicht mit Ihnen für eine überwundene Bildungsstufe der christlichen Menschheit. Die Masse der Völ-

ker; — und dazu gehören doch erstaunlich viel gebildete Leute und salonläufige Aristokraten — die Masse wird noch lange nicht des Sinnlichen entrathen können, das aus dem alten Heidenthum in die Kirche übergegangen ist.

Gewiß, mein Fräulein! erwiderte, als sie schwieg, der junge Freund; nur war meine Briefdame, um so mit ihr zu reden, keine Klara Amelung. Bin ganz einverstanden, daß man die verschiedenen christlichen Bekenntnisse mit einem Aerometer messen kann, wie viel oder wenig Stickstoff Heidenthum dem reinen Sauerstoff, den der hohe Meister dargeboten hat, beigemischt ist. Dennoch bleibt es die große Schuld der Kirche, die sich der bedürftigen Menschheit nie als Erlöserin, sondern immer nur als barmherzige Schwester angenommen hat, daß es ihr nicht beigekommen ist, als die fortschreitenden Jahrhunderte eine Ungleichheit in der Bildung der Völker und Stände mit sich brachten, die rechte Mischung von Glauben und Forschen, von christlichem Gehorsam und christlicher Freiheit, von ceremoniösem Gottesdienst und Anbetung im Geiste zu veranstalten. Keine gebildete Nation des Alterthums, die nicht inmitten des Volksglaubens — Mysterien für die denkenden Geister gehabt hätte. Hätte die Kirche statt ihrer eingebildeten Consequenz in dem, was sie allerdings mit erstaunlichem Verstande selbst gemacht hat, mit der innern Consequenz des Geistes und der Liebe

die wechselnden Lagen einer wandelbaren, auf Entwicklung angelegten Welt zu begreifen und dieser ewigen Wahrheit zu dienen gesucht: so wäre dem Christenthum allerdings die ihr so fatale Reformation erspart worden, — jene feindliche Scheidung des freien und des gefesselten Glaubens, und es wäre dann auch nicht zu unserm Nationalunheil politischer Spaltung gekommen. Ja doch, ihr jesuitischen Schreier, die Reformation hat allerdings diesen Bruch herbeigeführt, — verschuldet aber hat ihn Rom, das die Reformation nöthig gemacht hatte; denn diese war damals ein höheres Bedürfniß des christlichen, ja des menschlichen Geistes. Nun wäre es wenigstens das letzte Heil, daß man diese beiden gesonderten Kreise der Wahrheit, da sie nicht concentrisch ausgefallen sind, friedlich neben einander wirken ließe, — das Walten des Autoritätsglaubens und des gläubigen Forschens, der gebundenen und der freien Andacht, daß man ohne Unmuth und Hintertreibung jedem Herzen überließe, da oder dort seinen Frieden zu suchen, sein Bedürfniß zu befriedigen, bis die fortschreitende Bildung vielleicht wieder zur Vereinigung dessen führte, was getrennt niemals eine allgemeine Macht über die Völker gewinnen wird. Statt dessen erblicken wir ein fanatisches Treiben, das jedem edeln Herzen den tridentinischen Fluch auspreßt: Wenn Einer lehrt, — auf unsrer Seite

allein ist die Wo heit: Anathema sit, — dem soll der Athem ausgehen!

Diese allzu ernste Unterhaltung wurde durch den Eintritt des zum Abendbrote geladenen Doctors Lukas unterbrochen, als er mit der lachenden Verkündigung erschien: Nun, er ist glücklich fort — unser Genie, unser nach neuem Glauben und altem Arak fahrender Gast!

Ist er wirklich? rief es aus aller Munde. Glückliche Reise! Gute Verrichtung!

Ja, fuhr Lukas fort, ich habe ihm meinen Geleitsbrief gebracht, etwas Reisegeld auf die Wirthsrechnung vermittelt, und so hat er den letzten Bahnzug benutzt. Sein Gepäck hatte kein Uebergewicht, und was er selber am Rhein wiegt, werden wir bald hören. Ich habe ihm nur noch etwas auf den Weg mitgegeben, was er nicht gleich begriff, — ein Taschenhaarbürstchen mit einem Spiegelchen. Man wird Sie dort zu einem so berühmten Manne machen, sagte ich ihm, daß Sie wohl thun werden, sich öfter im Spiegel aufzusuchen, damit Sie sich nicht selbst abhanden kommen.

Man besprach sich nun darüber, wie lange man auf eine allenfallsige Einlösung der Manuscripte und Zeichnungen Reisigs von Seiten seiner neuen Gönner warten, und wie man sich im Nichtfalle in die Ueberarbeitung der zum Druck bestimmten Reise theilen wolle.

Firnewalt erbot sich das Ganze zu besorgen. Es schien mithin, daß ihn der Besuch des Wildbades nicht sehr dränge. Frau Sophie errieth zuerst, was ihn fesselte, und bald entdeckte er sich ihr auch im Vertrauen.

Wenn ich Ihnen rathen soll, sagte sie ihm, so übereilen Sie sich ja nicht mit Ihrer Erklärung und Bewerbung. Lassen Sie der lieben Klara Zeit, nicht sowohl um sich auf ihr Herz zu besinnen, sondern um nicht davor zu erschrecken. Sie empfindet viel tiefer, als es nöthig wäre, das Mißverständniß mit dem fatalen Menschen, ich glaube nur deßhalb, weil Sie, lieber Firnewalt — so kurz darauf gekommen sind.

Sie lächelte; er küßte ihr die Hand, worauf sie fortfuhr:

Lassen wir Klärchen gewähren! Wir müssen um so behutsamer sein, weil es, wie ich zufällig gehört habe, der kränklichen Tante anliegt, — das Wildbad zu brauchen. Wir dürfen ja nichts davon bemerken. Der Arzt ist auch damit einverstanden, und nur die Leidende selbst wehrt sich noch dagegen. Aber ich habe schon Rath dafür. Morgen früh besuche ich die Kranke, und hoffe sie dahin zu bringen, daß sie das Bad besucht und Klärchen mitnimmt. Dort im stillen Thale der Enz findet das edle Mädchen die rechte Einsamkeit für ein verzagtes Herz und der junge Poet mit dem

leidenden Arm den traulichsten Verkehr, sich liebenswürdig zu machen. — —

Und so geschah es. Frau Sophie machte die Tanten im intimsten Vertrauen mit der annehmlichen Partie bekannt, die für Klärchen in Aussicht stehe. Die Sache wurde von Messer und Gabel in's Feine zerlegt und sehr annehmlich gefunden. Frau Sophie kehrte mit der Nachricht für den jungen Freund zurück, beide Tanten müßten nächster Tage ohnehin nach Mannheim zur Eröffnung des Testaments und Antretung der Erbschaft, und wollten von da nach Wildbad zum Gebrauche der warmen Quellen. Als hierauf Herr Firnewalt vor seiner Abreise mit Frau Hellmuth einen Besuch bei den Tanten machte, empfing er ihre Aufträge wegen einer Privatwohnung wo möglich mit häuslicher Beköstigung.

Kaum war er abgereist, als jener Arzt und Universitätsfreund des Doctors Lukas im Auftrage der Gräfin Ida erschien, um Reisig's „Werke" gegen baare Befriedigung der verschiedenen Forderungen an denselben einzulösen. Beide Freunde setzten sich bei einer Flasche Rheinweins an das kleine Geschäft, das sie unter wechselseitigen Herzensergießungen und oft schallendem Gelächter abmachten. Zum Beschluß brachte der auswärtige Arzt ein kleines gedrucktes Heftchen hervor, betitelt: „Beschreibung der Schlange, welche die Eva

verführte.“ Es waren die aufgefangenen und in's Publikum gebrachten Briefe des Beiden persönlich bekannten Domherrn an seine Geliebte, eine Kammerjungfer, die zufällig Evchen hieß. So heiter und materiell beide Aerzte eben gestimmt waren, fühlten sie sich doch angewidert von der rohen und geschmacklosen Unsittlichkeit des Briefstellers, der in Kirche und Staat, selbst am protestantischen Hof eine so respectable Stellung eingenommen hatte. — Das ist es eben, sagte der Arzt, was diesen Zwischenfall geistlicher Bestrebungen so fatal und ärgerlich machte. An dem Verhältniß selbst ist ja nichts, was im Revier des Cölibats nicht oft genug vorkäme: aber daß gerade jetzt, wo das Schifflein Petri, Kapitän Loyola, ausdrücklich vor Anker liegt, um den Protestantismus als Passagier mit allem wissenschaftlichen Gepäck als Passagiergut aufzunehmen, ein Untersteuermann solche schmutzige Flagge aufhißte, das war's, was hohe Eiferer krank machen konnte. — — —

Wir verlassen beide Freunde bei ihrer flüsternden Unterhaltung und sehen uns nach unserem liebenden Paar um.

Jetzt erst, nachdem mit den eingelösten Papieren auch dieser Dunstschweif des Unglücks-Kometen Reisig unter Klara's Horizont verschwunden war, athmete sie auf und blickte freien, ungetheilten Gemüths in ihre

Zukunft. Auch lehnte sie fortan alles ab, was an den Genialen erinnern wollte, selbst jene rheinischen Blätter, die später von einem interessanten Reisenden berichteten, der von bedeutsamen Irrfahrten um die Welt und durch das Leben mit sehr interessanten, demnächst im Druck erscheinenden Schriften in den Hafen des Glaubens eingelaufen sei.

Im Stillen sah Klara die glückliche Lösung ihrer peinigenden Verlegegenheit als gute Vorbedeutung ihrer heimlichen und verzagten Herzensneigung an. Bald darauf reiste sie mit den Tanten nach Mannheim und von da nach Wildbad. — — —

Und soviel später bekannt wurde, bewährte sich die warme Quelle sehr wirksam mit der Kraft zu lösen und zu binden, — lösend an Rheumatismen und Lähmung der Glieder, und bindend an den liebenden Herzen des jungen Paares. Der glückliche Poet wurde nicht müde, seiner seelenvollen Verlobten wieder und wieder darzuthun, daß er den hergestellten Arm wieder so kräftig wie den andern gebrauchen konnte.





